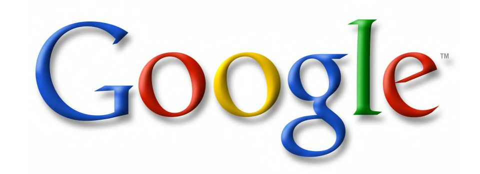




Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit,

zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas.

Nach den Quellen zusammengestellt

von

J. Pfotenhauer P.

Mitglied der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

Zweiter Teil:

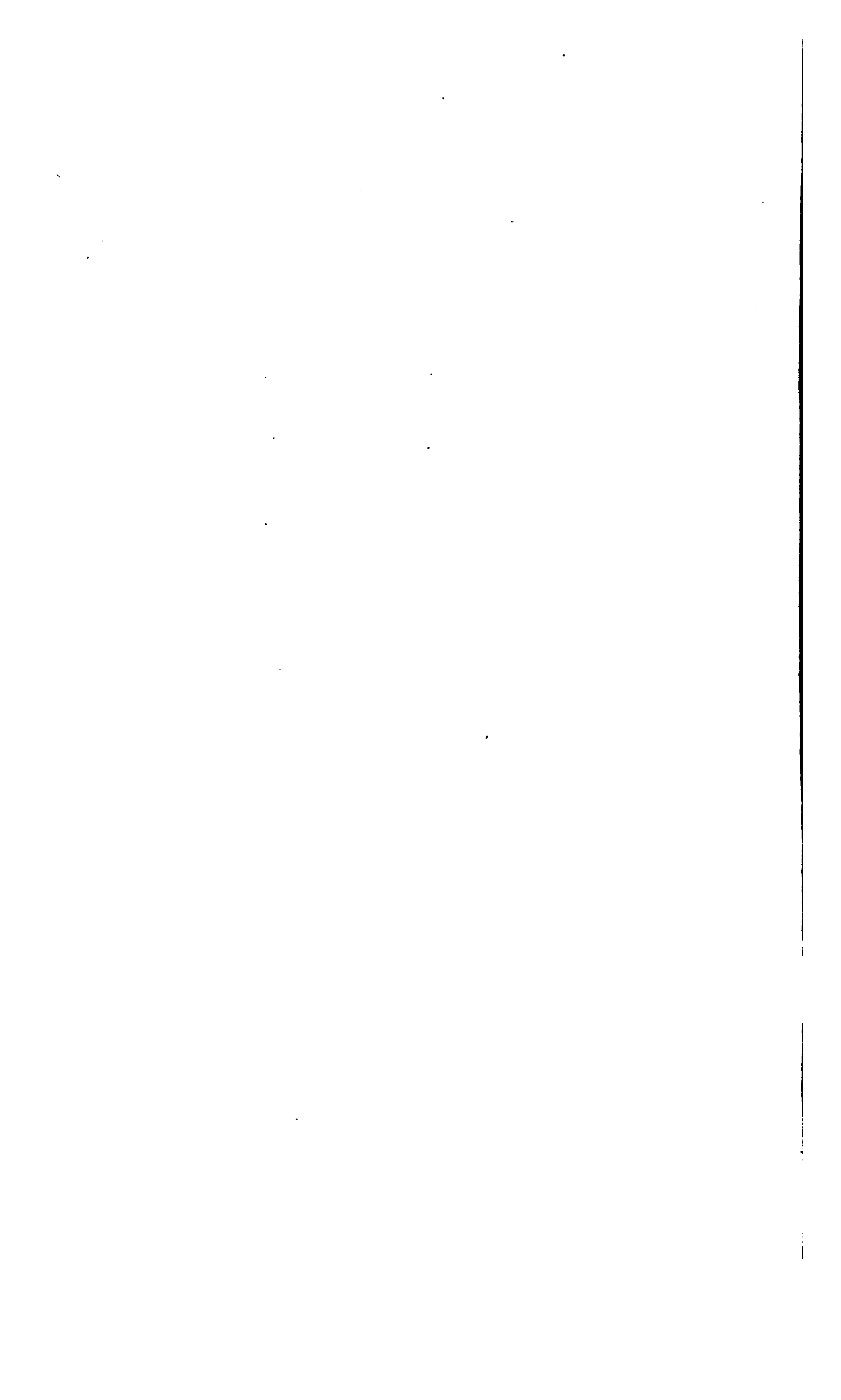
Die Reduktionen und das Leben in denselben.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1891.





Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit,

zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas.

Nach den Quellen zusammengestellt

von

J. Pfotenhauer P.
Mitglied der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

In drei Teilen.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

Die Missionen der Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit,

zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas.

Nach den Quellen zusammengestellt

von

J. Pfotenhauer P.
Mitglied der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

Zweiter Teil:
Die Reduktionen und das Leben in denselben.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1891.

Motto: „Les hordes errantes des Sauvages du Paraguay se fixaient et une république évangelique sortait, à la parole de Dieu, du plus profond des déserts . . . L'Europe ne possédait encore que des constitutions barbares, formées par le temps et le hasard, et la réligion chrétienne faisait revivre au Nouveau Monde les miracles des législateurs antiques.“ Chateaubriand, Génie du Christianisme IV cap. 4. —

„Ex belluis colonias efficere, plurimis familiis, ut in bene morata civitate distinctas, welche die Väter, weil in ihnen die Inder zum bürgerlichen Leben gebracht wurden, reducti essent, Reduktionen genannt haben." Mess. paraq. 108. —

„Les Jésuites operaient dans ces contrées tant de miracles de civilisation, ils exerçaient sur l'esprit des peuples un tel prestige, qu'aucun d'eux ne recula à l'idée de fonder une république, qui dans leur imagination devait rappeler au monde étonné les beaux jours du Christianisme naissant. Ce rêve, dont un monarque n'aurait oser concevoir la chimère, quelques pauvres prêtres, sans autre arme qu'une croix de bois, sans autre force qu'une inébranlable persévérance, se mirent à l'accomplir.“ Joly 3, 294. „L'évangile avait fourni l'idée de ce gouvernement unique; les Jésuites seuls osèrent l'appliquer. Seuls dans le monde ils ont réussi, quand les philosophes, les législateurs et les théoriciens les plus fameux ne rêvent que des utopies et voient leurs systèmes s'écouler l'un après l'autre, tantôt comme impossibles, tantôt comme ridicules et le plus souvent comme corrupteurs de toute morale. C'est la république de Lycurgue sans les vices qui la souillaient, sans les Ilotes qui la deshonoraient pour faire aimer la sobriété aux jeunes Spartiates. C'est le Phalanstère inventé et réalisé aux fonds des forêts vierges de l'Amerique par le dévouement qui crée la vertu, et par le sacerdoce qui révèle aux Sauvages l'idée de la famille et des devoirs sociaux“!! Joly 3, 312 f. — . . . „qu'avec la foi il n'y a rien de plus practicable que de mettre en action chez les Sauvages l'utopie que Platon et les Sages de la terre ont si souvent et si inutilement révée.“ Joly 3, 285. —

„Es ist kein ander Mittel, diese Barbaren standhafft zu bekehren und bei dem angenohmenen Glauben zu erhalten, man treibe denn zuvor

dieselben in gewisse Pferchen zusammen und gewöhne sie gemeinschaftlich unter einander zu leben." Weltbott 4, Brief 451, pag. 124. —

„Nachdem diese Wilden von den Jesuiten wie in Käfigen eingesperrt waren . . ." „Die Patres seien nicht imstande, Wilde in den Flecken einzusperren, wenn es ihnen zu Haus an Lebensmitteln fehle; müßte man doch auch den wilden Tieren, die man in Käfige verschlösse, Speise geben"!! Dobrizhoffer 3, 350, 491. —

„Es ist wahr, wenn man nur wie das gemeine Volk die äußere Schale der Dinge betrachtet, so scheint es, als ob die Jesuiten große Sachen zum Nutzen der Kirche verrichteten. Ja, mein Freund, aber wer genauer Achtung giebt, wer sich erkundigt, wer hineinschaut, der wird wohl gewahr, daß alle diese schönen Sachen nur den Schein des Eifers haben, und daß es in der Hauptsache nur Mittel sind, wodurch die Jesuiten zu ihren Absichten und Interesse zu gelangen glauben." Sammlung der neusten Nachrichten 1, 71 f. —

Einleitendes.

Die Sammlung der indianischen Volkskörper in besondere Missionscentren war vollbracht; dort oben an der Sierra de Santa Cruz lagen die Chiquitos-Reduktionen und im Mittellande des Süd-Kontinentes im Dreistromgebiet des La Plata die Reduktionen der Guaranivölker. Beinahe ein Jahrhundert und mehr, wenn wir die Versuche in Nord- und Süd-Chaco einbegreifen, umfaßte diese Sammlungsarbeit; wesentlich verschieden aber war das Wirken dort und hier, verschieden in dem äußeren Gange, verschieden nach der Summe geistiger Arbeit, welche solch ein Werk erforderte. Denn während hoch im Norden neue Missionsdörfer entstanden, Tausende sich einten in raschem Zuge, war am La Plata die Sammlung längst geschehen, und die Erfahrungen, die Errungenschaften, welche hier gemacht und erkämpft in heißer Arbeit und jahrelangem Streiten, wandte man dort nur an, froh des Besitzes solcher Macht, der Streit war aus! Das geistige Haus hier war von emsigen, unabläßig mit Kelle und Schwert arbeitenden Männern aufgeführt, dort führte man die Scharen ein und ließ sie wohnen ohne sondere Mühe, in und mit ihrer Vereinigung erstand sogleich das fertige Haus. Ein „Muster" lag den dort sammelnden Vätern vor, welches Zug um Zug, nach Aufzug und Einschlag nachgeahmt, dasselbe Gewebe ergeben mußte und thatsächlich ergab, Charlev. deutsche Ausg. 1, 390.

Im Laufe der Sammlung der Guarani-Familie war dieses Muster entstanden, oder besser gesagt, ward der eigentümliche Gedanke, welcher den Vertretern der römischen Kirche in den Kolonien vorschwebte, ward die Idee, welche zum geringsten Teile den Vätern genuin, zumeist von außen an sie herangetragen war, zur Ausführung gebracht in einer Weise, wie es bislang trotz ähnlicher Versuche nicht geschehen und nicht gelungen war. In dem Namen „Reduktion" aber, der schon so oft uns begegnete, verkörperten sich diese Ideen, erhielten sie Stand und Wesen, Mark und Bein, und die Reduktion ist es, welche zu beschreiben wir uns anschicken; denn die Fragen, wie sammelten die Jesuiten die Heiden, wie erzogen sie dieselben, wie bewahrten sie dieselben vor Rück-

fall ins Heidentum, werden erst dann ihre volle Bedeutung erhalten und uns tiefe Blicke thun lassen in jesuitisches Treiben, wenn wir Umschau gehalten haben in den Centren, in welche die Gesammelten zogen.*) Es bedarf nun nicht besonderen Hervorhebens, daß wir dieses Bild der Reduktionen zu zeichnen versuchen werden, wie es zur Zeit der Blüte unserem Auge sich darbietet, da es kaum möglich sein dürfte, die einzelnen Stadien des Heranwachsens und Sichausgestaltens zu verfolgen, vgl. Gothein 14, wenn auch manche kleine Züge beigebracht werden können, welche hin und wieder das Wachsen zu illustrieren im stande sein mögen. —

Die „Reduktionen und das Leben in denselben" haben wir diesen Teil überschrieben; zerlegen wir die Aufgabe in ihre einzelnen Teile, so haben wir zuerst das Äußere, die Reduktionsanlage, das Missionsdorf mit seinen Liegenschaften und seinen Gebäuden, mit seinen Ackerfluren, Weiden und Wald, Plantagen, Estanzien, Fabriken u. s. w. darzustellen. Sodann werden wir uns den Menschen zuzuwenden haben, welche diese „Peuplades" bevölkern, den Patres so gut, wie den eingebornen Christen. Das eigenartige Zusammenleben dieser oft zusammengewürfelten Masse führt uns, da jedes Gemeinschaftsleben seine Ordnungen fordert oder aus sich selbst heraussetzt, zur Besprechung der Ordnungen und Gesetze, in welchen jenes Gemeinschaftsleben sich vollzog. Wie billig, da es um missionarisches Wirken sich handelt, beginnen wir mit dem religiösen Leben der Gemeinde, schreiten dann fort in sich von selbst ergebendem Gange zum wirtschaftlichen Leben, um endlich der Schilderung einer aus diesem heraus mit Notwendigkeit erwachsenen staatlichen Ordnung der Dinge, einer ausgebildeten Staatsverwaltung uns zuzuwenden. —

*) Eine Einreihung der nachfolgenden Bilder in die oben genannten Teile, würde gerade diese so hochwichtigen Teile in ganz besonderem Maße beeinträchtigen, andrerseits aber dem Verständnisse jesuitischen Reduktionssystemes bedeutenden Abbruch thun. Als abgeschlossenes, fertiges Ganzes sollen die Missionsdörfer vor unserem geistigen Auge erstehen.

Die Entstehung des Gedankens der „Reduktion“ und der „république chrétienne“, ein letzter Beitrag zur „Lösung der Indianerfrage“.

Ehe wir an die Lösung der oben bezeichneten, höchst interessanten Aufgabe herantreten, ist eine Vorfrage von einiger Bedeutung zu beantworten, welche anzudeuten wir schon oben Gelegenheit hatten. Es ist die Frage, woher kam dieser Gedanke der „Reduktion“ und der „république chrétienne“, wer schuf seine Eigenart? Die Jesuiten allein, oder fanden sie ein irgendwie gestaltetes Muster vor, an das sie ihre Kunst bis zur Vollendung setzten? Verarbeiteten sie nur gegebene Gedanken, oder traten sie schöpferisch auf den Plan? Wer sprach das „Werdewort“? „A la parole de Dieu“, antwortet der überschwengliche Chateaubriand, ging dieses Werk hervor! Oder aber er verweist uns auf die Antike und die Wunder ihrer Gesetzgebung und läßt in und aus ihnen durch das Mittel der christlichen Religion neues Leben erstehen, und was längst im Staube des Altertums begraben lag, auferstehen und Wirklichkeit werden in den Wäldern Paraguays. Auf dessen Schultern stehend sieht Joly die Utopie, welche Weise erträumt und Könige von fern erschaut haben, deren Darstellung ernste Männer in das Reich der Fabel verwiesen, woran andere zu Narren geworden, wesenhaft werden durch das socialen Segen ausströmende Priestertum römischer Kirche, durch die Hingabe tugendhafter Männer, durch jesuitische Hand, und was ein Lykurg, ein Plato, ein Fourrier der Mit- und Nachwelt an Staatsideal überliefert, hier ist es ihm Wirklichkeit geworden durch die Thatkraft der Brüder seines Ordens, durch das Mittel des Glaubens allein und des Evangelii. „Les Jésuites seuls, seuls!“ ruft er in von Eigenlob triefender Begeisterung aus! Aber ein wenig weiter zieht derselbe Joly das Vorbild der ersten Christenheit als deutendes Mittel herbei, welches die Ordensleute begeistert, dem sie nachwirkten Zug um Zug, um der staunenden Mitwelt in lebendigen, greifbaren Gemeinden als Spiegelbild zu zeigen, wonach frommer Sinn bislang vergeblich ausgeschaut! Eigentümlich mutete dieser Hinweis auf

die Antike, auf die Apostelgeschichte, auf Gott Schöpfer uns an; wahrlich ein bunter, sich überschlagender Wirbeltanz von Vorstellungen, wohl imstande die Augen zu blenden! Allein wie so manches französischem, mit jesuitischen Berichten gespeistem Geiste entsprungene Wort, so sind auch diese lediglich nichts als ebenso großsprecherische, wie hohle Phrasen, welche aus Halbkenntnis geboren Unverstand zeugten! —

Wenn Joly in dem oben angeführten Motto einzig den Vätern den schöpferischen Gedanken sich selbst lobender Weise zuschreibt, so geht auch Charlevoix in der gleichen Weise vor, indem er es, wie wir schon im ersten Teile pag. 98, vgl. Gothein 53 f., sahen, mit aller Bestimmtheit ausspricht, der schnelle Fortgang der Reduktionsgründung habe die Väter Cataldino und Maceta den Gedanken fassen lassen, einen christlichen Staat zu gründen, „le projet d'une république chrétienne, qui ramenât dans cette Barbarie les plus beaux jours du Christianisme naissant“, Charl. 1, 230. Woher ihnen aber der Gedanke der „Reduktion“ gekommen, wird nicht ersichtlich, er ist da, er erweitert sich mit elementarer Gewalt zur Idee des „christlichen Staates“. Allein wenn beide Patres erst jetzt diesen „Staats“gedanken erfassen, so begreift man in der That nicht, wie sie vor ihrer Abreise in das Guayra-Missionsgebiet es sich mit Brief und Siegel geben ließen, „alle ihre Christen in kleine Flecken zu versammeln, sie zu regieren ohne im geringsten abhängig zu sein von Städten oder Festungen, in allen Flecken Kirchen zu bauen und sich im Namen des Königs jedermann zu widersetzen, der etwa beabsichtigte, diese neuen Christen in persönlichem Dienst zu knechten.“ Charl. 1, 226. Lag hierin nicht die in Guayra angeblich erst erfaßte Idee schon klar und deutlich ausgesprochen, dessen zu geschweigen, daß in dieser Darlegung des Planes die Gedanken an die „Reduktionen“ und an den daraus erwachsenden oder erwachsenen „Staat“ durcheinander geworfen, Anfang und Ende total verworren sind?

Oder wenn derselbe Charlevoix einige Seiten weiter, 1, 231, den Plan der Reduktionsgründungen, weitere Pläne inbegriffen, und die Realisierung desselben ausdrücklich Cataldino und Maceta zuschreibt, welche dem katholischen Könige in seinem Rate von Indien, dem Gouverneur und dem Bischofe von Paraguay die Notwendigkeit ihres nunmehr beginnenden Missionsbetriebes für die Eingeborenen und den Nutzen desselben für die Mächte der Kolonisation entwickeln, so heißt das doch ebenfalls nichts anderes, als klar und deutlich vor Augen haben, was man will! In der That, die Männer müssen gewußt haben, als

sie auszogen, genau gewußt haben, was sie wollten! Aber woher der Gedanke, so vorzugehen, — und man sehe nur die Konsequenz, mit welcher sie vorgingen, kein Fehlgriff, kein Schwanken, schnurgerade und abgesteckt lag der Weg vor ihnen; kam ihnen das alles über Nacht, im Gesicht? Eine andere Frage dazu! Wollten sie denn von vornherein einen „Staat" gründen, suchten sie darum diesen entlegensten Winkel der Welt? Überwinden sie darum den Widerstand der kolonialen Mächte, gehen darum eine enge Verbindung mit politischen Machtmitteln und politische Pläne ein: die bekehrten Indianer nämlich zu veranlassen, den katholischen König anzuerkennen und ihm Treue zu schwören, eine Art Eroberung zu machen, welche eben diese viel solider und legitimer gestalte? Charlev. 1, 232. Diese Frage beantworten wir später! Allein mit den bisher auf die erste Frage gegebenen Antworten kommen wir nicht zum Ziele, suchen wir lieber andere Wege zur Lösung der Rätselfrage! —

Während, soweit wir sehen, die meisten Autoren älterer und neuerer Zeit entweder diesen Punkt umgehen, oder aber, sei es kürzer oder länger, mit einem Hinweise auf die sociale Eigenart des Ordens, seine kirchlichen Grundsätze, seine Ziele im Staatsleben der Völker u. s. w. sich genügen lassen, oder endlich ganz falsche Gesichtspunkte zur Geltung bringen, vgl. Le Bret, Magazin 2, 360 f., ganz zu schweigen von den Jesuiten selbst, deren Ideenkreis uns die oben beigebrachten Mottos zur Genüge vor Augen geführt haben, macht Dr. Gothein in seinem christlich-socialen Staate der Jesuiten in Paraguay pag. 1 ff. den eigentümlichen, aber nichtsdestoweniger höchst lehrreichen Versuch, die jesuitische Reduktions- und Staatsbildung in Paraguay auf die „Civitas Solis", den „Sonnenstaat" des Thomas Campanella*) zurückzuführen. Gehen wir den ungemein interessanten Ausführungen Gotheins

*) Thomas Campanella aus Stilo in Kalabrien trat in den Dominikaner-Orden; republikanischer Tendenzen verdächtig, ward er von der spanischen Regierung 1599 gefänglich eingezogen, hielt 7mal 24 Stunden lang die Folter aus ohne zu gestehen und schmachtete dann 27 Jahre lang in hartem Kerker. Urban VIII. bewirkte endlich 1626 seine Versetzung in die Gefängnisse der päpstlichen Inquisition. Er wurde hier 1629 freigesprochen und mit einer päpstlichen Pension entlassen, mußte aber vor neuen Nachstellungen der spanischen Regierung nach Frankreich zu seinem Gönner Richelieu flüchten, wo er 1639 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften ist am bekanntesten der oben genannte „Sonnenstaat", ein in Dialogform geschriebenes Idealbild eines Staates nach Art der platonischen Republik oder der Utopia des Thomas Morus, nach kommunistischen Grundsätzen aufgebaut.

in möglichster Ausführlichkeit nach, da er als Jurist aus den oft verschlungenen Ausführungen und Aufstellungen des Dominikaner-Paters die leitenden Sätze in vorzüglicher Klarheit hervorzuheben verstanden hat. Als wir es uns angelegen sein ließen, das in schauderhaftestem Drucke uns vorliegende Bändchen zu studieren, standen wir oft vor zwiefachen Rätseln und begrüßten um so freudiger Gotheins treffliche Arbeit. —

Es ist in der That ein Schade, daß nur das Gerippe des phantasievollen Baues gegeben werden darf, ein Schade, der nur dadurch aufgewogen werden kann, daß die nachherige Schilderung des Jesuitenstaates lebensvolle Wirklichkeit bieten wird an Stelle traumhaften Schauens. Wollten wir irgend etwas mit Campanellas Sonnenstaat vergleichen, so könnte es nur Bellamys „Rückblick" sein, der in den letzten Jahren so viel von sich reden gemacht hat; wir stehen auch nicht an zu behaupten, eine Zugänglichmachung der Gedanken Campanellas würde für unsere an Zukunftsstaaten-Träumen reiche Zeit, in Verbindung mit ihrer Verwirklichung im Jesuitenstaate, wenn ja diese Anwendung gemacht werden darf, von nicht zu unterschätzendem Werte sein! Was Campanella träumte, was die Jesuiten verwirklichten, woran diese zu Grunde gingen samt ihrem Staatswesen, das werden auch heute die Zukunftsmänner vergeblich erstreben, obgleich nicht wenige Konjunkturen ihren Wünschen günstiger und die Zeitlage eine andere geworden in vielfältiger Hinsicht, daran werden auch ihre Pläne scheitern, wenn je Gott den Anfang einer Verwirklichung zulassen sollte. —

Wie der Naturforscher naturwissenschaftliche Versuche anstelle, so seien auch bisweilen geschichtliche Experimente angestellt worden, beginnt Gothein einleitend seine Darlegung. „Man hat versucht, in kleinen Kreisen, von denen jede fremde und störende Einwirkung ausgeschlossen blieb, Ideen zu verwirklichen, zu denen man als den äußersten Konsequenzen eines folgerichtigen Denkens über den Zusammenhang der menschlichen Handlungen gelangt war. Man hat zugleich durch diese Versuche zeigen wollen, daß sie auch für weitere Kreise anwendbar seien. Mögen nun solche Versuche geglückt oder gescheitert sein, jedenfalls sind sie stets belehrend, denn sie zeigen die Kräfte, die sonst mit- und gegeneinander wirkend das Gewebe der Geschichte bilden, in der Isolierung und erleichtern dadurch das Urteil über deren Tragweite." Schon den Zeitgenossen habe als ein solches Experiment, als ein Samenkorn, aus dem ein mächtiger Organismus hervorschießen sollte, ein kleines Gemeinwesen gegolten, das zwar zur Zeit seiner höchsten Blüte noch nicht 150 000 Seelen gezählt, das aber doch schwärmerische Begeisterung und

fanatische Abneigung hervorgerufen habe, wie kaum jemals eine Großmacht: der Staat der Jesuiten in Paraguay. In ihm liege der Versuch vor, ein Staatswesen ausschließlich auf einzelne Seiten des menschlichen Wesens zu bauen, alle andern aber durch die Staatsverfassung selbst zurückzudrängen, zu schwächen, womöglich zu vernichten. —

Nach einer kurzen Darlegung der Aufstellungen jesuitischer Staatsrechtslehrer über die Stellung der Kirche zum Staate, und dem Nachweise, daß diese jesuitischen Theoretiker bei der Lösung der ihnen vorliegenden staatsrechtlichen Fragen der Schilderung eines Staatsideales überhaupt aus dem Wege gegangen seien, und zwar mit vollem Bewußtsein, „da sie sich unnötig geschadet hätten, wenn sie in ihre exakten Erörterungen Träume hätten einfließen lassen, denen sie vielleicht im stillen nachhingen", — fährt Gothein also fort: „Was sie nicht sagen durften, sprach ein Denker aus, der sich das Recht der Philosophen nahm, Staatsideale zu träumen und sie auf irgend eine noch zu entdeckende Insel der neuen Welt zu versetzen. Und wer hätte glauben mögen, daß Thomas Campanellas Sonnenstaat innerhalb eines halben Jahrhunderts seinen wesentlichen Zügen nach im Innern der Urwälder Südamerikas verwirklicht werden sollte?" Dieser kühne Dominikaner sei eher den Schriftstellern des Ordens Jesu beizuzählen, als den Scholastikern seines eigenen Ordens, da er mit den Jesuiten in dem gemeinsamen Streben zusammengetroffen sei, dem System der alten Kirche durch Aufnahme der für sie verwertbaren Resultate der neuen weltlichen Bildung stärkere Stützen zu verleihen. Zwar habe sein gewagter Ideenflug oft eine andere Richtung genommen, schließlich aber hätten sich beider Gedanken immer wieder getroffen. „In Campanellas Werkchen vom Sonnenstaate ist der Ideenkreis des restaurierten und durch die Renaissancebildung erweiterten Katholizismus am rücksichtslosesten dargestellt worden, die Jesuiten haben ihn in Paraguay am rücksichtslosesten durchgeführt."

Entgegen der geistvollen Spielerei der Verfasser der „Staatsromane" jener Tage, sei Campanella von der Überzeugung durchdrungen gewesen, daß seine Vorschläge eine praktische Tragweite besäßen. „Die Bürger, welche er im Auge hat, sind durchaus keine höheren Naturen, als man sie überall findet; gerade auf die niederen und alltäglichen Seiten der Menschennatur hat er außerordentliche Rücksicht genommen. Sein Sonnenstaat existiert auch nicht einzig und allein für sich in wohlwollender

Beschauung seiner Autokratie, er zieht vielmehr nach und nach alle Nachbarn in seine Kreise, denn alle sehnen sich nach dem Glücke, das die Sonnenbürger genießen und gewöhnen sich leicht an ihre Sitten", Camp. 54. — die Pagina-Angabe ist nach der uns vorliegenden Ausgabe des Campanella den Ausführungen Gotheins von uns beigefügt worden. „Der Staat als solcher sendet seine Späher, die bald auch Propheten sein dürfen, in alle Gegenden der bewohnten Erde, Camp. 15, 44, 61, und seinen Bürgern ist es höchster und letzter Grundsatz, daß einst ihre Regierungsform sich über den ganzen Erdkreis verbreiten werde", Camp. 93. Wiederholt weise Campanella auf die neu entdeckten Erdteile und die Aufgabe, welche dort den geistlichen Orden zufalle, da es offenbar seine Absicht sei, daß in jene unberührte Gegenden das Senfkorn einer besseren Welt ausgestreut werden solle. „Sein Staat sei zwar, erörtert er, nur nach den Grundsätzen der natürlichen Vernunft erbaut, darin aber liege eben die Bürgschaft für die Wahrheit des Christentums, daß es den Naturgesetzen nichts hinzufüge als die Sakramente, und auch diese nur, damit sie den Menschen Hilfe zur Beobachtung jener brächten, Camp. 92. So solle denn vermittelst dieses Vernunftstaates die christliche Religion Herrin der Erde werden, Camp. 92. Die Entdeckung der neuen Welt und die Goldgier der Spanier sei lediglich in den Plan der Vorsehung zu diesem Zwecke einbezogen, ebend. Noch am Schlusse seines Werkes schärft er eben diese Hauptansicht ein: die weltgeschichtliche, durch den Gang der Gestirne bedingte Entwicklung habe wohl jetzt die neuen Ketzereien hervorgerufen, zu gleicher Zeit seien auch die Stifter des Jesuiten- und Kapuzinerordens aufgetreten, und sei durch Kolumbus und Cortez die andere Hemisphäre der göttlichen Religion eröffnet worden, Camp. 102. Diese Verbindung und die Stellung, die er dieser Reflexion anweist, lehre, was Campanella im Sinne hatte." Und „das waren die Träume, fährt Gothein fort, denen die Jesuiten in Paraguay nachhingen und die sie später oft in begeisterter Sprache verkündigt haben. So faßten sie ihr Verhältnis zu den spanischen Eroberern auf, die sie nach und nach durch ihre Mission ersetzen wollten, so priesen sie ihren Staat: das wohlberechnete, schöne Kunstwerk, das schon in den ersten 30 Jahren seines Bestehens zu seiner Vollkommenheit gelangt sei, und so deuteten sie bisweilen an, welche Stelle vielleicht noch dieser Pflanzstätte unlösbar vermählter Tugend und Wohlfahrt beschieden sein könne." —

Treten wir mit Gothein an die Konstruktion des Staatsleibes heran, zugleich mit ihm und an der Hand eigener Studien kurz die

Darstellung dieses so gedachten Leibes bei den Jesuiten erwähnend, während wir die weiteren Ausführungen für später versparen. „Damit der gedachte Staat sich auszuwirken imstande sei, sah Campanella ein, bedurfte derselbe jener Abschließung gegen fremde Elemente, 57 f., wie sie einst Platon für seine Republik festgesetzt hatte. Selbst als Diener wird der Fremdling verschmäht, um die Gefahr der Beeinflussung zu vermeiden. Dem zufällig Nahenden soll 3 Tage hindurch alle erdenkliche Ehre erwiesen werden, und eine Probezeit von 2 Monaten kann ihm auch Aufnahme verschaffen; aber nur mit Wissen und Willen der Oberhäupter kann er mit einzelnen in Verbindung treten. Der wenige für notwendig verbundene Staatshandel ist vollends weit von der Stadt verlegt." Von Beginn ihrer geregelten Missionsthätigkeit an verfolgten auch die Jesuiten diesen Grundsatz der Abschließung und bildeten im Laufe der Entwicklung die geeigneten Maßregeln aus.

„Auf solche Weise behalten die Philosophen des Sonnenstaates freie Hand, ihr Ideal durchzuführen. Dieses Ideal ruht aber auf jenem Gedanken, der schon die ganze Renaissancezeit beschäftigt, und den jetzt die Gegenreformation aufgenommen hatte: Staat und Gesellschaft als Kunstwerk zu gestalten, als Mechanismus zu konstruieren. Im Sonnenstaate ist alles Maß und Zahl, der Willkür ist keinerlei Raum mehr offen gelassen; an die unabänderliche Bewegung der Gestirne, an die Erkenntnis ihres Einflusses ist das ganze Leben geknüpft. Schon der erste Blick auf die Stadt sollte das zeigen: in harmonischen Abständen türmt sie sich auf, Camp. 4—6; in konzentrischen 7 Ringen steigt sie hinan, wechseln öffentliche Lehr- und Werkstätten, Camp. 10 ff., die zuletzt in der einzigen, mauerlos auf Säulen emporschwebenden Tempelkuppel gipfeln", Camp. 7 ff. Es ist, als ob wir in eine jesuitische Reduktion hineinschauten, welche zwar nicht in dem „edlen architektonischen Gedanken des vollendeten Centralbaues" ausgeführt, aber nichtsdestoweniger in ihrer quadratischen, mehr praktischen Anlage Campanellas Gedanken zur Wirklichkeit brachte. Jede Reduktion mit ihren Meiereien und Vorwerken, Viehposten und Plantagen rings umher, mit ihren nur in der Reduktion selbst ansässigen Bewohnern, mit dem kunstvoll sich auswirkenden, genau geregelten täglichen Lebensgange, — jede Reduktion, ein für sich selbst bestehendes Ganzes, in sich fertig und abgeschlossen nach außen, war eine von Campanella gedachte, centralisierte Städtegründung, bei welcher Form des Wohnens eine mechanisch gleichförmige Regelung der Bevölkerung überhaupt nur möglich war.

Allein um dieses Ziel wirklich zu erreichen, bedarf Campanella eines völlig gleichartigen Menschenmateriales; um den Egoismus aus den Herzen zu verbannen, mußten auch die allzu schroffen Verschiedenheiten der Individualitäten abgeschliffen werden, da diese naturgemäß Kampf und Wettbewerb wachrufen. Zu dem Ende schreibt der Dominikaner für seinen Staat wunderliche Dinge vor betreffs Regelung der Verhältnisse der Geschlechter und systematischer Züchtung eines physisch und psychisch gleichartigen Geschlechtes, welche selbst auf die Haustiere sich erstrecken und die Experimente des bekannten Erzvaters weit hinter sich zurücklassen, — eine Zucht ohne gleichen, so daß wir anstehen, diese Dinge wiederzugeben, Camp. 15, 26, 31 f., 34 f., 36, 38 f., 55 f., 80, 59. Die Jesuiten waren glücklicher, sie fanden das Material vor, so wie sie es brauchten, und waren praktisch veranlagt genug, es zu erhalten in der Gleichförmigkeit seelischen und körperlichen Seins eben um des Bestandes ihres Staates willen.

Es war das sociale Elend der damaligen Welt, vgl. 41 f., 17 f., 26 f., 56 ff., 60, welches Campanella zum Aufbau seines Phantasiestaates trieb; durch seine Verfassung sollte der Einzelne erst recht in den Stand gesetzt sein, die Zeit der materiellen Arbeit abzukürzen — womöglich auf 4 Stunden täglich — und den Rest voll und ganz der geistigen Ausbildung zu weihen. Wer möchte leugnen, daß die Jesuiten, da die Greuelwirtschaft des Kommenden-Unwesens täglich vor ihren Augen stand, nicht getrieben seien von edlem Unwillen über die Zustände der Unterdrückung und Ausbeutung, ein Besseres heraufzuführen über das geknechtete Volk! Und „bei aller Unterordnung der Glieder unter die jede Lebensäußerung absorbierende Gesamtheit in diesen großen Uhrwerken“ war wenigstens anfangs die Wohlfahrt des Einzelnen Zweck der république chrétienne. Wir sagen anfangs, denn später leiteten ohne Frage andere Gesichtspunkte die Missionsväter und beeinträchtigten, wir sagen das gegen Gothein, die Sorge der Missionare für ihre Schutzbefohlenen nach Seite der geistigen Ausbildung hin wesentlich.

Zur Grundlage dieser so gearteten Gesellschaftsverfassung macht Campanella mit allem Nachdrucke die Arbeit, vgl. die letzten Paginaangaben, und zwar die Arbeit, die den Einzelnen nicht zerstören, sondern erhalten solle. Die Arbeit verunedele keineswegs, wie etwa in den europäischen Kulturstaaten, nein, jemehr ein Mensch Kunstfertigkeit verstehe, für um so vornehmer sei er zu achten, und jemehr wiederum eine Kunst Anstrengung erfordere, um so höher werde sie geschätzt, Camp.

21 f. Dabei statuiert Campanella keinen Unterschied zwischen geistiger und körperlicher Anstrengung; da Schmieden eine Kunst und eine höchste Anstrengung erfordere, sei ein Grobschmied zu den Angesehensten zu zählen. Könige heißen ihnen die Vorsteher der Arbeitsabteilungen, Camp. 60, denn dem tüchtigsten Arbeiter, und nicht einem beliebigen, unwissenden Müßiggänger komme dieser Name zu. „Selbst die von Campanella großartig gedachten und geschilderten Stätten der öffentlichen Bildung, 10 ff., 20 ff., sind mit den Arbeitswerkstätten verknüpft; jedem Wissen wird alsbald die technische Verwertung abgewonnen, ebend., und wenn die Herrschaft der Denker auch mit Platons Gründen gerechtfertigt wird, so wird doch die Forderung des praktischen Wissens auch für sie vor allem betont." Außer einigen, allerdings nicht unwesentlichen Abweichungen werden wir dieselben Grundsätze in den Reduktionen wiederfinden.

Neben diese Frage nach der Arbeit tritt naturgemäß die nach dem Privateigentum, welches die Arbeit erzielt. Campanella ist voll Widerwillen gegen das Privateigentum, 16 f., 18, 26 f., 30 f., 38, 40, 41 f.; schon nach dem Bisherigen mußten wir auf diese Aufstellung gefaßt sein, allein verschiedene Gründe stellt er außerdem hin zur Begründung der Negierung des Privateigentums. „Zunächst herrscht der Wunsch vor, die Quelle der gewöhnlichsten Laster zu verstopfen; daneben macht sich die Erwägung geltend, daß bei einer rationellen Organisation jede Fähigkeit an richtiger Stelle verwertet, jeder teilweise Mangel ausgeglichen werden könne, sowie daß sich die Arbeitszeit auf ein Minimum herabmindern lasse; endlich aber erhebt er auch die Forderung, daß niemand mehr empfange als er verdient habe, niemandem aber auch das Notwendige entzogen werde. Alles in allem gefaßt, giebt aber doch das erste rein ethische Moment für ihn den Ausschlag. Die Laster entspringen dem Egoismus, der Egoismus findet seinen hauptsächlichsten Gegenstand im Eigentum; um jene zu bekämpfen, vernichtete man also zuerst dieses. Schließlich wird der ganze Kunstbau auf eine bloße Gesinnung gegründet: auf die Liebe zur Gemeinschaft, Camp. 72, welche bleibe, auch wenn der Eigennutz aufgehoben werde." „Diesen auszuschließen, jene zu erwecken, zielt im Grunde die Mehrzahl der Vorschläge Campanellas: die Perhorreszierung des Geldes, 37, 57, und des Privathandels, die Gemeinschaft der Arbeit, der Wohnung, der Weiber und Kinder, 43 f. u. öfter, des gesamten Lebens, 19. Wissen, Ehren, Genüsse, so faßt er zusammen, sollen gemeinsam sein. Die Gemeinschaft des Wissens

steht voran, 68, denn das ist die Gewähr für alle andern Institutionen, daß der Bürger in seinem Geistesleben vom Staate abhängig bleibe, 16 f. Dies bezwecken Campanellas große Museen, 10, dies die Ausbeutung der Religion für Zwecke des Staates, oder wenn man lieber will, die völlige Verschmelzung des religiösen und politischen Lebens."

Die Beherrscher des Wissens und des Staates hätten nach Campanella auch zugleich die Priester zu sein, 9 f., 22 f., 48 f., 74 f. Als Staatslenker sollten sie jede Handlung der Gemeinschaft auch mit einem entsprechenden religiösen Akte begleiten, vor allem aber die Beichte, 74 f., als sicherste Handhabe benützen zur Leitung aller Einzelnen, so daß ihnen jede andere beinahe als überflüssig erscheinen könne. Und das mit Fug und Recht! Denn nachdem das Eigentum aufgehoben und hiermit die Mehrzahl juristischer Vergehen aus der Welt geschafft sei, Camp. 19, 70 ff., seien es fast nur noch moralische Gebrechen, 40, die korrigiert werden müßten; für sie sei der Priester der natürliche Richter und die Buße die gebührende Bestrafung; neben diesen stehen die Vorsteher der Gewerke, Wissende, als Richter. „Sie selbst, sagt Campanella 19, klagen sich wohl an der Undankbarkeit, Böswilligkeit, wenn je einmal einer dem andern den Dienst verweigert, und der Faulheit, des Jähzornes und der Lüge, die sie wie die Pest verabscheuen. Und zur Strafe dafür werden sie des gemeinsamen Tisches, mulierum commercio, und anderer Ehren beraubt, bis der Richter Besserung merkt!" „An die Stelle des Rechtes, fährt Gothein fort, ist also die Moral getreten; Definitionen, in den großen Wandelgängen der konzentrischen Kreise auf ehernen Tafeln angebracht, 73, vertreten hier die Gesetze, selbst die Gliederung des Staatswesens entspricht dem Schema der moralischen Anlagen: so viel Tugenden, so viel giebt es auch Beamte, die jene zu pflegen und über ihre Erfüllung zu wachen haben, Camp. 9 f., 19. Die sittliche Erziehung ist hiermit vollendet, und die Staatsform hat ihre festeste Stütze in der Überzeugung der Bürger selbst gefunden, 72." — Wiederum, jedoch mit wesentlichen Modifikationen in Bezug z. B. auf das gemeinsame Wohnen, Gemeinschaft der Weiber und Kinder, Gemeinschaft des Wissens, wenn überhaupt in Paraguay von einem Wissen geredet werden kann, haben die Jesuiten anscheinend dieses Stück des Staatsideales in Paraguay durchgeführt. In seiner sündlichen Stellung zum Grundgebote gottgesetzten Familienlebens konnten und durften die Väter Campanella nicht folgen, vielmehr nahmen sie die Eheschließung in ihre Hand und ordneten dieselbe ganz schematisch von Staats wegen. Abgesehen von dem Sittlichkeits-

bewußtsein, welches das Mutterland den ersten Vätern vor allem mitgab, brauchten sie auch die Gefahren, welche Campanella von der Ehe und Häuslichkeit träumte, nicht zu fürchten. Auf einem Kommunismus weitgehendster Art aufgebaut fand ihr Staat in dem Missionspriester seine persönliche Spitze. Mit Recht auch mag es Gothein betonen, daß in überraschender Weise selbst gleichgiltige Äußerlichkeiten, wie das gemeinsame Ausrücken der Abteilungen zur Feldarbeit mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, übereinstimmten. Und was Campanella für seinen Staat unter solchen Institutionen verhieß, das, so rühmten die Väter mit lautem Munde, sei thatsächlich erreicht! Nun, wir werden sehen!

Wenn in dem Staatengebilde eines Campanella der Eigennutz schwinden und die Liebe zur Gemeinschaft alles beherrschen sollte, so konnte diese nur erzielt werden, resp. zu solcher Machtentfaltung gelangen, wenn neben alle bisher aufgeführten Momente ein geistiges, übersinnliches trat, der religiöse Affekt, wie schon aus dem oben Vorhergehenden sich ergiebt, Camp. 41 f., 46, 48, 53, 61, 64 f., 73, 74 ff., 80, 82 f., 85 ff. Nun, wohl stehen im Sonnenstaate Christus und die Apostel auf einem Ehrenplatze, aber unter anderen Wohlthätern und Umgestaltern der Menschheit, mitten unter den Statuen von Heiden und Mohammedanern. „Im äußeren Kreise sind abgebildet alle Erfinder von Wissenschaften und Waffen, und Gesetzgeber, wo ich Moses gesehen habe und Osiris, Jupiter, Merkur, Lykurg, Pythagoras, Solon, Mohammed u. s. w. Letzteren halten sie jedoch für einen fabulosum et sordidum legislatorem. At in loco dignissimo Jesu Christi vidi effigiem und das der 12 Apostel, die sie sehr hochschätzen, als über den Menschen stehend", Camp. 14. Wohl vollziehen sie sühnende Opfer und Weihegebete, sühnen das Volk wie den Einzelnen, lassen unaufhörlich Gebete aufsteigen, wohl steht eine Art Priesterstand im Tempel vor Gott Tag und Nacht, intercessores et copula zwischen Gott und den Menschen, aber so wenig die sonstigen Ausführungen den Beschauer zu erwärmen imstande sind, noch weniger diese, es ist nur ein superadditum, nur ein Mittel, im Vordergrunde steht das Glück des Einzelnen und der Gesamtheit und dieses ruht auf anderer Basis als auf der religiösen. Demgemäß ist auch die priesterliche Stellung weniger erwachsen aus seiner Mittlerstellung zwischen Gott und den Menschen, als vielmehr aus seinem Wissensstande, und niemals wird die Pflicht des Unterthanengehorsams aus der priesterlichen Würde der Obrigkeit hergeleitet, vielmehr hat jene ihre Weihe nur durch die Wahl des Volkes erhalten, 68 f. — Weit über dieses dürftige Vorbild hinaus

gehen die Jesuiten in Paraguay; hier ist die Religion das alles Bewegende, wenigstens äußerlich. Als Missionsväter mälig staatsgründend auftretend geben sie dem Wesen ausschließlich religiöses Gepräge; in dem führenden Priester, dem Vertreter Gottes, ragt die übersinnliche Welt überall in das Irdische hinein und nimmt das ganze Denken des Indianers gefangen, und staunend werden wir sehen, ja, wir haben es bereits gesehen in dem Gange der Geschichte, was alles die Väter gleichsam spielend zu stande brachten. „Es war aber auch für sie", setzt Gothein mit Recht hinzu, „die Umspannung und Durchdringung des ganzen Lebens mit kirchlichen Maßnahmen, die beständige Beichtkontrolle und der blinde Gehorsam vielmehr selbständiger Zweck als Mittel; bei Campanella lag die Sache umgekehrt."

Weiterhin führt Gothein aus, daß die Jesuiten die Wünsche des Philosophen in einem Punkte sogar weit übertroffen hätten, in dem der Strafrechtspflege, da sie an Stelle der rohesten und barbarischesten Form der Talion im Sonnenstaate, Camp. 28, 46, 53, 55, 70 f., auch den schwersten Verbrechen gegenüber nur kirchlich moralische Zuchtmittel anwendeten. Im Gegenteil, so wenig Campanella in dieser Hinsicht seinem Princip treu blieb, daß die Urteilssprüche nur rechte und wahre Heilmittel sein sollten, die mehr nach Wohlwollen als nach Strafe schmeckten, 74, ebensowenig haben die Jesuiten die bezeichneten Zuchtmittel einzig angewendet, sondern sind mit der harten Strenge eines unbarmherzigen Profossen gegen ihre Schützlinge verfahren.

„Bloß der Eigennutz sollte mit der Wurzel ausgerottet werden; daß alle anderen Seiten des menschlichen Gemütes ohne Schaden gefördert und sogar benützt werden könnten, darin stimmten Campanella und die Jesuiten überein. Die kluge Berechnung des Ehrgeizes, seine Befriedigung mit Auszeichnungen, Camp. 40, 51, 53, 79, denen nur ein Affektionswert inne wohnt, die weitgehende Verwertung einer Kunst, die den Sinnen schmeichelt, die Monopolisierung für den Staatszweck, dies alles findet sich dort wie hier. Nicht minder stimmen die Erziehungsmaßregeln für die Jugend überein, Camp. 20 f., 36 f., 45 f., 50, die gemeinsame Erziehung, die Auslese der Talente während derselben, Camp. 19, 54, ja sogar die Befähigung zum Beamten soll aus der Leitung der kindlichen Arbeiten erkannt werden. Eine Maxime, die ganz in Campanellas Sinne läge, ist von den Jesuiten sogar deutlicher ausgesprochen und durchgeführt worden, — der Grundsatz: daß der Jugend von früh an das Gefühl der Arbeitsverantwortlichkeit

dadurch eingeflößt werde, daß ihr Unterhalt, soweit irgend möglich, von ihr gemeinsam erarbeitet werde."

„Selbst in der Staatsverwaltung, Camp. 45 ff., 55 ff., 68 f., 78 f., finden sich viele Übereinstimmungen, jedoch überwiegen hier die Verschiedenheiten, da eben die Guaranis keine hochbegabten Sonnenbürger waren. Gemeinsam ist die hierarchische Herrschaft auf demokratischer Grundlage (?) und die Verschmelzung der verschiedenartigsten Funktionen der wirtschaftlichen und polizeilichen Verwaltung, der Rechtsprechung, der kirchlichen Hilfeleistung zu einem Amte (?). Jedoch in den Missionen gingen wohl die meisten derartigen Beamten aus dem Volke durch dessen Wahl hervor (?), aber eine unüberbrückbare Kluft trennte sie von den eigentlichen Herrschern, eine Kluft, welche Campanella nicht kennt. Hier wie dort begründen Wissen und Können die Herrschaft, aber der Kreis der Wissenden ist in Paraguay, — wie wir schon oben andeuteten, — ein abgeschlossener, ein wahrhaft undurchdringlicher Zauberkreis. In Campanellas System würden die Missionen etwa den Unterthanenstädten des Sonnenstaates entsprechen, in denen Gemeinschaft der Güter, aber einstweilen noch nicht die der Weiber eingeführt ist, Camp. 16, 44, und nach dem Sonnenbürger als Beamte geschickt werden. Nur wird auch aus solchen Orten ein Teil der Jugend in die Hauptstadt selbst aufgenommen, dort erzogen und später in die Heimat zurückgesandt, vgl. die Stellen bei Jugenderziehung, um deren Verfassung zu vollenden, während in Paraguay nie ein Indianer, wäre es auch der begabteste und gehorsamste gewesen, in den Kreis der Halbgötter eintreten durfte."

Soweit Gothein in seinem Vergleiche beider Systeme. Vergessen wir eins nicht zum Schlusse! Wenn wir auch den Scharfsinn ebenso bewundern mußten, wie die Phantasie, welche beide „diese beste der Welten" schufen, wenn auch ein geheimes Sehnen uns ankommen mochte, aus den Verhältnissen der Unvollkommenheit und Verwirrung dieser Tage herausgerissen und in das Land der Ruhe und des behaglichen Stilllebens versetzt zu sein, — dieses Staatswesen würden wir nimmer wählen als Ort der Zuflucht und des Heils, — ganz abgesehen von den tief unsittlichen Principien, die ihm zum Fundament dienen, um der gähnenden Langweiligkeit nicht, welche aus allen Ecken und Winkeln uns anstarrte. Auch das oben kurz erwähnte Zukunftsbild Bellamys krankt an demselben Übel. Wie es damit in Paraguay bestellt sein mochte, soll ein Späteres uns erweisen! — Doch kehren wir zu Gothein zurück. Obgleich wir in wenigem ihm widersprechen und einzelnem ein

Fragezeichen beifügen mußten, so können wir zunächst und vorläufig im ganzen ihm nur zufallen in seinem zusammenfassenden Urteile, welches dahin geht, daß man sich der Vermutung nicht erwehren könne, das Schema Campanellas sei nicht ohne Einfluß auf das Experiment der Jesuiten gewesen. „Zwei Italiener, fährt er dann fort, Cataldino und Maceta, waren diejenigen, welche den Plan dieser Verfassung entwarfen und durchsetzten. Freilich geschah dieses zu einer Zeit, da Campanella in den Kerkern seines eigenen Ordens (?) schmachtete. Doch mögen die beiden Jesuiten von dem Staatsideale ihres Landsmannes gewußt haben oder nicht, jedenfalls sind ihre Pläne mit den seinen derselben Wurzel entsprossen; und die Übereinstimmung beweist das eine, wie nahe diese Gedanken den Menschen zur Zeit des höchsten Aufschwunges der Gegenreformation gelegt waren. Das ist es, was den Jesuitenmissionen in Paraguay ihr Interesse verleiht: diese Einrichtungen sind nicht das Produkt des Zufalles, oder der Anbequemung an gegebene Verhältnisse gewesen, wir haben es hier in der That mit einem kunstvoll angelegten Experimente von großer Tragweite zu thun.“ —

Allein sollte Gothein mit dieser letzten Behauptung wirklich recht haben und behalten? Ist in Wirklichkeit diese so sich gestaltende Missionsthätigkeit nur ein Experiment auf Gewinn oder Verlust? Gewiß, ein Produkt des Zufalles war dergleichen nicht, konnte es nimmer sein, auch nicht bloße Anbequemung an gegebene Verhältnisse, — aber ein Experiment? Dürfen wir in der That Gothein, wie wir es gethan haben bis hierher, voll und ganz zustimmen? Ja, wir dürften es, wenn nicht aus der Einsicht in die Quellen ein anderer, erster Gesichtspunkt sich uns erschlossen hätte, dem wir an erster Stelle unbedingt Rechnung tragen müssen, indem wir allerdings damit nicht in Abrede stellen wollen, daß späterhin ähnliche Gedanken, wie die des Campanella, die Jesuitenväter beherrscht haben mögen, oder thatsächlich beherrschten! Versuchen wir also andere Wege!

Nachgewiesenermaßen war es das sociale Elend, welches den Dominikaner zur Konstruktion seines Staatskunstwerkes bewog; ein Theoretiker aber und Mitglied eines verfallenden Ordens, kabbalistisch-mystischen Studien ergeben, — konnte sein Gebäude nicht anders ausfallen! Unsere Väter aber, mitten hineingestellt in das Elend der Eingeborenenfrage Südamerikas, selbst handelnd in neuer Begeisterung und im Vordertreffen des Ringens stehend, das Für und Wider nicht nur beratend und theoretisch durchdenkend, sondern praktisch durchlebend und es auszugestalten versuchend, konnten unmöglich, — sie besaßen zu viel prak-

tischen Sinnes und zu viel Erfahrung, kannten zu sehr die entgegenstehenden Mächte, — unsere Väter, sage ich, konnten unmöglich im ersten Anlaufe erster Liebe daran gehen, ein solches Experiment zu machen! Waren auch andererseits die erst in den äußersten, staatlichen Anfängen liegenden Verhältnisse ihnen günstig, erreichten sie auch eine Isolierung, wie sie für ein Experiment nur äußerst günstig sein konnte, — diese Spekulation lag ihnen dennoch fern, und das Elend war zu gewaltig, als daß es ihre Seelen nicht hätte hinwegsetzen müssen über die Gedanken an ein solches Experiment und solche Träume eines in Kabbalismus, Astrologie und Mystik verrannten Schwärmers. Mag ferner immerhin einer der ihren, Charlevoix, wie wir oben sahen, den „Staatsgedanken" herzvorkehren gerade auch für den Beginn des missionarischen Wirkens, — er that damit seinen Brüdern keinen Dienst und verkehrte sonder Zweifel die evangelischen und humanen Absichten der ersten Väter in ein Zerrbild der Mission, nahm, was später allerdings sich immer mehr ausgestaltete, schon für den Anfang voraus, — lediglich in majorem Societatis Gloriam auf Kosten geschichtlicher Wahrheit. Die Reden vom „christlichen" Staate sind uns dabei lediglich Spielereien mit Worten: die Väter gefallen sich in diesem frommen Scheine, vgl. Journal de Trevoux bei Gothein 53 f. Daß die Jesuiten kolonialpolitische Gedanken und Ziele mitaufnahmen in ihr Programm, war in den trostlosen Verhältnissen geboten, ward ihnen aber zum Verhängnisse; daß sie mit der Politik sich verbanden, war allerdings klug, allein später frei und kraftvoll geworden, warfen sie die Banden fort, welche sie bislang gehoben und getragen hatten, zu eigenem Verderben. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß der so gedachte Reduktionsgedanke zur „république chrétienne" führen mußte, aber damit gaben die Väter ihrem Werke den Todesstoß, denn ward die Eigenart der Reduktion nicht aufgegeben, so war beides, die Reduktion wie der daraus erwachsene Staat, ein Unding, ein Leib ohne Knochengerüst, eine Puppe. — Wie bei Campanella war auch der Jesuiten Ausgangspunkt das sociale Elend des geknechteten Eingeborenen, und dieses sie umgebende Elend ließ sie nach Mitteln suchen, — und Anknüpfungspunkte lagen ihnen bereits vor! —

Las Casas, auch ein Dominikaner, aber ein weit edlerer denn jener, ist es, auf den unsere Untersuchungen uns wiesen.*) Ergriffen von

*) Baluffi 1, 112 ff., 2, 67 ff., 216, 218 ff., 262 f.; Germania-Beiblatt 1889, Nr. 6 u. 7; Wittmann, Gesch. der kath. Mission 2, 17 ff., 255 ff.; Robertson 2, 85 ff.: Baseler Mag. 1869, 140 ff.; Raynal 2, 277 ff. —

dem ungeheuren Elende des Komturei-Unwesens, welches seine Augen auf der westindischen Inselwelt sahen, empört über das mit der Knechtung Hand in Hand gehende Bekehrungsverfahren, und vergeblich bemüht, ihm durch Wort und That zu steuern, wandte er sich an die Krone Spanien und verlangte dringend einen Wechsel des Systems der Verwaltungsweise der neuen Welt, Freiheit der Eingeborenen und Gewährung von Religions- und anderweitigem Unterricht. „Ein einziger Priester, sagte er, sei in jedem Dorfe zu diesem Behufe hinreichend, ein einziger Kronbeamter zu jenem. Es brauchten, fügt er hinzu, demgemäß nur „Insassenschaften" gebildet zu werden, die bloß aus Eingeborenen bestünden und unter der Herrschaft ihrer vormaligen Kaziken ihre eigene Verwaltung handhabten." Die strengste Ausschließung anderer Europäer von diesen Insassenschaften, und den Befehl, wonach alle von ihm bekehrten Indianer nie in Enkomiendas unter die Herrschaft der Spanier kommen sollten, bedang Las Casas sich außerdem aus. In der That ging Karl V. mit seinen Räten auf diese Pläne ein, eine Verordnung ward zu dem Ende erlassen; künftige Berichte über den Ausfall des Verfahrens sollten als Grundlage zu neuen Verordnungen dienen.

Allein „da unablässig Entdeckungen auf dem amerikanischen Festlande gemacht wurden, so trachtete Las Casas Mittel ausfindig zu machen, wie der Übertragung der Antillen-Mißbräuche dorthin vorgebaut werden könne. Demgemäß verfiel er auf den Gedanken, selber ein friedlicher Conquistador zu werden, und erbat sich zu diesem Behufe von der Krone einen weitausgedehnten Landstrich der Küstenstraße der Terra-Ferma. Er drang darauf, daß weder Kriegs- noch Seeleute jemals den Fuß dahin setzten, und ebensowenig irgend ein anderer Spanier ohne seine Einwilligung dahin kommen dürfe. Seinem Plane zufolge würde er eine Ansiedelung von Landwirten, Handwerkern und Geistlichen dahin geführt und sich anheischig gemacht haben, mittelst derselben alsbald bürgerlich-gesellschaftliche Ordnung und Gesittung unter zehntausend Indianern einzuführen, welche durch ihre Arbeiten der Regierung binnen eines Zeitraumes von bloß 3 Jahren ein Einkommen von 15000 Dukaten zuwege gebracht haben würden, für dessen Erhöhung auf 60000 Dukaten in den folgenden Jahren er sich verbürgte. Das Evangelium, der heilige Codex des Dogma und der Sittenlehre, sollten ihnen auch als bürgerliches Gesetzbuch gelten. Die von ihm geleiteten Ansiedler würden ihr Augenmerk auf

die Unterweisung der Eingeborenen und auf deren Behäbigmachung richten, nicht aber auf deren Herabwürdigung und Erpressung; sie würden sich bestreben, deren barmherzige Brüder, nicht aber deren Gebieter zu werden. Das Kreuz, ihr Wahrzeichen, auf der Brust werde sie aneifern, alles zu erdulden, um jene Stämme dem Heidentum und der Unwissenheit zu entreißen und lediglich mittels Worte christlicher Liebe ein christliches, landbauendes, gewerbfleißiges, gesittetes Volk aus ihnen zu bilden." —

So wenig es Aufgabe der Mission ist, koloniale Interessen zu vertreten, wie wir das des öfteren schon betonten, so tritt doch manchmal an sie die Aufgabe, wie nicht minder von uns hervorgehoben ward, an der Lösung socialer Fragen, gerade in Bezug auf Naturvölker, mitzuarbeiten, um überhaupt die Verkündigung des Evangelii möglich zu machen. So hier; so lange die mehr oder weniger große Nichtseßhaftigkeit der Indianer dauerte, solange ein System bestand, welches, wenn auch auf Ansässigmachung dringend, diese selbst wieder vom Übel machte, indem durch dieses Eingreifen der Kolonisten aus dem grundbesitzenden Eingeborenen ein Enterbter, ein besitzloser Proletarier, ein Sklave, ja ein dem Tode Geweihter gemacht ward, war eine Missionierung unmöglich. Es war eine Lebensfrage der Völker und eine Lebensfrage der Mission an ihnen, welche Las Casas zu lösen unternahm. Leider verstand das damalige Geschlecht diese Gedanken nicht und beantwortete die Indianerfrage lediglich mit dem Rufe nach Sklaverei. Aber wie damals die beutegierigen Spanier, die Vertreter des Rechtes und der Kirche, über Las Casas in unbarmherziger Weise zu Gericht saßen und seine Pläne verhöhnten, so hat in furchtbarer Weise die Geschichte zu Gericht gesessen über ein System, welches der edle Menschenfreund verdammte, über ein Volk, welches dasselbe gutheiß und in seiner Verblendung befolgte. —

Am 19. Mai 1520 erhielt Las Casas die königliche Genehmigung, aber der alsbald angestellte Versuch scheiterte vollständig teils infolge unzulänglicher Mittel, teils durch spanische Habgier und Grausamkeit, welche Mittel suchte und fand, in das Freigebiet einzudringen. Auch die zuerst vorgeschlagene Maßnahme war inzwischen ungünstig ausgefallen und hatte Ergebnisse geliefert, welche den Hoffnungen und Verheißungen des Las Casas auf das entschiedenste widersprachen. Erst im Jahre 1536 und den folgenden finden wir Las Casas mit seinen Freunden abermals thätig, den Kolonisationsgedanken auszuführen. In der Provinz Tuzulutlan, „dem Kriegslande“, war es, wo er Indianer

gewann, auf seine Pläne einzugehen, mit ihnen die Stadt Rabinal gründete als eine Art Mittelpunkt für die aus den verschiedenen Stämmen zu bildende Nation. Sein Werk gedieh zusehends, das „Kriegsland", nun „Vera Paz" genannt, wurde weithin als eine Stätte friedlicher Triumphe bekannt. Der sogenannte apostolische Stuhl empfahl diese Stiftung und den dabei befolgten Grundsatz der Ausschließung jeden Zwanges, und zu der religiösen Sanktion traten noch förderliche Gesetze hinzu, welche die Krone Spanien zu gunsten der Indianer überhaupt erließ, — eine Sanktion und Gesetze, welche zwar erlassen, aber wie wir wissen, nicht gehalten oder überhaupt nicht vollzogen wurden. —

Halten wir fest, was Las Casas wollte: frei dastehende „Insassenschaften" von Indianern unter einem Geistlichen und einem Kronbeamten unter Ausschluß der Europäer; während dieser Versuch in den schon spanischen Gebietsteilen gemacht werden sollte, sollte eine rein missionarische, rein kirchliche Ackerbau- und Gewerbe-Kolonie, wiederum unter Ausschluß der Europäer, erobernd-missionierend und missionierend-erobernd in noch nicht besetztem Lande vorgehen. Wenn nun auch im Laufe der Jahre, wie eben bemerkt ward, manches wenigstens gesetzlich geregelt wurde in Bezug auf die Eingeborenenfrage, so blieben doch im großen und ganzen die alten Schäden, und der nach Spanien gegangene, nunmehrige Bischof Las Casas sah sich genötigt in seiner Eigenschaft als Schutzvogt der Indianer, unablässig darauf zu dringen, das alte System der „Schwertmission" und seiner notwendigen, verschiedenartigen, schrecklichen Folgen abzuschaffen und als alleiniges Mittel des Heils und der Rettung für die eingeborene Bevölkerung eine ganz eigene Verwaltung immer wieder anzupreisen, eine völlige Absonderung, ohne deren Herstellung man sich betreffs einer Besserung der Verhältnisse trügerischen Hoffnungen überlasse. Ohne Frage wirkten dieses trefflichen Mannes Gedanken trotz des anfänglichen Widerstrebens nach und nach sich aus; in der von uns im ersten Teile gebrachten „Gemeinde-Verfassung für die Eingeborenen", wie sie von dem Klerus verfaßt und gewollt war, treten dieselben zu Tage, wie nicht minder in der ebenfalls besprochenen „Conquista espiritual". Diese „Conquista" aber, deren Mittel zu erörtern erst später die Gelegenheit sich erbieten wird, nebst den ursprünglichen Gedanken und den Versuchen des Las Casas trat voll und ganz in die Erscheinung und bildete sich aus zu den sogenannten **„Mönchsregierungen"**, d. h. um mit Balussi zu reden: „zu der außerordentlichen Regierungsform, vermöge welcher ausgedehnte Landstriche, wovon mancher den großen

europäischen Reichen nichts nachgab, unter die Abhängigkeit von Klosterorden kamen. Derjenige Ordenspriester, welcher das Haupt der Mission in geistlicher Hinsicht war, führte auch das Ruder der Civilregierung, war jedoch stets der Krone Spanien botmäßig. Diese mönchische Gesetzgebung, welche einfach und allerorts gleichmäßig beschaffen war, erwies sich von äußerster Ersprießlichkeit zur Feststellung der ersten Grundlagen der Gesellschaft." Dieser neu gewonnene, höchst interessante und Licht bringende Ausdruck könnte den Schein erwecken, als hätten Charlevoix und Genossen recht mit den Worten: république chrétienne. Allein das Wesen der Mönchsregierung deckt sich längst nicht mit dem, was Charlevoix und andere unter jesuitischem, „christlichem" Staate verstehen, und was die Väter aus Paraguay gemacht haben, — es bedarf nur eines Hinweises auf die letzten Worte Baluffis; allerdings ging dieser aus jenem Gebilde hervor, aber so wie ein wilder Schößling aus einem guten Fruchtbaume erwachsen kann! Die Jesuiten haben manches fertig gebracht, die von Charlevoix ihnen angedichtete Divination ging über ihre Kraft! Auch Baluffi gebraucht gern, irren wir nicht, den von Charlevoix in den Vordergrund gehobenen Ausdruck, was uns aber bei dieses Autors südländischer, überschwenglicher Schwatzhaftigkeit nicht wunder nehmen darf. —

Diese soeben charakterisierte Auswirkung mußte aber erfolgen, weil das Übel der Kolonialwirtschaft, der Widerstreit spanischen Interesses nicht abließ, auch der Conquista das Werk teils zu erschweren teils zur Unmöglichkeit zu machen. Wir wollen nicht mit Baluffi „den Schleier lüften, welcher die glorreichsten Triumphe verbirgt", indem wir mit ihm alle die verschiedenen Mönchsregierungen durchwandern, genug und zufrieden, festgestellt zu haben, daß und wie sie entstanden. Um jedoch wenigstens ein Paradigma gegeben zu haben, folgen wir ihm in der Beschreibung der Verwaltungsweise der Kapuziner-Mission am Caroni, einem rechten Nebenflusse des Orinoko-Unterlaufes. „Der Präfekt der Mission stand in der Eigenschaft eines Generaldirektors den Indianerdörfern mit oberherrlicher Machtgewalt vor, die sich in der Ausübung der allermildesten väterlichen Auktorität kundgab. Sie waren in Bezirke zu je 5 bis 6 Dörfern eingeteilt, deren jedem ein Vize-Corregidor vorstand. Diesem lag ob, einmal im Monat die zu seiner Gerichtsbarkeit gehörenden Aldeen oder Siedeldörfer zu besuchen, die Mißbräuche, die er daselbst vorfinden mochte, abzustellen und für die Instandhaltung des öffentlichen Straßenweges zu sorgen. In jedem Dorfe wohnte ein Schultheiß, zu dessen Hauptberufspflichten der Anbau

der für den Staat!! ausgewählten Ländereien, die Civilaufsicht über die Individuen und die Schlichtung von deren Streitigkeiten war. Diese Missionsbeamten, welche von indianischer Abkunft sein mußten, führten als Ehrenzeichen ihrer Würde einen Stab in der Rechten. Wie die Besetzung dieser oberen Stellen ausschließlich von den Missionären geschah, so stand die Ernennung von Subalternstellen, nämlich eines Kapitäns, eines Lieutenants und eines Fiskals andrerseits dem Schulzen zu. Obgleich es den Anschein hatte, daß die Väter der Mission demselben bei dieser Ernennung freie Hand ließen, gingen sie nichtsdestoweniger mittelbar von ihnen aus. Die üblichen Gerichtsstrafen waren Gefängnishaft und Geißel. Die Civilgesetze bestanden aus den Geboten der heiligen Schrift und Satzungen der Kirche. — Die unverbrüchliche Beschäftigung der in den Missionsdörfern angesiedelten Indianer bestand in folgendem: Tag für Tag bei Tagesanbruch und bei Nachteinbruch Besuch der Kirche, wo beim Gottesdienste stets Gebete gesungen wurden, worin ihre Pflichten gegen den Allerhöchsten und gegen das Gemeinwesen aufgezählt wurden. Vier Stunden des Tages waren ferner dem Anbau des Landes, oder anderen vorgeschriebenen, landwirtschaftlichen oder gewerblichen Arbeiten gewidmet. Eingeführt waren europäische Nutzgewächse und Haustiere. Baumwollwebereien waren errichtet."

„Von den Erzeugnissen des Landes, welche für den Staat angebaut wurden, gehörte die Hälfte den Indianern, wovon dann ein Teil für den Ortsschultheißen abgezogen wurde. Die andere Halbscheid wurde gefünftelt; drei Fünftel für die Krone als Zeichen der Unterthanschaft beiseite gelegt, ein Fünftel bezog der Obervorstand oder Generaldirektor der Mission, das letzte der Vize-Corregidor des Bezirkes. Außerdem wurden diesen letztern monatlich zwei Kühe zu ihrem Verbrauch, wie zu demjenigen des Kapitäns angewiesen. Die Indianer bezogen außerdem noch zur Bestreitung ihres Lebensbedarfes die Erzeugnisse von Privatländereien, wovon jede Haushaltung eine gleich abgemessene Parzelle besaß; überdies kamen ihnen die Erträgnisse des Fischfanges, der Jagd und jezuweilen ein Rind zu gute, welches unter sie verteilt wurde. Die Erzeugnisse der Baumwollwebereien erzeugten, da ihrer nur wenige waren, eine für den Bedarf der Mission an Kleidungsstoffen hinlängliche Menge von Geweben, Dagegen gewährten die ungeheuren Viehherden einen so reichen Ertrag, daß damit nicht nur sämtliche Unkosten des Kirchendienstes, die öffentlichen und gemeinnützigen Arbeiten bestritten, sondern einige grobe Kleidungszeuge zur Verteilung unter das Volk angeschafft werden konnten."

Obgleich die hier beschriebene Kapuzinermission in dieser Weise erst am Ausgange des 17. Jahrhunderts ins Leben trat, so haben wir doch, meinen wir zuversichtlich, das Recht, etwa in dieser Art den Las-Casas-Gedanken in der Verapaz-Landschaft um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch Dominikaner zuerst ausgeführt zu sehen, anfangs vielleicht, ja wahrscheinlichst in etwas ungelenkeren Formen noch, denen dann die Jesuiten im Laufe der Jahre ihre vorbildlichen Feinheiten gegeben hätten, vgl. Wittmann a. a. O. 156 ff. Weil ohne Frage die ersprießlichen Elemente fehlten, wie schon Las Casas selbst zu seinem Schaden erfahren hatte, ließ man den Gedanken einer missionarischen Ackerbau- und Gewerbe-Kolonie fallen, und ging rein kirchlich vor, das allmählich aus sich heraussetzend, was geeignete Kolonisten von außen erwirken sollten.

Denselben Plan scheinen, Wittmann a. a. O. 161 ff., die Franziskaner in andern Gebietsteilen Mittelamerikas zur Ausgestaltung gebracht zu haben. Eine gleiche Erscheinung begegnet uns in Venezuela: „Die Mission hat herumirrende Volksstämme in jene kleinen Gemeinschaften gesammelt, welche Missionen heißen, und deren Dasein die Fortschritte des Landbaues befördert. Auf diese Weise bildeten sich allmählich, aber nach übereinstimmendem und überlegtem Plane jene ausgedehnten mönchischen Anstalten, die die ersten Grundlagen der Staatsgesellschaften darboten, jene sonderbare Einrichtung, die sich unausgesetzt in Vereinzelung abzuschließen strebt, wodurch ganze Länder unter die Botmäßigkeit religiöser Orden gestellt werden." A. v. Humboldt bei Wittmann a. a. O. 247. Die hier erzielten Missionserfolge fallen auch, so scheint es, in das Ende des 16. Jahrhunderts; nur langsam brechen die Dominikaner und Franziskaner sich Bahn, bis ein schnelleres Aufblühen mit der Konsolidierung des Systems zusammenfiel zu einer Zeit, als in Paraguay die Jesuiten mächtig voranschritten.

Wir schauen zurück! Ohne Frage haben wir hier die Grundlagen des jesuitischen Missionssystems, ursprünglich Gedanken des Las Casas; zu unserer nicht geringen Freude betont dieses selbst Joly ausdrücklich zu zweien Malen, 3, 293 und 315, vgl. Hahn 5, 20. Messis paraq. 108, daß es nämlich ein „système colonisateur" war, welchem die Väter im Anfange ihrer Wirksamkeit zufielen. Und mit dem Auftreten des Visitators Paëz fällt der Anfang dieses Systems bei den Jesuiten in Paraguay zusammen, indem, wie bekannt, dieser den Vätern dringend anrät, die Seßhaftmachung der Indianer zu betreiben. So folgten denn die klugen Väter dem Vor-

bilde, nahmen das vorgefundene Alte und schufen mit ihm ein Neues! Allerdings auch ein Experiment, aber wie sehr verschieden von dem „Sonnenstaate“, wie herausgewachsen aus der Not der Zeit, wie weit entfernt aber auch von den grosssprecherischen Phrasen eines Joly und Charlevoix. „Système colonisateur“, „Mönchsregierung“, „république chrétienne“, das sind die Stufen der Entwicklung, in diesen drei Kreisen bewegt sich die Geschichte der jesuitischen Mission in Paraguay. Wann der erste Kreis zu dem zweiten sich erweiterte, wann aus dem zweiten der dritte erwuchs, ist schwer zu bestimmen, vielleicht brachte schon das Jahr 1642 diese grösste und letzte Ausdehnung. Wollten wir abschliessend die verschiedenen Missionsverfahren auf einen andern Ausdruck bringen, so würden wir das von Las Casas bekämpfte zu suchen haben in der „Cura Doctrinero“, das heisst in der Indianerpfarrei, wie solche durch die Enkomiendas herbeigeführt ward, einer Pfarrer wie Indianer gleich tief herabwürdigenden Institution, während des Las Casas Gedanke sich verkörperte in der „Cura Missionero“, deren Erweiterung eben die Mönchsregierung war. —

Wir glauben in unserer Darstellung nicht irre gegangen zu sein, wenn wir auch aus der ausgedehnten süd- und mittelamerikanischen Mission nur diese wenigen Anhaltepunkte sammelten; viel mehr dürfte sich kaum ergeben, ein gewisses Dunkel ruht über der Ausgestaltung. Mit sichtlichem Interesse aber, wie Valuffi darlegt, verfolgte der römische Stuhl den Gang des Missionswerkes und gab seinerseits seinen Rat und seine Hilfe zur Ausgestaltung „jener Mönchsregierungen, jener Neophyten-Freistaaten, Wohnstätten der Unschuld und Wohlfahrt, römischer Wunder“, so dass dieses System in seinem vollen Licht in Paraguay zur Ausstrahlung kommen konnte. Schon Paul III., berichtet derselbe Autor, habe dem Jesuitenorden 1549 Vollmacht erteilt, Civilsatzungen, welche dem von den Barbaren gehegten Bedürfnisse der Sittigung entsprächen, zu dem Behufe abzufassen und deren Einrichtung nach dem verschiedenen Fortschritte der werdenden Staaten zu modifizieren; diesem Vorgehen des römischen Stuhles habe die spanische Krone erst 1620 entsprochen, indem sie den Ordensgeistlichen die Vollmacht zur Abfassung von derlei Statuten und zur Bildung von Mönchsregierungen erteilte. Ob die Angaben betreffend Paul III. thatsächlich begründet sind, vermögen wir nicht zu sagen; Paul III. hat sich, soweit uns bekannt, mit der Indianerfrage im allgemeinen eingehend beschäftigt, jedenfalls aber hat die spanische Regierung schon mit Schluss des ersten und mit Beginn des zweiten Jahrzehntes des 17. Jahrhunderts den Jesuiten

Vollmachten erteilt behuf Regelung der Indianerfrage im Sinne des „Système colonisateur“, wie in dem ersten Teile nachgewiesen, vgl. Charlevoix 1, 232. Aber erst das Jahr 1642 brachte den Reduktionen die Regelung der Verfassung auf Befehl des Jesuiten-Generals unter dem Provinzialate des Pater Lupercio, vgl. Techo 359 u. 360, und im Laufe der Jahre kamen bestimmte, später zu besprechende Abmachungen und Dekrete von seiten der Krone Spanien zu den eigentlich „mönchisch“, aber immer mehr staatlich sich ausgestaltenden Verordnungen der Generale und Missionssuperioren hinzu. —

In Paraguay fanden die Jesuiten das bekannte System des Irala vor; sollte überhaupt ein dauernder und mit Erfolg arbeitender, kirchlicher, resp. missionarischer Einfluß mitten in der Unbill der Zeit erfolgen, so mußte ein Anderswerden dieser Einrichtung erstrebt werden. Das Vorgefundene konnten und durften die Jesuiten nicht gut heißen, was sie forderten, war eine Grundforderung im Interesse der Menschenrechte und vor allem der Mission! Es bewegte uns außerordentlich, als wir jener schuldvollen, bösen Tage gedenkend bei Wittmann a. a. O. 35 f. folgendes lasen: „Man darf mit der Geschichte nicht rechten, zumal da es eine politische Unmöglichkeit geworden war, den spanischen Kolonisten die indianischen Arbeiter ganz zu entziehen. Auch scheint es nicht ohne besondere göttliche Absicht geschehen zu sein, daß die unleugbar in tiefe Trägheit und anererbte Lasterhaftigkeit versunkenen Urbewohner Amerikas zu einem arbeitsamen Leben voll Entbehrungen gezwungen und daß sie mit festen Banden an die weißen Ansiedler gleichsam gefesselt wurden. Denn einerseits konnte durch Arbeit und Entbehrung das übermächtig gewordene tierische Element in dem indianischen Geschlechte gedämpft und das geistige befreit und gekräftigt werden; andererseits aber mußte durch jene feste Verkettung der Indianer mit den Weißen nach und nach der scharfe Unterschied zwischen diesen beiden von Natur tief zwiespältigen und einander gleichsam widerstrebenden Menschenarten sich mehr und mehr verwischen, und eine gemischte Bevölkerung entstehen, die, wenn auch erst in späterer Zeit — die Wiedererhebung tief gesunkener Völker bedarf gar langer Zeit, oft vieler Jahrhunderte — einen höheren Grad von Gesittung erreichen kann, als dieses der indianischen Menschenart in ihrer Abgeschlossenheit je möglich geworden wäre. Aber freilich nur Fernstehende können solchen Gedanken Raum geben! Ein Mann wie Las Casas, dessen Seele von dem unmittelbaren Anblick jammervollen Elends gleichsam überwältigt war, konnte nicht erst auf die ferne Zukunft sich

vertröften lassen. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß nicht nur das leibliche Wohl der Indianer gewahrt worden, sondern daß auch ein schönes christliches Leben, wie in vielen jesuitischen Missionen, im allgemeinen unter ihnen erblüht wäre, wenn sie in freien Kolonien vereinigt und von väterlichen Priestern friedlich erzogen worden wären!" Das ist auch eine Philosophie der Geschichte, — aus der Feder eines Doktors römischer Kirche! Daß dergleichen völkerpädagogische Grundsätze nur mögen ausgesprochen werden von einem Manne der allein seligmachenden Kirche! Aber freilich, er stellt ja den Namen und das Walten Gottes oben an, um die Thaten der Kinder dieser geistlichen Mutter zu beschönigen, zu rechtfertigen, — wer möchte ihm da widersprechen!! Und die nachfolgende Einschränkung? In der That sie ist lahm genug und paßt wie die Faust auf das Auge auf die vorangegangenen völkerpsychologischen Expektorationen!

Nein, nennen wir das Ding bei rechtem Namen, weil die Jesuiten die spanische Vergewaltigung und Einpferchung, die Vermischung in Sprache und Sitte, das Übermächtigwerden des „tierischen Elementes" und die stets zunehmende Geisteslnechtung und Erschlaffung in den Cura Doctrineros der indianischen Volksgemeinde sahen, ergriffen sie, was Las Casas glühender Liebe voll ersonnen, was ihre Brüder in anderen Distrikten bereits errungen, was andere Ordensleute schon angefangen auszubauen, traten als Schutzmacht der Eingeborenen in das Mittel, vgl. Southey 2, Kap. XXIV, pag. 333, schieden den Eingeborenen von dem Weißen und gründeten mit ihm eigene Gemeinden, die priesterlich geleiteten Reduktionen. Wieweit den Indianern das erstrebte Gut ward, ist hier nicht der Ort zu entscheiden! Denn später sind die Jesuiten, wie schon angedeutet, entschieden andere geworden; mit der wachsenden Macht haben sie den idealen Gesichtspunkt der ersten Liebe zu den Elenden und das missionarische Interesse verlassen und verloren und sind damit immermehr von der Bahn des Evangelii abgetreten! Daß der Orden nicht von vornherein, von seinem ersten Auftreten an in Paraguay so vorging, Reisemissionen vorzog und erst durch Paëz auf den rechten Weg gewiesen werden mußte, das lag in den unglückseligen Verhältnissen. Es waren Versuchsjahre, in denen seine Kraft erstarkte, in denen er die Zeichen der Zeit verstehen lernen mußte. Und so kurz und knapp bemessen diese Spanne Zeit war, doch hatte er mit scharfem Blicke erkannt, wo und wie er einzusetzen hatte! —

Es ward den Jesuiten keineswegs schwer, den Gedanken des Las Casas, welcher durch sein Missionssystem auf Selbständigmachung, ja

in gewisser Weise auf eine Staatenbildung im Rahmen der Kolonialmacht unter den Eingeborenen hindrängte, sie aus der großen Menge der Volksgenossen herausheben und als christlichen Volks- und Staatsleib ausgestalten wollte, — aufzunehmen und sich zu eigen zu machen; auch lag kein hinderndes Element in der Konstitution ihres Ordens, vielmehr kam gerade sie den Tendenzen des Indianerfreundes entgegen. Mit großem Interesse haben wir, um uns über die pädagogischen Gedanken des Ordens zu informieren, Zirngiebls Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland, gelesen und einigermaßen vertraut mit dem Wollen und der Thätigkeit der Väter in Paraguay drängte sich uns mit elementarer Gewalt der Gedanke auf, daß die jesuitischen Ordensgrundsätze bis ins Einzelne hinein, wir betonen es ausdrücklich, im Laufe der Jahre und in der so eigentümlich und wunderbar sich entwickelnden Missionsgeschichte, übertragen worden sind in die Wälder Paraguays, und daß mit Bewußtsein, wir heben hier heraus, worauf wir schon verschiedentlich hinweisen mußten, von Jahr zu Jahr mehr dort ein Gemeinwesen geschaffen worden ist, welches das Ideal jesuitischer Staatsgedanken verwirklichen sollte. Ja, der Missionsstaat ist endlich lediglich eine Anwendung der jesuitischen Verfassung, d. h. der Ordensverfassung, auf Völkerverhältnisse! Der Geist des Ordens, nach Herrschaft durstig und Präponderanz, mußte in solch einem Unternehmen sich auswirken, mußte versuchen, seine, auf eine engumrahmte Genossenschaft zugeschnittene, aber ins Große trotzdem angelegte und für das Große berechnete, Konstitution ins Große auszudehnen. Ein Staat mitten in dem geistlichen Staatsbaue römisch-papaler Hierarchie, versuchte der Orden in der That, wozu ihm anderswo die Unterlage mangelte, die ihn tragende Staatsidee zu realisieren, ein ausschließlich geistlich Staatswesen zu gründen, welchem die andern erreichbaren Ordensprovinzen in möglichster Weise Vorschub leisten mußten. So wie der Orden sich in sich selbst darstellte, so erfaßte er hier die Aufgabe der Mission; sobald die Volksgemeinde sich dem Ordensideale näherte, im großen sich ausgestaltete, wie der Orden im kleinen war, war die Aufgabe der Mission erfüllt. Die Reduktionen waren der Orden Jesu volkstümlich dargestellt. Interessant ist ein schon im ersten Teile citierter Ausspruch des Provinzials Durandus und wohl geeignet, das soeben Gesagte zu erhärten: „plerosque neophytos in Societatis tyrocinio formatos sibi videri!“ Wir werden sehen, ob damit

die Aufgabe der Mission thatsächlich erfüllt war. — Der Gedanke des Las Casas, wie wir ihn oben darlegten, war ungesucht, aber gern genommen der erste Baustein dieses Hauses. Es läge nahe, schon an diesem Orte, des Ordens pädagogische Gedanken kurz zu berühren, allein angewandt auf die Verhältnisse der Eingeborenen und dargestellt in dem dazu bestimmten Zusammenhange dürfte eine größere Unmittelbarkeit erreicht werden. So möge an diesem Orte der gegebene Hinweis genügen.

Mit dieser unserer Anschauung betreffs Entstehung des Reduktionsgedankens treten wir den Ausführungen Kolbs im Baseler Missionsmagazin entgegen, als sei der Gedanke, wenigstens zum Teil, aus der Natur- und Geistesanlage des faulen, gefräßigen Guarani entsprungen, — im Gegenteil, er fand eine vortreffliche Stütze und einen mächtigen Hebel in dieser Naturanlage! Das übrige von ihm Erbrachte stimmt mit dem von uns zuletzt Ausgeführten im wesentlichen überein. Es sei uns abschließend gestattet, um ihrer Seltsamkeit und Ungeheuerlichkeit willen die Ansicht Raynals aufzuführen. Auf nicht wenigen Seiten sucht dieser „Priester, der viele Lästerungen gegen den Katholizismus ausgestoßen hat“ (Joly), nachzuweisen, das ganze jesuitische Staatssystem in Paraguay sei ein Plagiat der alten Inka-Staatsgrundsätze. Um das genau nachweisen zu können, legt er zuerst das System dieses uralten Sonnenstaates dar, 2, 138 ff., vgl. Balussi 1, 40 ff., Campanella 47 ff., und geht dann an der Hand dieser Aufstellungen die jesuitischen Einrichtungen durch. Wir können bei diesen Absurditäten nicht länger verweilen; sollte er recht haben, so könnten wir mit demselben Rechte behaupten, der jesuitische Staat sei eine religiöse, priesterliche Ausgestaltung der Kommenden des Irala! — Wir schließen damit unsere Untersuchungen und bemerken nur noch, worauf wir schon hinwiesen, daß Campanellas Gedanken behuf äußerer Ausgestaltung der Reduktion auf der gegebenen ersten Grundlage den Vätern zur Handhabe gedient haben mögen, — und treten nun ein in den geweiheten Frieden der Reduktionen! —

I.

Die Anlage der Reduktionen.

1. Das Missionsland.

Das Land, in welchem die Jesuiten die indianische Bevölkerung vereinigten, war mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gewählt, und reich war der Orden, und mit ihm die spärlichen Reste der ersten Reduktionen entschädigt für die ihm entrissene Guayra-Provinz. Seine Grenzen im Norden waren der Tebiquary, der in den Paraguay fällt, und die letzte Kette des Gebirgszuges dieses Landes mit den dichten Wäldern, welche sie bedecken. Im Westen trennen die Lagunen von Ibera und der Miriñay den Missionsboden von dem übrigen Gebiete des heutigen Entre Rios. Der Ibicuy begrenzt es im Osten und Süden, die Sierra do Herval und do Tapé scheiden es von den portugiesischen Besitzungen. Was die Väter hier unter Kultur setzten, umspannte ein Land von beinahe 6000 Quadratmeilen. Durchflossen von gewaltigen Strömen und bewässert durch viele Nebenflüsse derselben ist das Missionsland fruchtbar, pittoresk in dem Berggebiete, mit vollkommen gesundem Klima. Das Zuckerrohr, der Indigo, die Wolle gedeihen hier; abgesehen von dem tropischen Baumwuchse, den Dattelbäumen, Kokospalmen, Orangen, Feigenbäumen, Granatbaum, Weinstock, Ölbaum, Pfirsich geben die Fruchtbäume des mittleren und südlichen Europa köstlichen Ertrag unter diesen Breiten; Maniok, Kartoffeln, Pataten gedeihen vortrefflich, nicht zu gedenken der andern Gemüse, welche Pater Sepp später uns nennen mag. Die Wälder der Sierra liefern prächtiges Bauholz, welches mit wenig Anstrengung zum Parana und Uruguay geschafft werden kann. Endlich bergen die Wälder riesige Quantitäten des so geschätzten Paraguay-Thees, Ilex paraquaensis, Maté. Reiche Weiden ernähren Tausende von Rindern. Bausteine, Sandsteine, Thonerde finden sich in Überfluß, es fehlt nur der Kalk. Spärlich ist auch das Metall vertreten, hin und wieder treten Eisen- und Kupfer-

lager auf. Kurz alles, was dem Menschen zu Nutz sein kann, das Notwendige wie das Entbehrliche, fand sich hier beisammen. Vergl. Moussy 3, 663 f., 679, 701 ff.

Auf diesem Gebiete lagen die im ersten Teile benannten Reduktionen. Es dürfte als Ergänzung zu Teil 1, pag. 201 ff. von Interesse sein, einige topographische Daten über die Lage der einzelnen Stationen zu geben. Als die Jesuiten vertrieben waren, und Spanien seine Hand auf die Schöpfungen der Väter legte, teilte es das ganze Missionsgebiet in zwei große Kreise, stellte die elf Missionen Paraguays und die fünf am linken Ufer des Parana unter das Gouvernement von Paraguay und schlug die zehn zwischen den beiden Flüssen und die sieben ostwärts vom Uruguay liegenden zum südlichen Gouvernement Buenos Ayres, der natürlichen Lage entsprechend. Beide Kreise zusammen aber teilte man in sieben Departements, wiederum nach topographischen Gesichtspunkten. Diese sieben Departements waren: San Miguel, umfassend die östlichen Missionen am Oberlaufe des Uruguay. Am Mittel- und beginnenden Unterlaufe derselben Wasserader lag das Departement Yapeyu mit Yapeyu, La Cruz, San Borja, Santo Thome. Die Reduktionen zwischen den Flüssen begriff das Departement Apostoles in sich mit Apostoles, San Carlos, Jose, Martires, Concepcion, Santa Maria la Mayor, St. Xavier, letzteres ein Bindeglied mit dem ersten Departement, während San Jose nach dem nun folgenden Candelaria-Departement hinüberschaute, das mit Candelaria, Santa Anna, Loretto, Ignacio-Mini, Corpus an das linke Paranaufer sich anlehnte. San Cosme, Trinidad, Itapua vereinte auf dem rechten Ufer des Parana, Candelaria gegenüber, das Itapua-Departement, indes die eigentlichen Paraguay-Inland-Reduktionen: San Ignacio-Guazu, Santiago, Santa Rosa, Santa Maria da Fé, bis zum Tebiquary hinreichend, im San Ignacio-Guazu-Departement ihre politische Gestaltung fanden. Der letzte Kreis im Norden jenseits des Tebiquary war das Departement San Estanislao, die drei sogenannten Taruma-Missionen umschließend.

Ein Blick auf die Karte belehrt uns, wie viel einfacher eine Teilung und topographische Bestimmung, wie wir sie bei Moussy fanden. In der Mitte stehen die Entre-Rios- oder Corrientes-Missionen. Das Gebiet dieses Teiles des Missionslandes bildet ein Dreieck zwischen Uruguay im Osten, Miriñay und Ibera-Lagune im Westen, Parana im Norden und den jungfräulichen Wäldern der Sierra de las Misiones im Nordosten. Bis zu dem Punkte, wo die zwei

großen Ströme bis auf 20 Meilen sich nähern, erstreckt sich eine weite, wellenförmige Ebene, bestanden mit Buschholz, bedeckt mit Lagunen und durchzogen von Wasserläufen, welche fast alle in den Uruguay strömen. Von San Carlos und San José an beginnt das Gebirge, das heißt eine Kette holzbestandener Hügel, welche bis zur großen Sierra sich erstrecken, welche von Westen nach Osten streichend die Bassins des Uruguay und Yguazu scheidet. Das Land wird durchströmt vom Aguapay, der bei San Carlos entspringend bei La Cruz in den Uruguay fällt. Entzückende Landschaftsbilder wechseln ab mit einförmigen Gegenden; aber reich an allem war das Gebiet wohl imstande, 15 Missionsansiedelungen zu tragen. — Am linken Gelände des Uruguay und von da östlich liegen die brasilianischen oder östlichen Missionen, über ein Gebiet von 1400 Quadratmeilen sich erstreckend. Im Süden bildete der Ibicuy die Grenze, im Osten die Sierra do Herval und do Tapé, der Uruguay mit seinen Wäldern im Westen und Norden. Zum Teil eine offene Ebene, welche hier und da von leicht sich erhebenden Plateaus beherrscht wird, ist das Land im Norden waldig, besonders mit ungeheuren Mengen Theebäumen bestanden. Auch diese Gegend ist fruchtbar, kulturfähig, von vier Flüssen durchströmt. Sechs Reduktionen lagen zwischen dem Piratini und Iyuhi, den beiden letzten der vier Wasserläufe; San Borja tief im Süden entsprach im Norden Angeles am Rande jungfräulichen Waldes. Einst den Spaniern gehörig bildet dieser Teil des Missionslandes heute ²/₃ der großen brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Endlich die eigentlichen elf Paraguay-Missionen. Acht von diesen lagen zwischen den Lagunen Esteco de Neembucu im Westen, dem Tebiquary im Norden, den jungfräulichen Wäldern der Sierra im Nordwesten und dem Parana im Osten und Süden. Sie bildeten zwei Gruppen, die des Parana: Jesus, Trinidad, Itapua, Cosme, und die des Centrums: Santiago, San Ignacio Guazu, Santa Rosa, Santa Maria da Fé. Der Anblick dieses Gebietes ist ein großartiger, entzückend schöner. Ebenen wechseln ab mit Hügeln, reiche Viehweiden mit Hoch- und Niederwald. Durchzogen von zahllosen und wasserreichen Bächen ist es aller Kultur fähig. Reiche Theeplätze finden sich besonders in der Sierra Centrale. — Was wir über Chiquitos-Land, sowie die Lage der Reduktionen zu bringen imstande waren, ist schon im ersten Teile erbracht; weniger günstig gelegen und von der Natur spärlicher bedacht suchte es seinen Ersatz in lebhaftem Handel mit dem angrenzenden Peru, dem das Meer nach dem reichen Indien offen stand.

Wenn irgend möglich waren die Dörfer „in der Höhe auf einem Bühl", Sepp 1, 32, Weltbott 1, 2, Brief 47, pag. 54, an den Ufern der Hauptströme, oder ihrer Neben- und Zuflüsse erbaut. Auf palmenbewachsenen Hügeln, den Uruguay zu Füßen rauschend, mit weitem Umblick, lagen Yapeyu und La Cruz. An das Gelände des gleichen Stromes geschmiegt, nur $1^{1}/_{2}$ Meilen vom San Borja-Hafen entfernt, liegt Santo Thome; St. Xavier krönte einst sein steiles Ufer, da wo er sich entschieden dem Südlauf zuwendet, während die Schwesterdörfer Concepcion und Santa Maria la Mayor auf Hügeln gelegen, mehr oder weniger entfernt von seinen Ufern, in der günstiger gelegenen Station den Stapelplatz fanden. Am Parana selbst, teils etwas entfernt von ihm, waren die fünf östlichen Reduktionen gelegen, vor allen ausgesucht Candelaria. Corpus besitzt, nur $^{1}/_{2}$ Meile vom Flusse entfernt, einen trefflichen Hafen, der auch dem nahen Jesus zu gute kommt. Von dem auf Hügeln erbauten Itapua aus schaut der trunkene Blick auf eine herrliche Umgebung, auf den majestätischen Parana mit seinen blumigen Inseln, auf Thäler und Hügel, die reiche Rinnsale und Bäche dem großen Strome zusenden. Auch Santa Rosa erfreute sich gleichen Vorzuges, an kleinem Wasserlaufe unter Palmen sich hinstreckend, — — anderer Orte nicht zu gedenken! Wahrlich ein herrliches, reiches Land, wie keins geeignet zu der großartigen Anlage der Väter des Ordens, weltverloren und weltverkehrabgeschlossen, und andrerseits den Weltverkehr von seiner kleinen Welt aus beherrschend durch die gewaltigen Wasseradern des Landes. Vergl. Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 1, 48, Moussy in den oben beigebrachten Stellen, Sepp 2, 14.

2. Die Gotteshäuser der Missionen.

Als die Väter den Missionsruf erschallen ließen, als sie die Wildnisse und weiten Grasflächen durchzogen, als die Haufen „Neugläubiger" sich um sie scharten, war es das Kreuz, dessen Anbetung sie zuerst die Neulinge lehrten, war es das Kreuz, welches als verehrungswürdiges Zeichen des neuen Heils den Halt, den Mittelpunkt ausmachte, war es das erste Geschäft, dieses zu errichten, weithin sichtbar, in oft großartigen Dimensionen. Erwies die gesammelte Genossenschaft sich als anhänglich und heilsbegierig, blieb sie bei dem weißen Manne, der so seltsames von einem neuen „Gesetz" verkündete, trat bald, recht bald, zwar nicht an Stelle des Kreuzes, wohl aber seine stumme Zeichensprache ergänzend und weiterführend, das Gotteshaus, Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 1, 49. Oder aber die Heiden selbst gründeten solche

Stätten der Anbetung, noch ehe sie Christen wurden, um die Missionare gefügig zu machen, wie die Geschichte der Tapé-Mission uns lehrte. Dieses ward der Mittelpunkt der Reduktion, der Sammelpunkt der „ad fidem reducti“, darum setzen wir hier billig mit unserer Beschreibung ein.

Wie nicht anders zu erwarten, ward ein solches Gotteshaus anfangs von rohestem Materiale, in primitivster Form, von den ungeschickten Heidenhänden hergerichtet, immerhin genügend, das „heilige Opfer“ zu feiern und als Stätte der Anbetung für die Priester zu dienen, der Belehrung für das unwissende Volk. So roh und ungefüge das Äußere war, der von den Missionaren meistens oder stets mitgeführte Tragaltar mit den heiligen Geräten, ein Bild der Jungfrau, so der „Maria Virgo Debellatrix“ oder irgend eines „Heiligen“ boten reichlich Anziehungskraft und Schmuck genug für Augen, welche solchen Anblicks gänzlich ungewohnt, ihre Tage zugebracht hatten. Nicht lange und ein solches erstes Haus ward zu klein, faßte die andringende Menge nicht mehr, ein Neubau ward erforderlich, und wenn schon möglich, trat ein würdigeres Gebäude an die Stelle des alten; und wenn Freunde der Mission oder das Staatsinteresse Geschenke zum würdigen Schmucke darreichten, Altarbekleidung, heilige Geräte, dazu Baugewerkzeug, wie wir das aus den Anfängen der Parana-Mission wissen, so konnte ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen, Wittmann, Herrlichkeit 1, 50, z. B. in Itapua, woselbst das Gotteshaus ein ordnungsmäßiges Balkengefüge aufwies. Vor allem nach dieser Seite hin, aus Gründen, welche wir später darlegen werden, thaten die Väter alles; mit geziemender Pracht ihre Gotteshäuser möglichst bald herzustellen, war ihr Hauptbestreben, ein Bestreben, welches seine Förderung fand einmal in der zunehmenden Kultur ihrer Neophyten, wie zum andern in der Municicenz des spanischen Königs, wie endlich in der wachsenden Wohlhabenheit und in den Erträgen der alten Reduktionen. Schon 1618 wurden in Guayra zwei neue Kirchen aus Stein erbaut und mit Hohlziegeln gedeckt, und aus den alten Stätten zogen [die Väter mit dem nötigen „apparatus“ und schmückten die erstehenden Kultusstätten zum Staunen der Heiden, oder aber, wenn eine reiche Ernte ihnen wider Erwarten zugefallen war, sandten sie unverzüglich Boten ab nach dem Orte ihres Ausgangs, um das Fehlende ehestens an Ort und Stelle zu schaffen. Der Gang der Missionsgeschichte führte uns verschiedentlich diese Vorgänge vor Augen; Pater Gonzalez starb ja den Zeugentod, als er gerade mit Befestigung einer Glocke beschäftigt war in dem eben erst gegründeten „Allerheiligen“.

Nicht immer freilich waren die Väter in dieser glücklichen Lage, vor allem nicht in der armseligen Chaco-Mission, wo die Armut und Zerrissenheit der Missionsgemeinden wetteiferten mit den unzureichenden und filzigen Gaben der die Ansiedelungen stiftenden Spanier. Da mag manches Gotteshaus gar lange würdigen Schmuckes entbehrt haben, bis etwa die reichen Guarani-Missionen, wie das mehrfach berichtet wird, helfend Hand anlegten und die Kosten beisteuerten zum Neubau aus Stein und Innenschmuck, Pauke 107 u. and., oder der Missionar selbst, ein Meister in allerlei Eisen, Erz und sonstigem Werk sein Bestes versuchte. Pater Pauke war in der That ein solcher; „da der Altar bei den Mokobiern sehr schlecht und ärmlich war, erzählt er, machte ich einen ledernen Altar, spannte Häute auf dicke Holzrahmen, schabte die Haare weg, schnitt Figuren darein, welchen ich gefärbtes Papier unterlegte. Die Haut überzog ich mit Leimwasser, überstreute sie mit Glanzglas und richtete dann diesen Altar auf, über den meine Mokobier jauchzten.“ Pauke 42.

Schritt für Schritt gingen so die Väter vor, und es hat wohl vermöge der Energie, welche sie diesem Zweige ihrer Missionsthätigkeit zuwendeten, verhältnismäßig wenig Zeit bedurft, bis die Meisterwerke dastanden, von denen noch heute Ruinen oder kümmerliche Reste laut Zeugnis geben. Alle Berichterstatter in der That vereinigen sich im Lobe und in der Bewunderung dieser Baue, welche gebaut für eine Ewigkeit, ausgeführt mit der Liebe, welche jeden beseelt, der für sich und seine Nachkommen baut, vornehm, blank und kostbar, erhaben und groß sowohl in betreff der Bauart, als der Skulptur und Malerei, mit den feinsten und schönsten im spanischen Amerika wetteifern konnten, ja dieselben vielfältig übertrafen an Kostbarkeit der Dekoration, Bach 29 u. 30, lettr. édif. VIII, 16, Page 516, Frezier 583 ff., Southey 2, 340, Sepp 1, 35, Bach 5 ff. (Die Citate aus lettr. édif. Rec. VIII haben sich versehentlicherweise eingeschlichen; das dort berichtete betrifft die Moxos-Mission, allein ein Vergleich der tragenden Stellen zeigt bald, daß Paraguay noch über Moxos ging, und somit nicht fremdes Feuer auf den Altar der Kirchen unserer Mission getragen worden ist.)

Mit einem Auge voll Geschmack, mit einem Sinn für das Schöne und die vollendeten Linien des Ebenmaßes standen die Väter am Baue ihrer Missionskirchen, scheuten keine Ausgaben, nicht Zeit, nicht Arbeit war zu kostbar, welche diesem heiligen Gebäude nicht geweiht werden durfte; reiche Mittel wurden darauf verschwendet, Künstler und Maler

wurden stets engagiert oder eigens ausgebildet, um seine Pracht auszubauen, Page 501, Lettr. édif. XIII, 262.

Aus Werkstücken porösen oder kompakten Sandsteines erbaut, welche meist mittels Muschelkalk oder Gips aneinandergefügt waren, Dobrizhoffer 1, 269, und oft mächtiger Holzkonstruktion, Page 225, weit und groß angelegt, sauber ausgearbeitet, lettr. édif. VIII, 16, XIII, 262, Moussy 3, 704, verfehlten diese Gotteshäuser nicht, dem Beschauer, allein von außen gesehen, zu imponieren. Allerdings stand die Höhe nicht im Verhältnis zu ihrer Größe,* da jeder Pfeiler innen aus einem einzigen Stücke Holz gemacht war, einem Baumabschnitte. Aber da die umliegenden Häuser nur aus einem Erdgeschosse bestanden, war die Kirche doch noch ein weit- und hochragendes Gebäude im Verhältnisse zur Stadt selbst, Southey 2, 340. Charlev. 1, 253, Moussy 3, 713. Gewaltig waren die Maßenverhältnisse; so maß die Kirche zu Itapua 320 Fuß zu 80 Fuß, zu St. Cosmae, 300 zu 70 Fuß, in denselben Größenverhältnissen war das Gotteshaus zu St. Raphael, Page 224 ff. Die Cedernsäulen in Pater Sepps neuangelegtem Gotteshause standen 8 Schuh tief in der Erde und 50 Schuh über derselben, Sepp 2, 18. Die Anlage war meist die, daß ein mächtiges Schiff den weiten Raum einnahm, überragt von einem mit Hohlziegeln gedeckten Dache, zwei Seitenflügel schlossen sich an (siehe unten). Das Ganze fand seinen Abschluß in einem Chor, welches überwölbt war von zwei oder einem, in feinem Ebenmaße gehaltenen Kuppeldache, Moussy 3, 707, lettr. édif. VIII, 16. Nach Burriel 23 haben wir uns über der Mitte der Kirche eine große Kuppel zu denken, ebenso über den Seitenflügeln. Southey berichtet 2, 340, daß auch fünfschiffige Kirchen nicht selten waren, vergl. Charlev. 1, 253.

Vor dem Haupteingange der Kirche ist ein Portal, zu welchem man auf mehreren Stufen emporsteigen muß, auf deren oberster acht kunstvoll aus Stein gearbeitete Säulen stehen, zum Teil Träger der Vorderseite des Portals, Frezier 584. In St. Cosmae bestand diese Vorhalle aus oktagonen, 20 Fuß langen und zwei Fuß dicken Sandsteinsäulen, feinadriger Qualität, aus einem Stücke gut gehauen, in San Ignacio Mini aus Säulen unpolierten Marmors, Page 226, Moussy 3, 707. Neben diesem Haupteingange hatte jede Kirche noch einen seitlichen Eingang, welcher nach dem Hause der Väter zu lag. Burriel 22 f., 27, 34. Pater Sepp legte in der von ihm neu erbauten Kirche zu St. Johann Baptista außer der Hauptthür noch zwei Neben- und zwei Seitenthüren an, welche zwanzig Schuh hoch und zwölf

Schuh breit waren, Sepp 2, 18—19, und die Kirchen in Chiquitos hatten alle fünf Eingänge, deren Benutzung später erörtert werden wird, Bach 30. Zahlreiche Fenster ließen reichlich Licht einfallen. Da bis zum Jahre 1748 Glas in Paraguay kaum eingeführt, mithin sehr teuer war, gebrauchte man statt seiner Papier, Leim, Frauenglas, Rindsblase, oder Talk aus Tukuman; letzteres aber war kostbar und darum selten. Erst wenige Jahre vor der Vertreibung ward Glas regelmäßig eingeführt, und die meisten Kirchen mit Glasfenstern versehen. Nur für die Südfenster verwandte man kein Glas, schaffte vielmehr mit großen Kosten eine Art Alabaster aus Peru herbei, welcher zwar nicht transparent, dennoch Licht genug einließ; Glas würde den schrecklichen Südstürmen nicht widerstanden haben, Southey 2, 340 f., Dobrizhoffer 1, 268 f., Sepp 2, 19. Thüren und Fensterrahmen waren von feinster Arbeit, geschnitzt aus dem härtesten und am wenigsten zerstörbaren Holze der Wälder; noch heute, nach 200 Jahren und Wind und Wetter ausgesetzt, bemerkt Washburn 1, 105, sind sie noch gut erhalten und zeigen, daß sie gearbeitet sind mit viel Mühe und Kunst.

Ein jedes dieser Gotteshäuser hat einen meist schönen, schlanken, auf eine Seite der Kirche gebauten, viereckigen Stein-„Thurn" mit vier oder fünf Glocken, Sepp 1, 35, Bach 6, in den Missionen selbst, z. B. Apostoles, gegossen, nachdem das Erz aus Chili oder Peru bezogen war, Charlev. 1, 246, Dobrizhoffer 1, 274, Moussy 3, 711, 714. Fast das ganze reiche und herrliche Glockenmaterial wurde in den blutigen Wirren zu Anfang unseres Jahrhunderts eine willkommene Beute der Räuber. Es müssen zum Teil mächtige Glocken gewesen sein, da auf dem Transporte die Wagen brachen auf den schlechten Wegen und in den Furten der Flüsse, Moussy 3, 687 f., 696. Reicher noch mit Glocken waren die Chiquitos-Missionen ausgestattet; sechs bis zwölf meist selbst gegossene Glocken mit schönem, verschiedenem Klange riefen die Andächtigen zum Gotteshause. Der Glöckner, in dessen Hände alle Stränge zusammenliefen, läutete alle Glocken zu gleicher Zeit, sodaß halb ein Geläute, halb ein Glockenspiel entstand, Bach 31. Auf der andern Seite der Kirche, dem Turme gegenüber, befand sich in Chiquitos die Misericordia, die Totenhalle, von wo der Geistliche die Leiche in die Kirche abholte, Bach 31.

Nur karge Reste dieser Missionskirchen sind heute noch erhalten; begleiten wir Moussy 3, 713 ff., zu den wenigen Zeugen, welche er in regem Forscherfleiße betreten und beschrieben, um uns ein Vollbild vor Augen zu führen, zu ergänzen, was noch am Außenwerke fehlt, zu-

gleich uns einzuführen in das Innere des Gotteshauses selbst. „Schon von weitem, schreibt er, erblickt man das rote Ziegeldach der Kirche von Santa Rosa, ein sehr bemerkenswertes Stück. Sie ist aufgeführt in Stein und Holz, d. h. die Mauern sind von großen, roten, ohne Kalk übereinander geschichteten Sandsteinblöcken erbaut, während die getäfelte Bedachung, die zusammengekuppelten Säulen, die jene tragen, die wie eine Muschel gestaltete Vorhalle von riesigem, gut bearbeitetem Zimmerholze hergestellt sind. Sie ist 60 Meter lang; beim Eintritt wird man wahrhaft geblendet von dem Reichtum und der Zahl der Schmuckgegenstände, die darin enthalten sind. Das Chor ist von oben bis unten ausgeschmückt mit in Holz geschnitzten Heiligenstatuen, ein den Teufel bewältigender Michael krönt den Querbalken des Hauptaltars. Die Kuppel mit Schnitzwerken in Rot und Gold versehen, hat in ihren vier Strebebogen eine Nische mit der Statue eines Papstes. Die zwölf Säulen, welche das Schiff tragen auf jeder Seite, haben in der Säulenweite die Statue eines Apostels in Lebensgröße. Die sieben Seitenkapellen sind nicht weniger reich und voll Schmuck. Vier sehr kunstvoll geschnitzte und bemalte Beichtstühle stehen zwischen diesen Kapellen. Das Baptisterium ist in einem kleinen Sanktuarium, welches an die Mauern der Kirche angelehnt ist: dasselbe ist ausgestattet mit einer aus Holz geschnitzten Gruppe, die Taufe Christi darstellend. Die Sakristei, welche an das Chor der Kirche angebaut ist, ist ebenfalls versehen mit einem skulpturreichen Altare; endlich sind auch die großen Stühle, welche an die Wände gelehnt sind, eben so reich in Schnitzwerk gehalten. Eine Fontaine aus Marmor, welche leider zerbrochen und ungenügend restauriert ist, läßt ihr Wasser in eine Schale von Silber ausströmen, das einzige Überbleibsel des reichen Kirchenschmuckes. Die muschelförmige Vorhalle ist ebenfalls ausgelegt mit bemaltem Schnitzwerk, dessen Farben zum Teil verblichen sind. . . . Obwohl sich der Staat der prächtigen Kirche annimmt, droht ihr dennoch der Verfall, der noch etwa fünfzig Jahre, findet keine General-Restauration statt, ausstehen mag. Ohne Widerspruch ist die Kirche hier das schönste Stück jesuitischer Bauten in allen Missionen. Allerdings ließe sich in Hinsicht der Kunst manches sagen: die Statuen sind reichlich plump, die Ornamente zeigen nicht ganz reinen Geschmack, aber das Ganze macht einen überwältigenden Eindruck; und wenn man bedenkt, mit was für Elementen, in welchem Lande und wie weit von Europa die Väter solche Wunder ausgeführt haben, verstummt man ganz und gar."

Suchen wir nun diesem Gesamtbilde das Detail hinzuzufügen!

Treten wir ein durch das Portal, so thut sich ein weiter Raum vor uns auf, welcher durch die schon erwähnten Cedernsäulen, die von Moussy 3, 711 „colonnes torses", gewundene Säulenschäfte, genannt werden, meist in drei Teile zerlegt wird, in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe; mehrere Kirchen waren gar fünfschiffig, Hahn 5, 158. Je nach der Länge der Kirche war die Zahl der Säulen verschieden; Sepp nahm für den 200 Schuh langen Innenraum seiner Kirche in San Juan Bautista 24 Säulen, jede 20 Schuh von der andern entfernt, einen Mittel- und Hauptgang von 24 Schuh und zwei Nebengänge von 20 Schuh Breite auf diese Weise bildend, Sepp 2, 18, Burriel 30, 35 f. In St. Cosmas sollen diese Säulen aus Stein gewesen sein, welchen ein nahegelegener Steinbruch lieferte, Page 225. Alle drei Gänge waren nach Burriel a. a. O., Bach 31, frei gehalten vom Gestühl; die Gewährsmänner Freziers, 584, dagegen behaupten, daß Bänke für die Männer vorhanden gewesen seien. Der ganze große, für die Gemeinde bestimmte Raum war geschieden in ein Frauenviertel, welches mit einem Geländer eingefaßt war, und in ein entsprechendes Männerviertel, Frezier 584, Burriel 20 ff. Der Fußboden war gepflastert mit Steinplatten, oder mit sechseckigen Ziegeln zierlich belegt; eingelassen waren Holzrahmen, welche die Gräber all derer bezeichneten, welche die Kirche als Ruhestätte sich ersehen hatten, Sepp 2, 19, Moussy 3, 715, Page 225. Neben dem Eingange lag eine sehr große Empore, bestimmt für ein oder zwei Orgeln und den Sängerchor, Frezier 584, Sepp 1, 35.

Weiterschreitend zieht der Hochaltar unsern Blick an. Derselbe, meist bemerkenswert durch seine Größe in natürlichem Verhältnisse zu dem gewaltigen Innenraume, „a quelque chose d'auguste et de frappant" Charlev. 1, 253, ist mit sehr fein bearbeitetem Holzgeländer umgeben. Zur Linken desselben steht eine Bank für die Kaziken und die Polizeibeamten, zur Rechten eine solche für die Kriegsbeamten, vergl. Bach 31. Die Vorderseite des Altars selbst ist prächtig, drei große Gemälde mit reichen, massiven Gold- und Silberrahmen machen das Prächtigste daran aus; über den Gemälden befindet sich Täfelwerk und Basreliefs von Gold und darüber bis zum Gewölbe Holzschnitzerei, mit Gold ausgelegt. An beiden Seiten des Altars befinden sich zwei Piedestals von Holz, bedeckt mit Platten von ciseliertem Golde, auf denen zwei Heilige von massivem Silber stehen. Der Sockel und die Seiten des Altars sind bekleidet mit golddurchwirktem Tuche, besetzt mit Borten, oder in gutem Geschmacke gearbeitet und ganz vergoldet, lettr.

édif. XIII, 262. Die Altarplatte zieren Leuchter und Gefäße von Gold und Silber in getriebener Arbeit, welche beim Gottesdienste dort ihre Aufstellung finden, zahlreiche Kerzen sehr kostbaren Wachses erhöhen die Feier, Charlev. 1, 255, Frezier 585, Page 501, Sepp 2, 22. Revue des deux Mondes 1834, pag. 703 und 705, Charlev. 1, 253. Auch schmückte man die Altarplatte mit den Eierschalen des Emu, oder amerikanischen Straußes, Dobrizhoffer 1, 430, Southey 2, 341, vergl. lettr. éd. XXI, 352 ff. „Der Altar in Yapeyu war reichlich verguldet, acht, zehn und mehr silberne Leuchter, drei bis fünf silberne Kelche, drei oder vier Paar silberne Opferkännlein, drei silberne Kreuze, eine saubere Monstranz und ein großes Ciborium, beide von Silber, zierten den Altar." „Die Kelche," fährt Pater Sepp 1, 35 fort, „pflegen allhier, wie in Spanien nicht verguldet zu sein, wie auch die Cupa innen her nicht, sondern weiß wie das Silber von Natur ist"; vergl. Dobrizhoffer 1, 273. In San Luis de Gonzaga fand Moussy den Hochaltar sehr reich und sorgfältig skulpiert und derart in die Mauer eingelassen, daß, um ihn zu entfernen, man erst das Gemäuer des Chores hätte niederlegen müssen. P. Pauke erhielt aus den Guarani-Missionen einen mit Bildhauerarbeit geschmückten Altar, Pauke 107. In San Borja stand ein aus Holz prächtig geschnitzter Hochaltar, welcher ohne Vergoldung 3000 Ochsen gekostet haben soll, Dobrizhoffer 1, 277; 2000 Ochsen aber wurden in Buenos Ayres für 12000 Kronen verkauft, Sepp in Churchill Coll. IV, 633 ff., allein vergl. Sepp, deutsche Ausgabe 1, 12. Neben diesem Hochaltar stand bei den Chiquitos die Fahne des Schutzpatrons des Fleckens aus Seide, schön, groß, verziert und oben geschmückt mit einem silbernen Kreuze, Bach 49.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Hauptstücke katholisch-kirchlichen Lebens und tragen herbei, was noch über ihn uns berichtet, zumal der Detailbericht, das bald hier, bald da aufgelesene Körnlein mehr oder weniger ersetzen muß, was wir vergeblich in den jesuitischen Quellen suchten, eine Gesamtanschauung der Missionskirchen. Wenn wir, um die Darstellung unserer Beschreibung nicht zu beeinträchtigen, an manchen Stellen so schreiben, als ob das gerade dort Beschriebene Allgemeingut der jesuitischen Gotteshäuser in Paraguay gewesen wäre, so beeinträchtigt das die Wahrhaftigkeit unseres Berichtes nicht, weil ja der aufmerksame Leser aus den Detailangaben und den verschiedentlich namentlich angeführten Flecken ersehen muß, daß bei der

im allgemeinen vorwaltenden Gleichheit der Ausgestaltung einer gewissen Verschiedenheit Rechnung getragen wurde; allein siehe unten!

Des Altars Mitte krönt, wie schon angedeutet, „eine saubere Monstranz und ein großes Ciborium von Silber," Weltbott 1, 2, Brief 47, 55; in Sta. Cruz war das Tabernakel besonders prächtig und übertraf alle übrigen Zierden, Weltbott 1, 7, Brief 169, 63. Anderswo sahen zwei Franzosen das Tabernakel von Gold, die Monstranz von demselben Metall, besetzt mit Smaragden und andern feinen Steinen, Frezier 585, vergl. lettr. édif. XXI, 353. Reliquienschreine mögen auch dort ihren Platz gefunden haben, denn wunderbare Dinge schleppten die zureisenden Patres in die Missionen, Techo 261 und öfter. Den hohen Altar einer Mokobier-Reduktion zierte die Statue seines Schutzpatrons, des heiligen Xaver; sie war in Lebensgröße, ganz in Damast gekleidet, Gesicht und Hände aus Wachs. Auf dem Seitenaltare prangte die schön bekleidete Mutter Gottes. Leider besaß dieselbe anfangs nur eine papierne Krone. Allein bewogen durch Pater Pauke beeilten sich die kleinen Mädchen im Wetteifer, der Kirche ihre silbernen Halsschmuck-Platten zu schenken, und nun schmückte der missionseifrige Pater mit dem geopferten Silber die Kleider der Statue zur großen Freude der Mädchen, ließ mit ihrer Genehmigung eine Kaiserkrone für Maria und einen Schein für St. Xaver daraus gießen, und lauter Jubel der Mädchen erschallte, als der Schmuck die beiden Figuren krönte, Pauke 108 ff. Überhaupt war der Eifer für Ausschmückung ihres Gotteshauses ungemein rege bei den indianischen Christen, sodaß Charlevoix 1, 253 und 255 berichten kann: „Es herrscht auch in den Reduktionen keine andere Eifersucht als über diesen Punkt; sie haben ihre Kirche ganz umgebaut, um sie den andern gleichzustellen, und sich selbst des Notwendigen beraubt." Neben den prächtigen Statuen und Bildern fehlte es auch nicht an einfachem Materiale, wie Sepp davon zu berichten weiß. Churchill Coll. IV, 633, vgl. Sepp, deutsche Ausgabe 1, 14. — Abschließen möge diese Darstellung eine Bemerkung Moussys: „An keiner Statue haben wir bewegliche Glieder oder Augen gesehen, noch etwas, was von Reisenden gefabelte, von seiten der Väter an diesen Statuen angebrachte Kunststückchen begünstigen könnte. Sie sind allerdings mit lebhaften Farben bemalt und können wohl von weitem den Eindruck hervorrufen, als bewegten sie sich." Moussy 3, 714. —

Außer diesem Hochaltar hatten die Gotteshäuser noch zwei oder mehr Altäre, — die höchste Zahl ist fünf im ganzen, — welche nach

Maßgabe des erstbeschriebenen geschmückt waren, Frezier 586, Southey 2, 341, Sepp 1, 35, Charlev. 1, 253, Hahn 5, 158, — Wie die Hinterwand und der obere Teil der Chorhaube über dem Hochaltar künstlerisch ausgestaltet war, so zierten auch „nur von den Indianern gemahlte Tafeln, die nicht so gar uneben sind," die Wände, Sepp 1, 35; Freskos und Malereien, Büsten und Statuen, Bilder aus der heil. Schrift, oder aus dem Leben der Heiligen bedeckten Wände und Decken, umgaben den Chorgang, oder waren um den Altar gruppiert, Page 227, 501, lettr. édif. VIII, 16, XIII, 262, Page 516 f., Charlev. 1, 253, Bach 34. Oder man behing die Wände mit Teppichen eigner Industrie, Pauke 94, brachte aus roter Leinwand künstlich verfertigte Rosen an, wo die Mittel unzureichend waren, Dobrizhoffer 2, 90 ff., ließ es an Blumenschmuck und „grünen Bögen" nicht fehlen, um besonders Verehrungswürdiges „herrlich zu zieren", Weltbott 1, 7, 63. Southey 2, 340. Die die Wände schmückenden Malereien wurden voneinander getrennt durch Fruchtgehänge und Blumenfelder von einem immer frischen Laube, mit eingestreuten Blumen. An Festtagen ward auch der Boden damit bedeckt, Charlev. 1, 254, Hahn 5, 158. — Schon ist von uns jenes Michaelbild und die Taufe im Jordan u. a. mehr erwähnt von Werken der Holzschneidekunst, welche zur Ausschmückung der Gotteshäuser beizutragen hatten, um aber einen Begriff zu geben von dem Aufwande, der Arbeit und der Massenhaftigkeit, besonders der Holzskulptur, erzählt Moussy, 3, 709, von einem Michaelbilde, welches einst die Kirche von San Lorenzo barg, einer Kolossal-Gruppe, so gewaltig, daß für ihren Transport ein eigens konstruierter Wagen nötig wäre. Und Page berichtet, 517, Marmorstatuen römischer Bildhauer hätten ihren Weg in die Chiquitos-Missionen gefunden. — An den Thüreingängen standen Weihwasserschalen; man bediente sich dazu der schon genannten Emu-Eierschalen, Dobrizhoffer 1, 420, Southey 2, 341. Irgendwo an einem Pfeiler war die Kanzel angebracht, „gantz verguldet", oder „sonst prächtig", Sepp 1, 35; 2, 20, Bach 30 f.; der Beichtstuhl, der schon erwähnt ward, meist in der Zweizahl, „sehr prächtig, durchgängig besser als die guten in Spanien, ja wohl besser als die besten," Burriel 43, stand gegen den Hauptaltar hin. Im Mittelschiffe der Kirche, der Altarballustrade gegenüber, hing die Lampe, — in einer Reduktion ein 20armiger silberner Leuchter, vergoldet, an einer großen, silbernen Kette, — vom Gewölbe herab, Frezier 586. In Santa Rosa war dieselbe auch einst silbern und hing von der Decke herab; dieselbe ist jetzt durch eine riesige, aus Holz

geschnitzte ersetzt, nachdem die silberne 1848 der Kirche durch den Staat enteignet ward, Moussy 3, 715, vergl. lettr. édif. XXI, 353. —

Schauen wir zu den Chiquitos hinüber, an denen wir bislang keineswegs vorübergegangen, um über aller bisher geschauten Pracht einer Spezialität eigenster Art Erwähnung zu thun. Bach berichtet 30 f. folgendermaßen: „Jede Kirche hat hier zwei Reihen Säulen, teils zur Zierde, teils um das Dachwerk zu stützen. Wenn man durch den Haupteingang in die Kirche tritt, so sieht man links die Taufkapelle, zu beiden Seiten die Beichtstühle und in der Mitte an einer Säule die Kanzel und an den Seiten die Nebenaltäre. Das Presbiterio war stets überaus reich geziert, ebenso der Hauptaltar. Auf die Nische, in der das Allerheiligste aufbewahrt wird, fällt das Tageslicht, was einen schönen Effekt hervorbringt. Ebenso verhält es sich mit dem Hauptaltare, auf den, wenn die Sonne aufgeht, die ersten Strahlen derselben, gerade durch den Haupteingang hindurch, fallen, sodaß der am Altar stehende Geistliche in einer goldenen Glorie, in einer Art von Rosenlicht strahlt, eine äußerst glückliche Idee, welche ebenfalls eine große und tiefe Wirkung hervorbringt.“ —

Schon oben haben wir kurz der Orgeln gedacht im Zusammenhange des innern Ausbaues der Gotteshäuser; es sei uns gestattet, an diesem Orte über dieselben ein Weniges herbeizutragen, da die Väter nicht im Interesse stilgerechter Ausschmückung ihrer Kirchen allein ihre besondere Aufmerksamkeit ihnen zuwendeten. Die Gotteshäuser hatten ein oder zwei solcher Instrumente; dieselben waren entweder aus den nachbildenden Händen der Indianer hervorgegangen, Sepp 2, 3, oder aber Väter hatten dieselben angefertigt, wie Pater Pauke, dem man für ein Werk von fünf Registern in Sta. Fé 800 Thaler bot, Pauke 95, und Pater Sepp, der uns nachstehendes über diesen Zweig seiner Thätigkeit berichtet: „Ich verfertigte also die kleinen Pfeifen aus eingeschmolzenen zinnernen Schüsseln und den Subbaß aus Cedernholz, indem ich solches dünn ausschneiden ließ, und mit subtilem Pergament zusammenleimte. Ich brachte also ein schönes mit Pedal und Register versehenes, und mit unserm musikalischen Instrument vollkommen harmonierendes Orgelwerk zusammen,“ Sepp 2, 11. Oder die Orgeln wurden aus Europa herübergebracht: „Das Kollegium zu Buenos Ayres hatte eine aus den Niederlanden bekommen, die daselbst tausend Thaler, zu Buenos Ayres 5000 Thaler gekostet hatte“, Sepp 2, 11 vergl. 2, 3. Wir gehen gewiß nicht fehl in der Annahme, daß dergleichen

Werke den Weg auch in die Missionen werden gefunden haben. Auch in der Chiquitos-Mission hatte man schöne Orgeln, ja „einige von der besten Qualität"; nebenher waren aus einer besondern Rohrart verfertigte in Gebrauch, welche wegen ihrer Leichtigkeit in den Prozessionen mitgetragen werden konnten, Bach 5 ff., 46. Nur die Kirche von San Juan Bautista in den Chiquitos wird als orgellos erwähnt, Bach 7. —

Es erübrigt ein Wort betreffend der für die einzelnen gottesdienstlichen Handlungen erforderlichen Bestände, Antipendien, Caseln, Alben, Chorröcke, Rauchmäntel, Ministranten-Röcklein, Altartücher, Paramenten, Altarbilder, Corporal, Purificatori u. s. w. Natürlich entsprach dieses alles dem Stile und der Pracht der Kirchen selbst, wie Pater Sepp uns belehrt: „Die Antipendea Casulae, Rauchmantel nach Gestalt der Feste, und alles, was zum heiligen Meßopfer gehörig, ist so künstlich, daß sie nicht nur in jeglichem Konvent in Europa, oder Collegio Societatis, sondern auch in jeder Thumkirche mit Ehren könnten gebraucht werden. Für hier haben wir eine Alben zu Buenos Ayres machen lassen, so hundert und zwanzig Thaler gekostet," Sepp 1, 29, 35, Charlevoix 1, 253. Dasselbe bestätigt die Nachricht eines Engländers von Paraguay in den „neuen Nachrichten von den Missionen in Paraguay", wenn in derselben von „dem Gottesdienste mit der Pracht der Kathedrale" die Rede ist, Burriel 12. Baluffi, 2, 253, versteigt sich sogar zu der Behauptung: „Die Messen und Hochämter seien mit dem majestätischsten Pompe gefeiert." Allein einen rechten Begriff von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit dieser Gegenstände gewinnen wir erst durch einen Einblick in das Sakristeibuch von San Angelo, welches Ibañez*) zum Abdruck gebracht hat in seinem „Reich

*) Der hier zuerst erwähnte Ibañez war Jesuit, trat aber aus, dann wieder ein in den Orden und ward im Dienste desselben in Paraguay gebraucht. Bei den furchtbaren Streitigkeiten über den Traktat von 1750, dem die Gesellschaft mit allen Mitteln sich widersetzte, blieben Ibañez und P. Michael de Marimon dem Könige treu und wünschten, daß man seinen Befehlen gehorche. Ihr Gehorsam aber ward von denen, die sich als Herren des Landes und als unabhängig von aller menschlichen Macht ansahen, nur ihren General ausgenommen, als ein Verbrechen angesehen. P. Michael ward eingemauert, Ibañez aber, verjagt, stellte sich gegen die grenzenlose Rache der Jesuiten unter königlichen Schutz, kehrte nach Madrid zurück und arbeitete, vom Könige unterstützt, an Werken über Paraguay, von denen ein kleiner Teil von Le Bret in seinem Magazin abgedruckt ist. Ibañez soll schließlich durch die Jesuiten mittels einer Taubenpastete vergiftet sein, indessen rettete man mit genauer Not seine Papiere, welche der Behörde übergeben wurden. Was Le Bret zum Abdrucke gebracht hat,

der Jesuiten in Paraguay", vergl. Le Bret, Magazin 2, 398—401, unter Aufzeichnung sämtlicher Gerätschaften und Gewänder für den Gottesdienst, für die Priester, die Kirchendiener, Kirchentänzer und Kapitulare vom Jahre 1711. Wir waren in der That schwankend, ob nicht auch wir dieses Register oder Inventar ganz oder zum Teil sollten zum Abdrucke bringen, allein die schon mitgeteilten interessanten Details und der Blick auf das noch Folgende ließen uns annehmen, daß der gütige Leser unserer Versicherung würde Glauben beimessen, daß die dort aufgehäufte Pracht, Kostbarkeit, Fülle eine ungeheuerliche, unerhörte gewesen sei — vor allem in Berücksichtigung der dortigen Elemente! Ja noch in der Staatskolonie Bella Union, welche die aus den östlichen Missionen vertriebenen und ausgewanderten Indianer bezogen, sah ein Augenzeuge 1825 sehr kostbare Kirchengeräte, unter anderm ein Meßbuch, „qui n'aurait pas deparé celui de nos plus magnifiques cathédrales", Tapisserien, welche einst in den Missionskirchen die Wände geziert und ein superbes Kreuz auf dem Altare, Revue des deux mondes 1834 pag. 703 u. 705. Der Diktator Dr. Franzia endlich ließ aus dem in den Kirchen seiner Jurisdiktion vorgefundenen Damast der Kirchenornamente seinen Lanzenreitern rote Westen machen, Rengger et Longchamp 150. Weitere Angaben hierüber wird die Beschreibung der Kirchenfeste liefern.

Vorstehendes dürfte nun freilich genügen, dem geneigten Leser eine annähernde Vorstellung von der reichen Pracht und der großartigen Ausstattung der jesuitischen Missionskirchen zu geben; allein wir können

---

ist eine getreue Kopie, die man von der Urschrift des Ibañez selbst genommen. Ibañez hat nach Urkunden, Gesetzen, Generalatsverordnungen gearbeitet, und seine Ausführungen tragen den Stempel der Wahrheit, sie stimmen überein mit dem, was uns genuine jesuitische Quellen selbst verraten haben, — der beste Beweis für die Wahrheit! Natürlich ist seine urkundliche Darstellung von den Jesuiten bestgehaßt, — Rom will die Wahrheit nicht! — allein wenn wir dieses Schriftchen vergleichen, wie wir eben schon herausstellten, mit dem anerkannten Materiale, so ist der Einwand des Ordens hinfällig, es sei der Haß des Apostaten, der sein Werk ihm diktiert, seine Angaben behalten echt urkundlichen Wert, vgl. Wittmann, Gesch. Bd. 2. Wir schließen diese Anmerkung mit den Worten des römischen Herausgebers in seiner Vorrede: „Am Ende bitten wir den Leser, sich dieser einen Anmerkung zu erinnern: Wenn die Gesetze diejenigen sind, die zu allen Zeiten und in allen Ländern das Gemälde von den Sitten der Völker entwerfen: Wie groß muß das Verderben der Einwohner Paraguays und ihrer Gesetzgeber sein, wenn wir ihre Gesetze in diesem Buche von solcher Beschaffenheit finden werden?"

diesen Abschnitt nicht abschließen, ohne eines seltsamen Zwiespaltes zu gedenken, welcher sich durch die jesuitischen Schriften hindurchzieht, eben in Bezug auf die erwähnte Pracht der Gotteshäuser. Wenn Ibañez ohne Frage mit Recht bemerkt, a. a. O. 307 f., die Väter bemüheten sich, daß der Aufwand auf die Kirchen alles zudecke, zu welchem Ende sie Wunderdinge von der Kostbarkeit, den Zieraten und dem gottesdienstlichen Geräte dieser Völker vorgeben, und wenn das bisher erbrachte uns diese Wahrheit genugsam bezeugt hat, so begegnet uns andrerseits ein Verfahren, welches alles dieses entschieden in Abrede nimmt und etwaig entgegenstehenden Bericht mit Hohn übergießt. Wir gedenken dabei besonders „der apologetischen Denkschrift über die Paraguay-Missionen, der obersten Königlichen Kammer von Indien vorgelegt durch den Generalprokurator der Mission, P. Gaspard Rodero, gegen eine Schmähschrift, voll von Anklagen, die ein ausländischer Anonymus in allen Teilen Europas verbreitet hat," lettr. édif. XXI, 351 ff., vgl. Weltbott 5, Teil 28, Nr. 552. Die Schmähschrift, um welche es sich handelt, ist das „Mémoire touchant l'établissement des Pères Jésuites dans les Indes d' Espagne," abgedruckt in der Amsterdamer Ausgabe der „Relation du voyage de la mer du Sud par M. Frezier" 1717. Wir haben die Angaben dieses Memoire fleißig in unsern Ausführungen verwertet und zwar der Einfachheit halber unter dem Namen des Herausgebers Frezier, obwohl derselbe nicht der Verfasser ist. —

Nachdem P. Rodero die uns bekannt gewordenen Aufstellungen des „unbekannten Fremdlings" über die Kirchenpracht citiert hat, fährt er also fort: „Hier bringt unser Anonymus zum ersten Male eine Art von Beweis für das, was er behauptet. Er citiert zwei französische Soldaten, vgl. Frezier 583, seines Heimatlandes, welche alle diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen gesehen haben. Die Augen dieser Soldaten müssen dasselbe Privilegium gehabt haben, wie es die Fabel dem Könige Midas und seinen Händen erteilt, sodaß sie alles, was sie sahen, in Gold verwandelten und Holz oder vergoldetes Kupfer für massives Gold oder Silber annahmen. Die Augen der Spanier sind bei weitem nicht so durchdringend! Wir verheimlichen es durchaus nicht und sind auch des Beifalls der Katholiken gewiß, daß überall in der Welt, wo wir Kirchen haben, wir sie aufs Beste zu schmücken versuchen, sowie es uns möglich ist nach Maßgabe der Gründungen oder der Freiwilligkeit der Gläubigen. Es ist ein dem heiligen Ignaz von der Kirche angerechnetes Verdienst, daß von ihm eben der Schmuck und die Pracht

unserer Altäre herrührt: templorum nitor ab ipso incrementum accepit! daß aber unsere Missionskirchen alle Kirchen Europas an Reichtümern übertreffen, das ist eine neue Fabel zu der alten."

Die Haltlosigkeit dieser Abwehr dürfte schon zur Genüge durch obige Beschreibung der Kirchen erbracht sein, zu welcher Leute aus allerlei Volk uns Handreichung thaten, allein wir sind in der angenehmen Lage, ein weiteres hinzufügen zu können. Der in die erbaulichen Briefe aufgenommene Bericht eines „fahrenden" Kapuziners, welcher auf einer Fußtour durch Südamerika von seinen Begleitern schnöde verlassen einen Monat umherirrte, endlich den Turm von St. François Xavier sah und 17 Tage in dieser Reduktion verweilte, — NB. ein trefflicher Kunstgriff der Jesuiten, einmal unter anderm Namen über die Reduktionen etwas zu veröffentlichen, was aus ihrer eigenen Feder nicht mehr recht Anklang finden mochte; wenn andere Fahrende dergleichen erbrachten, so war es erlogen, — quod licet Jovi, non licet bovi! — dieser Bericht sagt ausdrücklich, die Altarblätter seien von gutem Geschmacke und ganz vergoldet, und der Kirchenschatz sei wohlgefüllt mit Silberzeug und sehr feinem Schmuckwerk. „Ich spreche von dem, was ich hier sah," lettr. édif. XIII, 262. Ein P. Dirrheim schreibt in die Heimat, Weltbott 4, Teil 25, Brief 531, 116: „... angesehen unter unsern Kirchen einige anzutreffen, die auch vielen europäischen Kirchen einen heiligen Trotz bieten dürfften, als in welchen mit purem Golde oder Silber überzogene Wände und Altäre zu sehen seyend, über welche sich die von Rom kommenden Europäer nicht wenig verwundern." Zwar ist vorstehender Brief nicht aus der Missionsprovinz Paraguay, allein da er mit dürren Worten das ausspricht, was unsere Darlegung zeigte, P. Rodero auch augenscheinlich im letzten Passus seiner unlautern Polemik ganz allgemein von Missionskirchen redet, die Jesuiten außerdem in Paraguay, ihrer Domäne, in der Lage waren, zum mindesten dasselbe zu thun, was ihre Brüder anderswo thaten mit so vielem Erfolge, haben wir keine Bedenken getragen, diesen Brief aus einer südamerikanischen Missionsprovinz für uns zu verwerten. Zwar beschreibt Baluffi, 2, 253, die Kirchen nur als stattliche nach Bauart, Größe und prächtig-reicher Ausschmückung, stattlich selbst unter den stattlichen Kirchen Europas, aber Wittmann, Herrlichkeit der Kirche 1, 56, schreibt mit dürren Worten: „Der Handelsabsatz kam der Ausschmückung der allerdings *prachtvollen* Kirchen zu gute, die nach dem eigenen Ausdrucke der Missionäre, sowie nach der Schilderung ihrer Feinde reich an Kostbarkeiten waren und von Gold

und Silber strahlten. (Dadurch ist der „ausländische Anonymus“ gegen Rodero glänzend gerechtfertigt.) Diese Pracht der Kirchen wird den Jesuiten nur derjenige verargen, welcher nicht weiß, daß der Katholik sein Kostbarstes willig hingiebt, um die Kirche desjenigen zu schmücken, der auch noch heute unter seinen Gläubigen wohnt, in dem Geheimnis des heiligen Sakraments!“ Und Charlevoix endlich erklärt, 1, 245: „Gold und Silber ist (in den Reduktionen) nur bekannt als Schmuck der Altäre!“ Vgl. Sammlung der neusten Schriften 2, 415.

Wie sollte ferner ein König dazu kommen, den Jesuiten in einem eigenen Handschreiben seinen königlichen Dank für den Bau, die Bedienung, Zierlichkeit und den Aufputz der Kirchen mit „Silber und Gold“, sowie für treffliche Abhaltung der Gottesdienste auszusprechen, Decretum Philippi V in Weltbott 5, Teil 28, Nr. 553, 44, Sammlung der neusten Schriften 2, 519, wenn nicht die Väter selbst ihm gerühmt hätten die „Zierlichkeit und den Aufputz ihrer Kirchen mit Silber und Gold“? Vgl. den Brief des Bischofs Peralta von Buenos Ayres an den König, in welchem von dem Schmucke der Kirchen und der „richesse“ der Altäre die Rede ist, Charlevoix 3, 206, ferner die glänzenden Berichte anderer Kirchenmänner über den „vollen Glanz der Tempelgottesdienste“, welche Dobrizhoffer gern für sich verwertet, 1, 175 f. — Wenn höhern Ortes, vom Missionssuperior oder General des Ordens, der Befehl an die Missionsväter ergehen mußte, errichte man eine neue Kirche, so solle sie das Maß der Kirche von St. Nicolaus nicht überschreiten, Ibañez bei Le Bret 2, 488, oder wenn „bis auf die jetzige Zeit nichts Gemeineres ist, als daß die Provinziale verbieten, man solle hinfür nichts mehr von dergleichen Dingen kaufen, da die Kirchen mit Gerätschaften wohl versehen sind, selbst nicht Geräte von cafalonischem Silber, d. i. vom allergeringsten Silber zum Kirchengeräte, auch solle man keine reichen Zeuge mehr für die Tänzer und Kapitulare, denn diese gehören auch mit zum Aufwand der nämlichen Kirchen, kaufen,“ Ibañez bei Le Bret 2, 398, 402, so ist doch ohne Frage, was den äußeren Ausbau der Kirche, wie deren gottesdienstliche Ausgestaltung anlangt, das zulängliche Maß weit überschritten! — Ohne Grund erließ doch wahrlich nicht ein General des Ordens nebst seinem Missionsprovinzial ein Schreiben wie dieses aus seiner Kanzlei an die Väter in Paraguay: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß man in einer Provinzial-Kongregation den Beschluß gefaßt, den Mißbrauch einzuschränken, der in den Völkerschaften überhand nehme, da man für die Kirchen Dinge von großem Werte kaufte, zum Exempel

Lampen, Kreuze, Leuchter von Silber, weil man hierdurch den Weltlichen zu gedenken Anlaß giebt, daß wir sehr reich seien, und daß man nicht befolgt, was in jener Kongregation beschlossen worden, sondern daß vielmehr der Aufwand sehr überhand genommen. Dieses verdient alle Beachtung .... Ich bitte Ew. E. alles Ausschweifende zu verbieten, und befehle, daß sie sich begnügen, in der Kirche Gerätschaften zu haben, die zum Gottesdienste anständig und schicklich sind. Soweit unser General. Am Ende machte er noch verschiedene Verordnungen, und in allen war der Schluß, daß man in den Borden, Tüchern, reichen und gedoppelten Mänteln von gleicher Farbe ausschweife. Ob man es wohl für sehr schwer hielt, der Sache abzuhelfen, weil man solche Gerätschaften nicht aus den Orten hinwegnehmen konnte, ohne die Einwohner zu betrüben. Meine Meinung ist, der Superior soll hinfür nicht mehr darein willigen, Leinwand und Borden kommen zu lassen, weil die Sakristeien einen Überfluß an solchen Dingen haben, und wenn auch etwas dergleichen käme, so soll man es den Prokuratoren zum Verschluß schicken, denen man den Befehl geben wird, sie nicht zum Gebrauch verwenden zu lassen. So soll man auch die Seitenmäntel und unteren Bänke am Hochaltar hinweglassen; die silbernen Borden sollen an solchen Örtern verkauft werden, die sie am Hochaltar noch nicht haben, und damit können sie zufrieden sein. Was das Silber betrifft, von dessen Vorrat mein Vorgänger unserm General ein Verzeichnis eingeschickt, so erwarte man seine Befehle, und in dieser kurzen Zwischenzeit gebrauche man sie gar nicht. Ew. E. können sich mit dem begnügen, was Sie haben, und haben sich nach dem Willen unseres Generals zu bequemen, damit die Ausschweifungen vermieden werden, die den Indianern so schädlich sind, weil sie genötigt werden, mehr Tribut zu zahlen, wenn man sieht, daß ihre Kirchen so reich an Gebäuden, Zieraten, Silber und noch andern Dingen sind." Ibañez bei Le Bret, 2, 423 f. —

Da den Vätern der Bau der Kirchen nichts kostete als nur die Aufsicht über die arbeitenden Christen, denen kein Tagelohn gegeben und nichts entschädigt wurde, so verwandten sie naturgemäß die für die Kirchen fließenden reichen Summen lediglich für den inneren Ausschmuck, Bericht des Matthias de Angles in der Sammlung der neusten Schriften, 2, 240, ließen einen einzigen Altar 3000 Ochsen kosten und eine einzige Alben 120 Thaler, verkauften 8000 Ellen baumwollenes Tuch auf einmal nach Buenos Ayres, um den Kirchenornat in eine neue Kirche samt der Auszierung des Tabernakels dafür anzuschaffen, wie

Dobrizhoffer und Sepp, 2, 20, uns belehren, ließen, wie Burriel so bescheidentlich sich ausdrückt, 164, bisweilen auch etwas Silber und Messing zur Herstellung von Kirchengeräten, bisweilen auch geschlagen Gold zur Vergoldung eines Altars oder eines Heiligen sich senden. Ibañez zufolge wurden die sämtlichen Einkünfte einer Reduktion aus den ersten sechs Jahren nach der Gründung auf die Kirchen und den Kirchenzierat verwendet, Le Bret 2, 402. Spricht nicht die, wenn auch für Buenos Ayres erworbene, so sehr teure Orgel, welche der Prokurator erstand, „ohne solche gesehen zu haben, oder zu wissen, ob sie tauglich sei und in Amerika gelange", für die Pracht und den beliebten Aufwand; wenn man das öffentlich zu thun wagte, sollte man sich etwa gescheut haben, in einer Weise dem sinnlichen Elemente in den Gotteshäusern und Gottesdiensten Ausdruck zu geben, wie davon alles bisher Erbrachte reichlich Zeugnis gab? Burriel 164, lettr. édif. VIII, 16. Weltbott 1, Theil 2, 47, 56. Und wäre auch alles das nur „eine neue Fabel zu der alten", wäre nur der vom P. Rodero verteidigte Kirchenschmuck vorhanden gewesen, so bliebe es immerhin ein für die damalige Zeit und besonders für die damaligen Verhältnisse fabelhafter Aufwand und eine kaum zu rechtfertigende Pracht in anbetracht nämlich der Kosten aller nach dort exportierten Sachen, denn „ein drey Kreutzer Messer in Teutschland kostet hier einen Thaler, ein halber Gulden Hut zehn bis zwölf Thaler, eine drey Guldenbüchse zwanzig ja auch dreyßig Thaler," — und „wegen seltener Ankunft spanischer Schiffe sind die Kirchensachen außerordentlich theuer." Sepp 1, 12; 2, 16; vgl. Dobrizhoffer 1, 266. —

Hören wir letzte Zeugen! Zu Bachs Zeit besaß die Kirche zu St. Joseph noch 20 Arobas Silber, à 25 Pfd., Bach 6; und derselbe Autor, welcher Augenzeuge war, betont es ausdrücklich, daß die so reichen und prachtliebenden Herren eine große Menge kostbarer Kirchengeräte von Gold und Silber, reicher Meßgewänder u. s. w. besessen hätten, Bach 45. Die nach denselben Principien geleitete Moxos-Reduktion San Pedro verwahrte in ihrem Kirchenschatze allein 2000 Pfd. massives Silber, nicht gerechnet die der Jungfrau gebrachten Opfer und wertvolle Kunstwerke, Page 518. Und die Kirche zu St. Michael bei den Guarani war allein, 100 000 Pezzi wert, Le Bret 2, 393. „Außerordentliche Ausschmückung der Kirchen mit den kostbarsten Kleinodien und reichsten Stoffen," „von außerordentlichem Glanze waren alle Kultus- und öffentlichen Schaustücke," das sind die Worte, welche Moussy, 3, 665, gebraucht. Und der Bandit Chagas rühmt sich in

einem Schreiben vom 3. Februar 1817, aus sieben Dörfern westlich vom Uruguay 50 Arobas Silber, Kostbarkeiten und schöne Schmuckgegenstände der Kirchen, ausgezeichnete Glocken geraubt zu haben; derselbe raubte später auf demselben Gebiete 65 portugiesische Arobas, à 1,40 Kilo, heilige Geräte, Leuchter, Kronleuchter, Kronen u. s. w.; von Silber waren die Siegeszeichen dieses denkwürdigen Feldzuges von 1817. Diese kostbaren Sachen, z. Th. noch heute in der ehemals Kaiserlichen Kapelle zu Rio zu sehen, waren aber nur die Reste des Reichtums der Missionen, Moussy 3, 687 f., vgl. 696. Die Kirche von Santa Rosa war allein so reich, daß, nachdem ein Vizekönig von Buenos Ayres, verschiedene Gouverneure von Paraguay sie der Reihe nach geplündert hatten, der Diktator Dr. Franzia noch Gold- und Silberschmuck daraus entnehmen konnte. Und trotzdem ist sie heute noch die reichste und beste Kirche Paraguays, Rengger 170. — Wir haben wiederum Freund und Feind zu Worte kommen lassen, neues zu altem und altes zu neuem getragen, — erweist sich nicht Roderos Apologie als bewußte Fälschung? —

3. Das Haus der Väter, das Kolleg.

An die rechte Seite der Kirche lehnt sich das Haus der Väter, das Kolleg, Charlev. 1, 246. Wie die Kirche das erste, so war eine Wohnstätte für die Väter das zweite, was die Hand der Neugläubigen sei es freiwillig, sei es geleitet von höherer Hand herrichtete. Aus den anfänglich elenden Bauten, Lehm- und Buschhütten, entwickelte sich bald aus naheliegenden klimatischen Rücksichten ein wohnlicheres Heim, welches zu den uns geschilderten Kollegs sich vollendete. Leider ist die Ausbeute, welche genuin jesuitische Schriftsteller uns boten, nur sehr gering, reichlicher jedoch fließen die Quellen von anderer, nicht minder beachtenswerter Seite. Der schon mehrfach erwähnte Kapuziner berichtet betreffs der Häuser der Christen, dieselben seien einstöckig, solide, ohne Schmuck, nur in der Absicht erbaut, Schutz gegen die Witterung zu bieten, das Haus der Jesuiten aber sei fast ebenso, nur zweistöckig, lettr. édif. XIII, 262. Dem entspricht eine Mitteilung Moussys, welcher zufolge die Kollegien sich in nichts unterschieden von den Häusern der Christen, es sei denn durch die Mächtigkeit der Anlage des viereckigen Baues und die größere Anzahl Zimmer; es sei ein düsteres, niedriges Haus, wie die andern, oft ohne Fensterscheiben (vergl. das über die Kirchenfenster gesagte), mit doppelter Galerie, getragen von Holz- oder Steinpfeilern; seinen Eingang bilde ein Portal, roh aus Sandstein gehauen,

Moussy 3, 672, 714 f., 3, 703. Einen gediegeneren Eindruck mache das in Ruinen liegende Kolleg von St. Thomas; noch erkannte der Reisende die Sorgfalt, welche die Sandsteinpfeiler hergerichtet hatte, und von einigem Luxus gaben Trümmer von Skulpturen Zeugnis, die mit einiger Kunstfertigkeit hergestellt waren, unter anderem ein Engelkopf aus feinkörnigem Sandstein gehauen, Moussy 3, 704 f. In St. Lorenz wurden die Galerien zum Teil getragen von Statuen, roh in Sandstein gehauen, Moussy 3, 709. Besonders groß waren die Kollegs in Santa Rosa und San Ignacio Guazu, letzteres vor andern fein gebaut, Moussy 3, 714 f.

Moritz Bach macht uns vor allen andern mit den Wohnstätten der Väter genau bekannt, folgen wir denn seinem führenden Worte. Der Haupteingang in das Kolleg ist auf der Seite des Kirchplatzes und befindet sich manchmal unter dem Kirchturm; man gelangt durch denselben in einen großen Hof. Rings um diesen ersten Hof laufen Korridore, welche mit Geländern versehen sind; auf der einen Seite dieses Hofes sind die Zimmer und Säle des Väterhauses, auf der andern Seite steht die Kirche, sodaß man bei Regenwetter ohne naß zu werden aus dem Zimmer in das Gotteshaus gehen kann. Alle Korridore und Wohnungen sind mit Backsteinen ausgelegt, und diese Backsteine haben in jedem Kollegio eine andere Form. Alle Dächer sind mit Hohlziegeln gedeckt, alles ist symmetrisch und dauerhaft gebaut, gebaut für eine Ewigkeit. In St. Joseph war ein Teil der Zimmer gewölbt, angesichts des heißen Klima und des bei jedem Fußtritte sich erhebenden betäubenden Echos eine kaum angebrachte Bauart, zumal nur bei den kalten Südwinden ein Aufenthalt in den Räumen möglich war, Bach 6. Sonst sind alle Zimmer hoch und viele mit Decken versehen; Thüren und Fenster sind nach urelterlicher Weise künstlich geschnitzt und eingelegt. Ebenso nach alter Mode gearbeitet und sehr massiv sind die Möbel: zwei Männer sind nötig, um einen Stuhl, und vier, um einen Tisch von einer Stelle zur andern zu bewegen. Durch einen kurzen, bedeckten Gang kann man aus dem ersten Hofe in den zweiten gelangen, noch größer als jener und ebenfalls mit Korridoren und Gebäuden umgeben, Bach 28 f. Wir können uns, ungerechnet noch zu erbringendes, eine Vorstellung von der Größe dieser Höfe machen, wenn wir bei demselben Autor erfahren, diese Höfe wären imstande gewesen, bei den großen Festen das ganze Dorf zu fröhlichem Mahl zu bergen, Bach 53.

Das Innere enthielt mehrere große Säle, mit viel Bildern und

Gemälden geschmückt, Frezier 586, vgl. Moussy 3, 709, unter ihnen besonders ausgestattet das Zimmer des Pater Rektor, in welchem ein magisches Halbdunkel herrschte; aber in der Wand waren Blenden angebracht, welche von Thüren und Fenstern bedeckt wurden, um Lichter zu verstecken und dann schnell das Zimmer zu erleuchten?? Bach 37. Dasselbe war versehen mit Stühlen, Schränken, Schreibtischen und andern artigen Möbeln, eine besondere Fensterthür führte durch eine zweite Galerie in den Kolleggarten, Sammlung der neusten Schriften 2, 242. Dieses Zimmer des Pater Rektor befand sich in dem vornehmsten der vier Flügel, aus welchen das Kolleg bestand. Aber auch die übrigen Gelasse ließen nichts an Bequemlichkeit und Geräumigkeit zu wünschen übrig, Sammlung a. a. O. Mit diesem Citate aus dem Bericht des Gouverneurs de Angles sind wir um eine dritte Vorstellung dieser Baulichkeit bereichert; es ist schwer, eine klare Vorstellung zu gewinnen. Wir sind, gewiß ohne wesentlichen Widerspruch zu finden, geneigt, eher ein Mehr als ein zu Wenig anzunehmen, denn es lag in der Natur der Sache, daß die Väter ihre Bleibestätten nicht nur so behaglich wie möglich, sondern auch so imposant wie nur irgend angängig, herzurichten bestrebt gewesen sein müssen, ersteres um ihrer selbst willen, dort in der Weltabgeschiedenheit Paraguays, das zweite um ihrer Christen willen und des Eindrucks, den allein ihr Haus zu machen imstande war, vgl. Bach 37 und Sammlung der neusten Schriften 2, 415. Eine Stütze wird diese Meinung finden in dem weiter unten zu beschreibenden Leben der Väter in den Reduktionen, sowie in dem Befehle Tamburinis, der die „Ausschweifungen in den Gebäuden der Väter“ ernstlich verbietet. Genau ward das Maß vorgeschrieben. Allein trotzdem weigerten die Väter den Gehorsam, bis der Provinzial von neuem den Visitationsbescheid einschärfte unter der Schlußformel: „denn da es der Wille unseres Vaters ist, so ist es auch der Wille Gottes unseres Herrn“!! Bret 2, 456 f. Lassen wir inzwischen den biedern Pater Sepp, den „hochberühmten Missionar“, wie, irren wir nicht, Wittmann irgendwo sagt, bei „seinem wenigen Küchengeschirr“, das er täglich zu visitieren hat, und rechnen diese seine karge Angabe sonst nicht gewohnter Bescheidenheit zu, Sepp 1, 29. — Wie schon gesagt, war jedes Kolleg mit einem großen, weiten Hofe verbunden, Burriel 27, 34 ff., Sammlung 2, 242; denselben zierte ein hohes Kreuz in seiner Mitte, oder ein Sonnenquadrant, welcher in einigen Dörfern jedoch sich im zweiten Hofe befand, von dem ebenfalls schon die Rede war und weiter unten noch sein wird, Bach 28. Moussy sah noch in Yapeyu den Sonnen-

zeiger auf der Spitze einer roten, eleganten Sandsteinsäule, mitten unter angebrannten Trümmern; „noch heute giebt der Zeiger die Stunden an, setzt er hinzu, er hat gute und böse Tage gesehen, die in dem Laufe der Zeiten über diese arme Stätte hingezogen sind," Moussy 3, 703. — Beides, Kirche und Kollegium, sind mit Mauern umgeben, Bach 28, vgl. Frezier 586. —

Gehen wir zurück zum Gotteshause, um von ihm, als dem Mittelpunkte aus uns zu orientieren zu weiterem Vordringen in der Beschreibung der Reduktion. Dasselbe hat, wie bekannt, fünf Ausgänge; die Hauptthür führt nach dem Platz des Dorfes, dem Kirchplatz hin und ist mit einem Korridor und Geländer umgeben, — durch sie geht das weibliche Geschlecht in die Kirche. Die zweite Thür, durch welche alle Männer eintreten, verbindet das Innere der Kirche mit dem ersten Hofe am Kolleg; die dritte Thür liegt der zweiten gegenüber und führt auf den an die linke Seite der Kirche stoßenden Friedhof. Die vierte und fünfte Thür endlich dient den Musikanten zum Aufstieg auf die Emporen und zum Eingang in die Sakristei. Darnach hätten wir vor uns den weiten Dorfplatz, den gemeinsamen Ausgangspunkt für unsern Weg in die eigentliche Reduktion; zu einer Seite der Kirche das Haus der Väter mit dem ersten und zweiten Hofe; zur andern Seite des Gotteshauses endlich den Friedhof, ungerechnet weitere Anlagen, welche an diesen Komplex sich reihen und unten ihre besondere Besprechung finden werden, vgl. Bach 30.

4. Der Friedhof, die Gärten der Väter, der Werkstättenhof, die Magazine.

Beginnen wir mit Letzterem und den sich anreihenden Anlagen im Bereiche der direkten Aufsicht der Väter. Der Friedhof ist insgemein ein großer, viereckiger Platz, nach Baluffi 2, 253, Hahn 5, 158 jedoch kreisförmig, von niedriger Mauer eingeschlossen, mit hohen Palmen und Cypressen bepflanzt. Orangen- und Citronenalleen führen durch ihn hin, münden aus in den vier Ecken auf ein dort angebrachtes Kreuz und weithinschattenden, mächtigen Palmbaum, Moussy 3, 704, und in der Mitte auf eine Kapelle, welche gottesdienstlichen Zwecken dient, Charlevoix 1, 260, Southey 2, 340. Sepp legte dieselbe achteckig an aus Quadersteinen mit einer Kuppel aus Cedernholz und acht Fenstern, 2, 30. Bach sah auf den Friedhöfen der Chiquitos statt der Kapelle ein hohes Kreuz, 31; Hahn und Baluffi a. a. O. wissen auch von diesem Zeichen der Erlösung an dieser Stätte und erwähnen

von einer Kapelle nichts. — Eingehend beschreibt Southey die Ruhestatt der Toten. Die schon erwähnte Kapelle zierte ein Kreuz über dem Eingange. Der ganze große Raum war in vier Teile geteilt, für die Erwachsenen und Kinder jedes Geschlechts gesondert, da die Geschlechter ebensowohl getrennt waren im Tode wie im Leben. Ein natürliches Gefühl, setzt der Autor nicht ohne volle Berechtigung hinzu, hätte die Glieder einer Familie Seite an Seite gelegt, aber diesen Punkt ausgenommen war der Gottesacker, was eine christliche Begräbnisstätte sein soll, a sacred garden of the Dead! Die vier Hauptteile waren in bestimmte Stücke geteilt, je 10 bis 12 Gräber enthaltend, welche eingehegt wurden von den lieblichsten Büschen und Blumen. Weiber, welche gewöhnt waren, dort über ihren geschiedenen Freunden zu beten, warteten der Gräber „mit frommemsigen Händen“, und hielten sie rein von Unkraut, Balussi 2, 253. So „machten tausenderlei Blumen den Friedhof zu einem balsamischen Garten; an manchen Stellen las man Grabinschriften, welche die künftige Auferstehung verkündeten und zum Gebete aufforderten,“ Balussi a. a. O. Allein nach Burriel 55 setzten die Christen allgemein hölzerne Tafeln nur mit Namen und Todesjahr auf die Gräber der Ihrigen, welche indes infolge der Witterung bald verfaulten. Dagegen sah Moussy auf dem Friedhofe von La Cruz Grabsteine mit Guarani-Inschriften, 3, 704. — Bei den Chiquitos ward das sehr tief gegrabene Grab zugeschüttet und dann mit einem Stampfer dem übrigen Boden gleich geebnet, sodaß der ganze Friedhof stets wie eine blumige Ebene aussah, Bach 31. — Auch der herrlichen Alleen an den breiten Wegen gedenkt Southey und läßt das ganze Viereck des Friedhofes umgeben sein von einer Art Kreuzgang oder Piazza zum Schutze gegen Unwetter, Southey 2, 341 f. In La Cruz umgab eine Orangenhecke das Ganze, mit einer Mauer dahinter, Moussy 3, 704. —

Wie schon vorhin kurz erwähnt, führte direkt aus dem Kolleg eine Thür durch eine Galerie in die Gärten der Väter, welche wir uns hinter der Reihe der bislang besprochenen Baulichkeiten resp. Lokalitäten zu denken haben, Southey 2, 340, Bach 30, Sammlung der neusten Schriften 3, 242. Mit äußerster Sorgfalt warteten die Väter dieser Anlage, kultivierten und acclimatisierten, was nur immer möglich von heimatlichen Gartengewächsen, und einen interessanten Einblick in ihre rege Thätigkeit, wie in die große Fülle mannigfaltiger Kulturen mag Pater Sepp uns gewähren, wenn er aus Yapeyu schreibt 1, 29 f.: „Wir haben einen überaus großen und schönen Garten, in den ich gleich

einen Schritt weit von meinem Zimmer gelangen kann, es ist ein Kraut-, Baum-, Blumen- und Kräutergarten für die Kranken und ein überaus schöner Weingarten," — „ein Garten, um den Geschmack zu vergnügen und das Auge und die Einbildungskraft zu ergötzen", Sammlung a. a. O. — „Im Krautgarten habe ich das ganze Jahr hindurch: Salat, schönen Antivi, Kopfsalat, Bologneser, Zichori, Pastinakwurzeln, Ripes, Spinat, Monatrettig, Schellern, Kappis, Kohl, Ruben, Steck- und bayrische Ruben, Petersilien, Anis, Fenchel, Koriander, Melonen, Cucumern und andere indianische Kräuter. Im Kräutergarten, habe ich Müntze, Raute, Rosmarin, Pimpernell haben mir die Ameisen gefressen, Majoran," — außerdem andere offizinelle Pflanzen, Southey 2, 338, Bach 28. — „Im Blumengarten: weiße Lilien, indianische Lilien, Nartes, Sonnen- und Ringelblumen, gelbe und blaue Violen, Rittersporn, Kapuzinerlein und andere indianische schöne Blumen. Im Obstgarten Äpfel-, Birn- und Nußbäume, die Birn- und Nußbäume wollen keine Früchte tragen, ob sie gleich groß sind u. s. w. Der Weinberg ist so groß, daß er gar wohl auf die fünfzig Ohren geben könnte, hat aber dieses Jahr nicht so viel Trauben gebracht, daß ich zweimal über Tische davon essen könnte. Die Ursachen davon sind die vielen Feinde, die sogleich, sobald die Beer sich färbet, drauf sind." Orangen, Feigen, Pfirsiche, Granaten, Cujavabäume, Bananen, welche noch heute, wenn gleich verwildert und fast zum Buschwald geworden, herrliche Früchte liefern, standen meist hier wohlgepflegt in üppiger Fülle, Moussy 3, 672, 704. — In einem dieser Gärten befanden sich auch, wenig poetisch, 8—12 Wachsbleichen, gemauerte Gerüste, Bach 30. Eingeschlossen war diese ganze Gartenanlage mit einer Mauer, Moussy 3, 703.

Den Garten verlassend und das Kolleg durchschreitend, eilen wir hinweg über den ersten Hof, halten uns auch nicht auf bei den Wohnräumen der „Hausindianer", deren Frezier 586 Erwähnung thut, vgl. Sammlung 2, 415, betreten vielmehr den ungemein wichtigen zweiten, großen Hof, neben dem Gotteshause Brennpunkt der Niederlassung. Ein kurzer, bedeckter Gang führt uns zu ihm hin, Korridore und Geländer umgeben seine ganze Breite. Auf ihm und um ihn her in den Werkstättensälen herrschte stets ein reges Treiben; hier stand die Zuckermühle, und in einigen Sälen um denselben her befanden sich die mit der Zuckersiederei, welche vier bis fünf Kessel hatte, Beschäftigten; die Grobschmiede und Silberarbeiter in besonderen Räumen, Zimmerleute, Schreiner, Drechsler, Rosenkranzmacher, Wachsbleicher, Schlosser, Weiß-

gerber, Weber für zwanzig und mehr, ja vierzig bis fünfzig Stühle, fanden hier ihre Arbeitsstätten, die Schuster und Schneider ihre Gelasse: ein wahrer Ameisenhaufen! Bach 29 f., Southey 2, 340, Burriel 67, Dobrizhoffer 1, 316, Hahn 5, 158, Charlev. 1, 246, Dobrizhoffer 1, 542. Wagen- und Karrenfabriken ziehen sodann unsere Aufmerksamkeit auf sich, auch Hutmacher, Wollkämmer und Zinngießer mit vielen Meistern und Gehülfen in besonderen Sälen, Sammlung 3, 242 f., Burriel 67. Und jede Werkstatt ist mit reichlichem Werkzeuge ausgestattet für groben und feinen Betrieb, alles findet hier der Arbeiter bereit, Burriel 174. Eigene Werkstätten stellen alle diese Werkzeuge von Eisen, Stahl, Erz, Zinn und Kupfer her, denn die importierten Geräte kosteten einen fast unerschwinglichen Preis; Bildhauer, Holzschnitzer, Mechaniker, Kupferstecher und Maler hatten in den weiten Räumen ebenfalls ihre Ateliers, Sammlung 3, 234, vgl. Charlev. 1, 242, Dobrizhoffer 1, 266. Wir würden vorgreifen, wollten wir mehr ins Detail gehen, Orbigny und andere sollen später zeigen und den rechten Einblick uns thun lassen in das, was des Ferneren diese Werkstättenanlagen unter der unmittelbaren Aufsicht der Väter barg, deren vorbereitende, geräuschvollste und gröbste Betriebe mehr nach außen zu angelegt waren; wir verlassen die Stätte emsigen Gewerbefleißes, eine Thür führt uns von hier auf die Straße, Bach 30.

Mächtige Gebäude, welche außer den schon genannten noch an dieser Seite des Väterquartiers sich befinden, ziehen unsere Blicke auf sich. Mit ihrer Hinterseite an den großen vielleicht auch an den ersten Hof sich lehnend, vielleicht in ihren Erdgeschossen Werkstätten abgebend, mit ihrer hochragenden Front nach dem „Kirchplatz“ hinschauend, haben wir die Magazine vor uns, die großen Stapelgebäude und Speicher für die Waren, die Kornböden für die Gemeinheitsernten, das Waffenarsenal, Räume zur Aufbewahrung von Bekleidungsgegenständen, minderwertigen Schmucksachen allerlei Art und sonstigen Gebrauchsartikeln des täglichen Lebens. Von hieraus und hierhin pulsiert alles Leben der Reduktion; hierhin fließen die Früchte des Gewerbefleißes, der Plantagen- und Ackerwirtschaft, hierher die unendlich mannigfaltigen Artikel des großartigen Tauschhandels; von hieraus versorgten die Väter ihre Christen mit Nahrung und Kleidung, für Krieg und Frieden, für den Werkeltag wie für den Sonn- und Festtag, Charl. 1, 246, Hahn 5, 158, Balussi 2, 253, Sammlung 3, 233 ff.; 242, Burriel 90 f., 157, 164, Weltbott 1, 2, Brief 47, 58, lettr. édif. XIII, 263, XXI, 350. — Alle diese Baulichkeiten nun, deren Centrum die Kirche und

das Kolleg, umfassen einen Raum von 60 Morgen, den, wie es scheint, eine auch die erwähnten Innenmauern umspannende Mauer umschloß, Frezier 586, Sammlung 2, 415. Mit dieser letzten Angabe verlassen wir diesen Teil der Reduktion, den wir vorhin das „Quartier der Väter" nannten, und wenden uns den Quartieren der Eingeborenen, zuerst dem schon mehrfach erwähnten „Kirchplatze", der „Plaza" zu. —

5. Der Kirchplatz und die Schulen.

Einen „Rennplatz, überaus groß und schön, 400 Schuh breit und soviel lang", nennt ihn Pater Sepp, später für die Länge desselben in der von ihm selbst angelegten Reduktion 500 Schuh angebend bei oben genannter Breite, Sepp 1, 32; 2, 18. Eskandon vergleicht ihn im allgemeinen mit dem großen Platze zu Madrid, dem er an Größe gleichkomme, wenn nicht überrage, Burriel 46. Dieser mächtige, meist quadratische Platz, der „öffentliche Platz", lag im Mittelpunkte der Reduktion, Hahn 5, 157, Charlev. 1, 245; mitten auf ihm stand ein Kreuz, oft von Stein und aus einem Stücke, wie auch die vier Ecken dieses Vierecks mit Kreuzen, diesen Wahrzeichen der Reduktionen von Anfang an, geschmückt waren, Bach 28, 55, Southey 2, 341, Burriel 58. Palmen umgaben das hochheilige Zeichen der Erlösung, Moussy 3, 715. Statt eines Kreuzes in der Mitte fand sich auch wohl, wie Southey berichtet a. a. O., eine Säule mit dem Bildnisse der Maria. In Yapeyu beschatteten den Platz Palmen von nie gesehener Höhe und Baumpflanzungen säumten ihn ein, Moussy 3, 703, 714. Der Kirchthür gerade gegenüber lag eine Kapelle, welche mit „allem Anstande geputzt" für die Kranken-Kommunionen benutzt wurde, Burriel 45. Vielleicht ist mit dieser ein Heiligtum identisch, welches Moussy in Santa Rosa sah, eingeschlossen in ein Carré, 20 Schritte von der Kirche gen Osten entfernt, der Jungfrau von Loretto geweiht. Dasselbe war mit Wandmalereien, welche die Legende des mysteriösen Hauses von Nazareth darstellen, und mit Rahmen des peintures sur cuivre von guter Ausführung, religiöse Gegenstände versinnbildlichend, sowie mit einer Sammlung von Bildnissen der berühmtesten Jesuiten bedeckt. 500 Meter (?) nördlich, in der Richtung der Axe der Kirche, dem Portale gegenüber, fand derselbe Reisende in demselben Missionsdorfe eine große Kapelle, San Isidro, dem Ackersmanne, einem in jenen Gefilden beliebten Heiligen, geweiht; mächtige Palmen und enorme Orangen umgaben damals noch die in Trümmern liegende Stätte, Moussy 3, 714. Der Regel

nach war unfraglich die Abendmahlskapelle für Kranke das einzige Gebäude auf diesem Platze, der möglichst frei gehalten werden mußte für die Bethätigung des sehr regen öffentlichen Lebens der Gemeinde, besonders an Sonn- und Festtagen, sowie für die Tage, an denen gerade hier die militärischen Übungen abgehalten wurden. Die notwendigen Schattenbäume mochten immerhin der mächtigen Weite schon mehr als ersprießlich war Abbruch thun. Möglicherweise lag die erwähnte Kapelle Isidros in einer der Hauptstraßen, wie denn Gothein bemerkt, jede Straße sei auf die Kapelle eines Heiligen ausgelaufen, eine für uns unkontrollierbare Notiz.

Allein wir scheiden nicht von dieser Stätte, welche wir noch oft buntbewegt und reichbelebt wiedersehen werden, ohne des Prangers gedacht zu haben, der vor der Kirche angebracht an Sonn- und Festtagen vor versammelter Menge seine Dienste zu thun hatte, Weltbott 3, 17, Brief 389, 101. Sämtliche Gebäude nun, welche diesen Platz umschlossen, waren durch eine doppelte Galerie geschützt, welche getragen ward von Urunday-Holz-Pfeilern, der besten Art dieser Gegend; sehr schön gearbeitete Würfel aus rotem Sandsteine dienten diesen Säulen als Sockel, Moussy 3, 703, 710. Unter diesen Gebäuden, vielleicht dem Quartier der Väter gegenüber und eingeschlossen von den Häusern der Indianer, lag das Stadthaus, Cabildo, dessen Vorhandensein jedoch nur Moussy zweimal erwähnt, 3, 709 u. 711; möglicherweise ist dieses Cabildo nichts weiter als das von den Wohnungen des gemeinen Mannes sich unterscheidende Haus des obersten Beamten der Reduktion, oder das Gerichtsgebäude, dessen Gothein pag. 26 Erwähnung thut. —

Vergeblich haben wir uns bemüht, die Lage der Schulen, dieser Anstalten unbegrenzter Wichtigkeit, sonderlich für eine Missionsgemeinde, ausfindig zu machen; über ihre Anlage ist, während alles andere mit breiter Ausführlichkeit in den ältern und ältesten Quellen dargelegt wird, uns nichts berichtet. Daß in den ersten Tagen der werdenden Gemeinden die primitiven Kirchen und Kollegien der Väter für den Unterricht der Erwachsenen behuf Vorbereitung zum Empfange der heiligen Taufe Anwendung fanden, ließe sich mehrfach belegen, von einer Einrichtung der Schulen aber und einem Schulunterrichte der Kinder, der Tausende von Kindern, die nicht lediglich Unmündige waren und regelmäßig getauft wurden, schweigen die Berichte fast gänzlich, denn eine öfter erwähnte „Vorbereitung“ rechnen und können wir dahin nicht rechnen. Schulthätigkeit ward ohne Frage, sobald die Tage der Ruhe über die Mis-

sionen kamen, begonnen; nun lag es doch wahrlich nahe, dieser und der Bildungsstätten zu gedenken, ihre Einrichtung, ihre Lage, Größe u. s. w. zu beschreiben, zumal der Orden, der hier Mission trieb, von jeher auf seine Schulthätigkeit sich etwas zu Gute that, es lag doch nahe, jene Tage besonders hervorzuheben, in denen die ersten, ständigen Missions- oder wenn man will Volksschulen in den sich konsolidierenden Gemeinden erstanden! Allein wir haben vergeblich gesucht, wie schon gesagt, selbst bei den ältesten so peinlich genauen Quellen einschlägiges Material zu finden; vgl. Weltbott 2. Teil 14, 86; Brief 327 u. ö., wo von Kostschulen, aber nicht in der Paraguay-Mission, und unter weit anderen Verhältnissen die Rede ist. Und selbst Berichterstatter wie Moussy, welche mit einem Auge voll Bewunderung und Liebe die Trümmer durchwanderten, schweigen sich gänzlich aus über diesen Punkt, über diesen so wichtigen Zweig öffentlichen und religiösen Lebens. Es mag weiter unten einiges Licht auf diese so eigentümliche Thatsache fallen, vorderhand begnügen wir uns mit Angaben mehr oder weniger befriedigender Natur. Hahn spricht es bestimmt aus, daß in jeder Reduktion sich Knaben- und Mädchenschulen befanden, ja in dem Missionskollegio habe man den jungen Indianern, wenn auch noch nicht eine wissenschaftliche, doch schon eine höhere Bildung zu eigen gegeben. Hahn 5, 156 u. 158, vgl. Sepp 2, 7. Bei den Chiquitos erwähnt Bach neben der Kirche eine Bet-, Sing- und Musikschule, Bach 31. Der Lehrer thut auch Balussi, 2, 247, Erwähnung, und das Wort „Schule" kommt bei Wittmann, Herrlichkeit 1, 54, sehen wir recht, nur dieses eine Mal vor. Unter der bezeichnenden Überschrift: „Des arts qu'ils cultivent et de leurs atteliers" bringt Charlevoix an erster Stelle die Schule, in welcher die Kinder schreiben und lesen lernen, 1, 242, nach Burriel 33 auch singen, spielen und tanzen unter bestimmten Lehrmeistern. In Punkt 3 endlich gedenkt auch das Dekretum Philippi des Schreib- und Leseunterrichtes und schreibt eine Änderung des bisher innegehaltenen Lehrplanes in Bezug auf den Sprachunterricht vor, wenn es gestattet sein sollte, diese technischen modernen Ausdrücke auf die dortigen Verhältnisse anzuwenden, Weltbott 5, Teil 28, 40; vgl. Brief des Bischofs Peralta an Philipp, Charlev. 3, 206: „il y a des écoles de petits enfants, où on leur apprend à chanter et les danses." Wir gehen schließlich wohl nicht fehl mit der Behauptung, daß diese Schulstätten in dem bislang beschriebenen Viertel, wenigstens ganz in der Nähe desselben, unter den Augen der Väter gelegen sein müssen, vgl. Bachs Notiz. —

6. Das Quartier und Haus der Eingeborenen.

Sobald die Väter das erste Kreuz errichtet, ein notdürftiges Gotteshaus und einen Unterschlupf für sich erbaut hatten an dem Orte, den sie allein und nach eigenem Ermessen, oder im Vereine mit den führenden Kaziken der gewonnenen Horden für die künftige Siedelung ersehen hatten, gingen sie ohne Zögern ans Werk und steckten den Platz ab, um allem Klagen und Murren vorzubeugen, auf dem die künftige Gemeinde wohnen sollte. Einigen Reduktionen bestimmte man 30 bis 40 Meilen im Umkreise, anderen weniger, je nach Größe und Bevölkerungszahl, sowie nach Beschaffenheit des Bodens. In jeder Ortschaft prüfte man die Güte der Länderei, und was für sie taugte; einiges bestimmte man wegen der Weide zur Rindviehzucht, anderes zur Urbarmachung, lettr. édif. XIII, 260, Sepp 2, 15. Einen besonderen, ja den Hauptraum, meistens hoch gelegen, wie wir oben bemerkten, bestimmte der Priester für die Anlage der Wohnräume, und wie aus den bisherigen, vereinzelten Andeutungen ersichtlich geworden, war die Anlage des Siedeldorfes von vornherein eine rein quadratische. Ein riesiges Quadrat war das Quartier der Väter, ein riesiges Quadrat ebenfalls der öffentliche Platz, und die drei noch übrigen Seiten dieses Platzes flankierten die Quartiere der Eingeborenen, wiederum in quadratischer Form. So erstand eine Reduktion nach der andern, alle nach demselben Muster erbaut; nichts Zufälliges waltete hier vor, nicht ward es dem Eigenwillen, oder Belieben des sich Ansiedelnden überlassen, nach seinem Geschmacke sich niederzulassen, nein, alles war vorher überlegt und geordnet, schnurgerade, breite, zeitig abgesteckte Straßen, welche alle auf den Platz symmetrisch ausliefen, oder parallel mit ihm laufend die Häuserblocks durchschnitten, zwangen den Ankömmling, sich der Meßschnur zu beugen, Sepp 1, 32, Southey 2, 339, Bach 28, Charlev. 1, 245, Baluffi 2, 253, Sammlung 3, 242. Häuserquadrat reihete sich an Häuserquadrat, eins hinter dem andern, an den weiten Straßen nach außen sich vorschiebend, bis die zulässige Zahl erreicht war, oder die Missionskinder der Umgegend sich gesammelt hatten bis auf den letzten ihres Volkes. Wie viel Zeit verstrich, bis diese „sauberen und anständigen" Dörfer, Burriel 12, in ihrer Vollkommenheit dastanden, ist schwer zu sagen, ja unmöglich zu bestimmen, denn gerade die Anfänge der Siedelungen brachten den Vätern abgesehen von den sonstigen, in der Natur der Sache liegenden enormen Schwierigkeiten, durch die unter der zusammengewürfelten Menge fast regelmäßig auftretenden pest-

artigen Erscheinungen oft ungeahnte und kaum zu überwindende Schwierigkeiten und zwar für längere Zeit! Ohne Frage ließ man eine gewisse Zahl sofort sich ansässig machen, man bedurfte vor allem der Kräfte zur Urbarmachung des Bodens, zur Bestellung des so hochnötigen Getreides, den noch vorhandenen Rest dagegen ließ man zurückwandern in die oft 3 bis 4 Meilen entlegenen Heidendörfer, daß er dort sein Unterkommen finde und seinen Unterhalt suche. Vom Centrum aus ihn pastorierend zog man dann allmählich eine Horde nach der andern in die erstehenden Quartiere, Techo 259. Natürlich wurde mit der zunehmenden Zahl der Reduktionen, mit der Schulung der Arbeitskräfte in den ersten und alten Pflanzstätten, mit dem Vermögen der Väter, aus wohlgefüllten Magazinen Zufuhr zu senden, infolge leichterer Beschaffung von Arbeitswerkzeug diese Schwierigkeit immer mehr überwunden, bis endlich die etwa wegen Überfüllung einer alten Reduktion notwendig gewordene Heraussetzung einer filia verhältnismäßig leicht von statten ging „unter Trommeten- und Pfeifenschall", Sepp 2, 18, vgl. 2, 14 ff. — Es war nicht die Sauberkeit und Reinlichkeit allein, welche die Väter veranlaßte, in der angegebenen Weise das Straßennetz anzulegen, sie gedachten dadurch nicht minder dem Umsichgreifen etwa entstehenden Brandes zu wehren, sie wollten vor allem aber imstande sein, mitten unter den Christen wohnend, ihre Aufführung zu überwachen und ihnen geistlichen Dienst zu erweisen, ihnen „in aller Eil beyspringen" zu können, Sepp 2, 18; lettr. édif. XI, 419. — Wie auf dem Friedhofe, dem Hofe der Väter, dem großen Platze das Kreuz den Christen als stummer Mahner begrüßte, so erinnerte ihn auch ein Kreuz auf den Kreuzungen der Straßen an den, in dessen Dienst er sich gestellt hatte, sobald er aus seinem Hause trat, Bach 28.

Dieses sein Haus war zuerst nur eine Hütte; das Holzwerk bestand aus Pfählen, die fest in den Boden eingelassen waren, und Rohrwerk zwischen denselben, festgebunden mit Weiden oder Lederriemen; die so hergestellte Wand ward alsdann beworfen mit einer Mischung aus Schlamm, Stroh und Kuhdung. Caranday-Schindeln bildeten das Dach, über welches eine feste, wasserdichte Masse aus Lehm und Ochsenblut gestrichen wurde. Sobald die Reduktionen feste Wohnsitze wurden, wurden die Gebäude solider hergestellt und mit Ziegeln gedeckt. — In San Borja sah Moussy die Reste solcher Häuser, deren Mauern aus großen Sandsteinen und Grauwackeblöcken von mehr als 1 Meter Höhe errichtet waren, über welche hin riesige Dachbalken lagen; die Fenster und Thüren dort waren enge und grobweg gearbeitet, Moussy 3, 708.

— Irren wir nicht, so bringt Southey eine Zeichnung der Indianerhäuser, nach Peranas, — und dieser zufolge machen die Wohnstätten mit ihren Fenstern, Kaminen, Thüren einen wohnlichen Eindruck; damit stimmte dann allerdings überein, was der fahrende Kapuziner sah, der die Häuser einstöckig, solide nennt, ohne Schmuck, nur in der Absicht erbaut, Schutz gegen die Witterung zu bieten, lettr. édif. XIII, 262, oder wenn Charlevoix berichtet, die Steinhäuser seien bequem, rein, gut möbliert wie bei den gewöhnlichen Spaniern, 1, 243. Dieser Beschreibung des P. Charlevoix fügt Hahn 5, 157, über seinen Meister hinausgehend, kühn hinzu, bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts hätten die Häuser eine „anmuthige Gestalt" angenommen!

Allein offenbar weiß unser englischer Gewährsmann von alledem nichts, fährt vielmehr fort: „Indes für Leute, die an Wohlanständigkeit gewöhnt sind, würden sie miserable Wohnungen geblieben sein, ein einziger Raum von etwa 24' ins Geviert war alles, und die Thür diente als Lichtzulaß und Rauchausgang." So Southey 2, 339 f. Stellen wir nun Pater Sepps Zeugnis, 1, 32 f., Weltbott 5, Teil 29, 558, 45; 1. Teil, 2, 47, 54, daneben, so wird unsere Vorstellung sich derart bereichern, daß es nicht nötig sein möchte, noch andere Zeugen zu fragen: „Diese Häuser sind nur kleine, niedrige Hütten. Die Gemäuer sind aus wohl aufeinander gestampfter Erde gebaut. Das Dach ist mit Stroh bedeckt, etliche wenige ausgenommen, welche mit gebrannten Ziegeln wir nunmehr anfangen zu decken. Dieses Haus oder Hütte hat nur eine einzige Kammer. Es ist die Stube, die Schlafkammer und Küche, der Keller ist ein ausgehöhlter Kürbis. Die Thür des Hauses ist drei Spannen breit und sechs hoch, aus Ochsenhaut. Sie wird nie geschlossen, weil nichts im Hause ist, was man stehlen mag. In dieser liegt Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Kinder und Kindeskinder, „„eng auffeinander geschopfft"", Hund und Katzen, Mäuse und Ratzen, daß es wimmelt, Grillen und gewisse Käfer, so man in Tirol Schwaben nennt, dem Tausend nach. Was alles dieses, in einer so engen und niederen Hütte, für einen unleidlichen Dampf verursacht, — „„stinkende Hütten"" nennt sie P. Betschon, der 1719 schrieb, bei Wittmann, Geschichte 2, 430 — ist leichtlich zu erachten." Pater Sepp schrieb aus der Völkerschaft Yapeyu 1692, Hahn berichtet über den Anfang des 18. Jahrhunderts, der fahrende Kapuziner lieferte 1714 sein Manuskript in Pondichery ab; in diese Zwischenzeit, von 1692 bis zum Ende des ersten Dezenniums des 18. Jahrhunderts, fiel somit der enorme Fortschritt vom Lehmhause bis zu den Häusern von „anmuthiger

Gestalt"! Allein noch 1719 heißen die Häuser ganz allgemein „stinkende Hütten"! Ein Steinhaus mit Steinziegeldach, mit Fenster und Kamin ist aber nimmermehr eine „Hütte". Man war ohne Frage langsam, recht langsam vorgegangen mit Herrichtung der Bequemlichkeit und Wohnlichkeit, welche ein solider Christenmensch verlangt, und wohnte er auch unter den Tropen! Ja, ein Vergleich der Ausführungen Southeys mit den Angaben des Pater Sepp könnte auf einen Rückschritt von der ersten Anlage zu der definitiven Gestaltung der Wohnungen schließen lassen. Es wird überhaupt nicht viel über die Wohnungsfrage uns mitgeteilt, es ist für die Väter eine Frage zweiter Ordnung, und die Beschreibung des häuslichen Lebens der Christen wird uns hernach genugsam Material zuführen, welches uns die Wohnstätten der Eingeborenen mit mehr als zweifelnden Augen wird ansehen, uns auch wird fragen lassen müssen, ob die „zierlichen und bequemen Häuser von Stein" in den 7 Missionen auf Rechnung der Phantasie des Abbé Dobrizhoffer, der 1749 im La Plata landete, kommen, oder auf den langen Weg, den die geschwätzige fama vom Uruguay bis unter die Zeltstangen der Abiponen zu durchlaufen hatte, Dobrizhoffer 1, 41. Vor Regen und Sonne waren die Häuser geschützt durch weite Säulengänge, welche einen bedeckten Gang bildeten. Die Häuser waren in Reihen von je 6 und 7 erbaut, in regelmäßigen Zwischenräumen auf jeder der drei Seiten des Vierecks, und je nach der Größe der Bevölkerung war die Zahl der Reihen oder Straßen, Southey 2, 340, Sammlung 3, 242, Sepp 1, 32. In der Chiquitos-Provinz waren die schönsten Häuser um den freien Platz herum den Beamten reserviert, Orbigny III, 1, 47. —

7. Gefängnis und Spinnhaus, Hospital und Apotheke.

Zum letzten Male kehren wir auf die Plaza zurück, um letzte Umschau zu halten, bislang Übersehenes nachzutragen, oder um das Beste zuletzt nicht unerwähnt zu lassen. Zwei Gebäude sind es, welche am Väterquartier liegend unsere ungeteilte Aufmerksamkeit verdienen: das Gefängnis und das Weiberhaus. Das Gefängnis lag neben der Thür, welche aus dem Werkstättenhofe auf die Straße führte, Bach 30. Auch Dobrizhoffer erwähnt den öffentlichen Kerker für die Guarani-Missionsprovinz, 3, 232, vgl. Ulloa 1, 544. Weiter unten werden wir an der Hand des Paters Ibañez dieses interessanten Ortes noch zu gedenken haben und der dort vollzogenen Strafen, Le Bret 2, 410 ff. Links vom Friedhofe, aber getrennt von ihm, befand sich das Weiberhaus, als quadratischer Bau aufgeführt, Southey 2, 340, „la maison

de force“ von Ulloa genannt, 1, 544. Ibañez beschreibt dasselbe, es Haus der eingeschlossenen Weibsleute, Verschließungshaus nennend, — indianisch Cotignazu, oder Guatignatu nach anderen, — als groß und mit vielen Abteilungen versehen. Dasselbe hatte einen mehrfachen Zweck, den der abschließenden, strafenden Verwahrung, Detention, „où l'on met les femmes de mauvaise vie“, Ulloa 1, 544, und den des Unterrichtes in weiblichen Handfertigkeiten für die jungen Mädchen unter Aufsicht von Matronen. Endlich fanden dort Aufnahme die kinderlosen Ehefrauen, welche für eine gewisse Zeit von ihren auf Reisen, im Kriege, oder auf Außenarbeit befindlichen Männern verlassen waren. Escandon bestimmt außerdem seinen Zweck dahin, daß in ihm, dem „Zuchthause“, verlassene Mägde Aufnahme fänden; auch begäben sich aus „freien Stücken“ in dieses Zuchthaus die Witwen, die weder Vater noch Mutter hätten, bei denen sie in ihrem Witwenstande sein könnten; dieselben stünden hier unter dem Zwange stets gemeinsamer Arbeit, gemeinsamen Ausgangs ins Gotteshaus, unter steter Aufsicht, und dadurch vermeide man viele große Unannehmlichkeiten. Seine übrigen Angaben decken sich mit dem schon Erbrachten, Burriel 56 f. Mit diesem Spinnhause stand die Pfarre in Verbindung, Bougainville 100, Le Bret 2, 463, Ulloa 1, 544. Ein Weiteres noch trägt Hahn, 5, 156 f., nach dem Vorgange von Valussi 2, 247 und Charlevoix 1, 254, herbei; er nennt dieses Gebäude „Versorgungshaus“, in welchem neben den schon genannten Insassen unheilbare Kranke und Krüppel Aufnahme, Verpflegung und angemessene Arbeit gefunden hätten. Auch schwer Erkrankte fänden hier Zuflucht, ärztliche und arzneiliche Hilfe und Pflege, vgl. Bach 27. Auch die Greise scheinen hier, da Valussi ihrer in demselben Absatze erwähnt, unter hilfreichem Beistande und in Annehmlichkeit ihre Tage zugebracht zu haben. Merkwürdigerweise läßt Hahn, der Valussi sehr fleißig benutzt hat, diese Worte weg. —

Wir haben nichts gegen diese Zweckbestimmung des Arbeits- und Spinnhauses als Hospital und Apotheke einzuwenden, vor allem nicht, wenn Charlevoix 1, 248 es lebhaft beklagt, daß beide letztgenannte Anstalten, als nötig „zum vollen Glücke“ in den Flecken gefehlt hätten, nicht einmal jeder Kanton habe dergleichen besessen; man habe eben aus Mangel an Mitteln noch nicht soweit kommen können, wie die Väter bei den Moxos in der Peru-Provinz. Allein der stets exakte Moussy, 3, 664, spricht ausdrücklich von einem „Krankenhause“, nahe beim Kolleg der Väter gelegen, ja in San Borja habe der Krankensaal als Kirche gedient, da die prächtige Kirche aus Mangel an Restauration verfallen

sei. Und angesichts der unglaublich vielen Krankheiten in den Reduktionen, der stets wiederkehrenden, pestartigen Epidemien, angesichts vor allem der Unfähigkeit der Christen, irgend eine Initiative zu ergreifen, und der bis ins kleinste Detail gehenden Fürsorge der Väter für sie müssen derartige gesonderte Anstalten bestanden haben. Pater Sepp schreibt, 1, 31, zu diesem Kapitel: „Die Kranken betreffend, muß auch der Pater Medikus und Apotheker sein . . . Ist eine andere Medizin von Nöthen, muß er das Pülverlein und das Tränklein nicht nur machen, sondern auch selbst eingeben, weil dieses Volk kein Judicium, Maß oder Ziel hat." Freilich bestreitet er an demselben Orte die Vielheit der Krankheiten, allein wir gedenken später ein Mehreres und Anderes darüber zu bringen, vgl. Dobrizhoffer 2, 305 f.

Nun berichtet in der That der Verfasser der Paraquaria ad ecclesiam traducta zu zweien Malen, 219 u. 224, bei ausbrechender Seuche seien Krankenhäuser errichtet, — Sepp benutzte bei gleichem Anlasse seine „Ziegelstädel", 2, 12, — ob dieselben dann zu stehenden Instituten geworden, wird nicht gesagt, aber der „fahrende Kapuziner" erzählt, und sein Bericht steht in den approbierten erbaulichen Briefen, man finde in jeder Reduktion m e h r e r e große Männer- und Weiberkrankenhäuser, eine mit allem wohlversehene Apotheke, welchen beiden Anstalten drei Brüder, die nicht Priester seien, vorstünden, lettr. édif. XIII, 265 f. Gegenüber diesem genuin jesuitischen Zeugnisse tritt Charlevoix in den Hintergrund, und Page, welcher von einer großen Klinik nur in Concepcion weiß, pag. 500, muß falsch berichtet sein. Wiederum spricht gegen den approbierten Bericht des „Fahrenden" die Einrichtung der „Curuzugu" oder Kreuzträger in den Reduktionen, deren Aufgabe es war, in bestimmten, ihnen zugeteilten Distrikten täglich Rundgänge durch die Häuser zu machen, Kranke zu suchen, oder schon Erkrankte zu besuchen, um alsdann zweimal täglich beim Pater Rapport über den Befund zu erstatten, damit den etwa Sterbenden das Sakrament könne gespendet werden, Southey 2, 338. Wir werden dieser „Parabolani" später noch zu gedenken haben. Zu gleichem, abwehrendem Zwecke könnte hier auch jene Notiz Dobrizhoffers, 2, 334, herangezogen werden, welcher zufolge zwei bis drei jesuitische Wundärzte stets von Reduktion zu Reduktion auf Reisen waren, um Hilfe zu spenden, während derselbe Autor auf seiner Missionsreise in Mbaeverá die Heiden anzulocken sich bestrebt durch den Hinweis auf die erfahrenen Ärzte in den Reduktionen, 1, 199.

5*

Wahrlich, diese reich bevölkerten Orte bedurften solcher Institute, es konnten trotz der Parabolani die Kranken gar nicht übersehen werden! Andrerseits zwingt uns neben den erwähnten innern Gründen auch die Vorliebe der Väter für Pharmakologie und Therapie zu der Annahme, daß sanitäre Vorrichtungen besonderer Art in den Reduktionen getroffen sein müssen, zumal das glänzende Bild der Moxosmission auch nach dieser Seite hin den Vätern zur Nachahmung vorschwebte, lettr. édif. VIII, 13, 18, und Paraguay doch einmal der Musterstaat werden sollte, lettr. édif. VIII, 23. Wir thaten schon der Pflege offizineller Pflanzen in den Pfarrgärten Erwähnung. Ein P. Sigismund Asperger war der Entdecker der Heilkraft der Aguaraybei-Blätter, aus denen er durch Einkochen den „Balm of the Missions“ herstellte, der weit und breit unter diesem Namen ging. Ihm steht ferner das Zeugnis zur Seite, 40 Jahre als berühmter Pharmazeut in den Missionen sich aufgehalten zu haben; auch habe er eine Therapie geschrieben, und seine Rezepte seien noch heute in den dortigen Gegenden in Gebrauch, Page 182 f., vgl. lettr. édif. X, 220, vgl. Burriel 52. Mit besonderem Nachdrucke weist Dobrizhoffer, 2, 329 f., 339, auf die Reichhaltigkeit der Guarani-Sprache an Benennungen für Arzeneipflanzen hin, spricht von einer Hausapotheke der Väter, welche mit trefflichen Mitteln ausgestattet sei, und als medizinisches Werk habe man die medizinische Blumenlese des P. S. J. Joh. Steinhoffer benutzt. Nun, wenn die so reiche Sprache des zu bekehrenden Volkes nicht allein schon die Missionare antrieb, die in diesem Lande vorhandenen Schätze zu heben und wirklich zweckmäßig und für einige Dauer zu verwerten, so mußte es das Elend des Volkes, welches sie täglich vor Augen hatten, — richteten die Väter „Seuchengottesäcker“ ein vor den Thoren der Reduktionen, so lag die Erbauung eines stehenden „Seuchenhauses“ wahrhaftig nahe genug, Bach 27, Dobrizhoffer 3, 400 ff., — und last not least das Incrementum thun, welches aus der wiederhergestellten Arbeitskraft des Christen floß! —

8. Mauern und Wehre um die Reduktionen her.

Die Reduktion verlassend gedenken wir der verschiedenen militärischen Maßnahmen, welche die Väter nach Ausweis der Missionsgeschichte zu treffen hatten, der Beobachtungsposten jenseits des Uruguay, der bewaffneten Viehposten an der Sierra do Herval, der Kämpfe gegen Chaco-Leute im Süden und der Banda-Bevölkerung im Osten, sowie gegen

die Bewohner jenseits des großen Fichtenwaldes der Provinz Sta. Catharina; wir erinnern uns, daß der Missionsstaat zum Militärstaat erhoben und mit dem Rechte weitgehender Selbstverteidigung ausgestattet ward, daß gerade die Reduktionen mit ihrem wertvollen Inhalte verschiedenster Art der Gegenstand steter Begehrlichkeit der wilden Heiden wie der Spanier blieben, daß gerade in ihnen in den Arsenalen wertvolles Kriegsmaterial aufgestapelt war, welches in die Hände der Feinde gefallen den Segen in Fluch verkehren konnte, — und erheben darum die wohlberechtigte Frage nach der Sicherheit oder Sicherung dieser Schätze durch äußere Mittel. Stellen wir die Frage präziser: Waren die Reduktionen durch Mauern und Wehre geschützt?

Azara bejaht die Frage, den Jesuiten allerdings andere Beweggründe wegen dieser Maßnahmen unterschiebend 2, 243 f., indem er berichtet, die Zugänge zu den Ortschaften seien durch Schanzgräben und starke Palissadenreihen abgeschlossen, mit Thoren und Schanzriegeln versehen an diesen notwendigen Zugangsstellen, Wächter und Schildwachen seien dort postiert worden, welche keine Person aus- und eintreten ließen ohne schriftlichen Ausweis. Überdies sei auch der Bannkreis der Reduktionen nicht etwa durch Grenz- und andere Zeichen dieser Art markiert gewesen, sondern durch neue Gräben und neue Pfähle, Pforten und Wehre und zwar gerade auf den Passagestellen. Späterhin beruft sich Azara auf Augenzeugenschaft und Eigenbeobachtung in den Reduktionen, wenn auch da betreffs anderer Punkte, allein was für das eine gilt auch für das andere; vgl. Washburn 1, 105. — Der General Matthias de Angles geht gar so weit, die Reduktionen „Doktrinen oder Festungen" zu nennen, Sammlung 3, 232. Gothein läßt das ganze Dorf nicht mit einer Mauer, sondern mit noch wirksamerer Schutzwehr, einer undurchdringlichen Hecke von Kakteen und Agaven, umgeben sein, pag. 26. Soweit wir diese Frage zu übersehen in der Lage sind, geben wir unser Urteil dahin ab, daß Azara weit über das Ziel hinausschießt, und daß die Bezeichnung, welche de Angles auf die Reduktionen gemünzt hat, ohne Zweifel nicht eigentlich genommen werden darf. —

Stellen wir zusammen, was wir über dergleichen Schutzvorrichtungen fanden, um vielleicht von da aus einiges Licht zu erhalten. Moussy fand in La Cruz eine sehr hohe und dicke, aus getrockneten Steinen hergestellte Mauer, welche einst zur Abwehr wilder Indianerhorden errichtet ein Parallelogramm von 400 Metern Seitenlänge bildete; vier Thore führten einst in das Weichbild der Niederlassung; Moussy 3, 704. Übereinstimmend hiermit wird Weltbott 5, Brief 558, pag. 45 er-

zählt, Pater Sepp habe seine Reduktion zum heil. Kreuz mit Wall und Graben umgeben. Während Dobrizhoffer ausdrücklich berichtet, im 7 Missionenkriege habe der portugiesische Feldherr weder Mauern, Thore, noch Gräben oder Palissaden gefunden, vielmehr stünden die Ortschaften jedermann Tag und Nacht von allen Seiten offen, erzählt er uns an anderer Stelle, um San Ignacio Guazu und Nuestra Señora da Fé her seien um der Abiponen willen einfache Befestigungswerke aus Palissaden und Gräben angelegt worden. In der Mission unter den Abiponen war um der Sicherheit willen nach demselben Gewährsmanne eine Verpalissadierung des Väterhauses und ein Wartturm von nöten. Endlich weiß derselbe von einer Kolonie Sta. Lucia, welche von den Vätern um der Indianer und um ihres geringen Umfanges willen mit einer dünnen Mauer umgeben ward, Dobrizhoffer 1, 29; 3, 30 ff., 47, 155, 385. Als die Mamelukos Tapé verheerten, fanden sie ernstlichen Widerstand bei den hinter Schanzwerken kämpfenden Bewohnern von Jesus Maria, Techo 316, Paraquaria ad fid. orth. 136, und zum Schutze ihrer Fahrzeuge legten die Christen einen befestigten Hafen an, Techo 318. In San José bei den Chiquitos fand Bach die Reste einer starken Mauer, welche zwar unvollendet dennoch annehmen ließ, daß sie zu dem Ende begonnen war, die ganze Reduktion zu umspannen. Der steinerne Turm besonders erregte seine Aufmerksamkeit, so daß er den ihn bewegenden Gedanken folgendermaßen Ausdruck giebt: „Wenn man das Auge auf den hohen, massiven Turm mit seinen Schießlöchern, den engen, befestigten Eingang durch denselben, die hohe, wie eine Festung gebaute Mauer, und andere Anordnungen und Vorkehrungen richtet, so wird man überrascht und unwillkürlich zu der Frage gedrängt: Wozu alles dieses? Offenbar, um entweder gegen die Angriffe wilder Indianer, oder etwaige Anfechtungen von seiten der spanischen Regierung geschützt zu sein", Bach 6. — Fassen wir zusammen, was aus den knappen Notizen sich ergeben dürfte: Da, wo die Väter in steter Unruhe vor schweifenden Horden wilder Indianer sich befanden, berittenen insbesondere, oder wenn besondere Not, wie die Paulistazeit sie brachte, die Väter geradezu zwang, da nur befestigten sie ihre Siedelungen; vgl. Baluffi 2, 182, lettr. édif. XXI, 467, Stellen, welche aus anderen Missionen dieselben Maßnahmen bei gleichen Anläſſen berichten. Vor den Spaniern brauchten die Väter kein Grauen zu haben, sie kannten zu gut die Ohnmacht der elenden Kolonialtruppen und den mächtigen Schutz, welchen die natürlichen Verteidigungskräfte und Hindernisse ihres Landes ihnen boten. Hat nicht der 7 Missionenkrieg hernach

diese Ohnmacht genügend bestätigt? Wenn ja ein Schutz nötig ward für die Weiber und Kinder bei plötzlichem Überfalle, so waren die Mauern um das Quartier der Väter stark und die Höfe groß genug, um die Geängsteten zu bergen. —

9. Das Weichbild der Siedelung: die Ramada, Straßen und Wege, fabrikartige Etablissements.

Die geraden und breiten Straßen führen uns durch natürliche Thore hinaus in das Weichbild der Siedelung. Wie innerhalb derselben so tritt uns auch hier das religiöse Moment sofort in die Augen, denn in gewisser Entfernung von der Niederlassung finden sich Kapellen als Endpunkte der Prozessionen bei Bitt- und anderen Gängen, und alle Straßen der Flecken laufen auf eine dieser Kapellen aus; am Ende dieser Straßen steht ein Kreuz, wo die Prozession halt zu machen pflegte, um nach einer Motette de casu in einen mit großen, schönen Bäumen bepflanzten Weg einzubiegen, welcher zur Kapelle führt, Charlev. 1, 260; Weltbott 5, Teil 29, Nr. 556, 12. — An einer dieser Straßen wird das Absteigequartier und Reisehaus gelegen gewesen sein, welches für die Fremdlinge, Kaufleute, Spanier errichtet war; eine solche Ramada war mit allem Nötigen versehen, ein gutes Bett und jegliche wünschenswerte Gemächlichkeit sollte den Reisenden bewahren vor etwaigen Gelüsten, in den geheiligten Bann der Reduktion einzudringen, wenn solches nicht schon die ihn umgebenden Wachen vermochten! Bach 41, 31; Le Bret 2, 431. — Eine andere der Straßen führte zu dem Seuchengottesacker, welcher eine Meile vom Flecken entfernt und mit einer niedlichen Kapelle versehen, wie sein Name besagt, die zur letzten Ruhe aufnahm, welche Seuchen dahingerafft hatten: eine Maßregel, welche Ansteckung verhindern sollte, Dobrizhoffer 3, 400 f. Alle Straßen, ohne Frage auch die Nebenwege, waren in bestem Zustande, noch heute findet man die Spuren dieser alten, oft betretenen Kommunikationswege. Die Furten der Flüsse, kleinerer Wasserläufe, fand Moussy gepflastert; Brücken werden auch nicht gefehlt haben. Schon oben gedachten wir verschiedener Häfen an den großen Stromläufen; daß dieselben besonders gut ausgebaut waren für den regen Wasserverkehr, dürfte zweifelsohne daraus hervorgehen, daß den Vätern gerade diese Straßen besonders am Herzen lagen, und gewaltige Pläne betreffs Vermehrung dieser Verkehrswege z. B. durch Anlegung eines großen Kanals schriftlich erörtert wurden, Le Bret 2, 430, Bach 31, Moussy 3, 706, Gothein 24. —

Unmittelbar vor den Thoren der Reduktionen werden wir uns diejenigen fabrikartigen Anlagen belegen zu denken haben, welche im Werkstättenhofe nicht Raum fanden, oder durch ihren Großbetrieb selbst eine verhältnismäßige Weite erforderten. Hier lagen die Kalk-, Ziegel- und Backsteinbrennereien, die „Ziegelstädel", in Yapeyu 500 Schuh lang, um das Material zu beschaffen für die Bauten der Väter; Sepp hatte allein 3 solcher Öfen, in denen er je 4000 Ziegel auf einmal brennen konnte. Derselbe konstruierte auch einen Schmelzofen, um aus den neu entdeckten Eisensteinen herrliches Eisen und Stahl zu gewinnen, Sepp 2, 12, 19 u. 20, Bach 28, Burriel 68. Hier standen mächtige Sägeböcke, um das nötige Bau- und Zimmerholz, das Material für den Kunsttischler zuzurichten, Bach 28. Um die stets vorhandenen vielen Kuhhäute wertvoll zu machen für den eigenen Gebrauch, wie für den Handel über See, waren Gerbereien oder Lederanstalten errichtet, Bach 28, Dobrizhoffer 1, 278, Sammlung 3, 243, Burriel 158, Le Bret 2, 391 u. öfter, in deren Nähe die Schlachtereien zu verlegen wir keinen Anstand nehmen, obgleich, soweit wir sehen, darüber kein Material weiter vorliegt, als die Bemerkung Eskandons, das Schlachten geschehe in einem Hofe beim Jesuitenhause und werde von einem sicheren Indianer überwacht. Es mußte ja angesichts des Klima, der zusammengedrängten Bevölkerung nahe liegen, dieses nicht geruchfreie Thun in das Weichbild der Reduktion zu verlegen, um tödliche Miasmen möglichst zu vermeiden, zumal die Menge des wöchentlich geschlachteten Großviehes eine ungeheure war; den Fleischkonsum werden wir weiter unten noch kennen lernen.

Hierher verlegen wir auch die Roß- und Handmühlen, welche den großen Bedarf an Mehl für die ganze Ortschaft decken mußten, Le Bret 2, 430, Sammlung 2, 350; war dieselbe an einem Flusse gelegen, so zwangen die Väter die Kraft des Wassers in ihren Dienst und erbauten Wassermühlen, deren Reste und solide gebauten Steinpfeiler noch heute das Auge der Reisenden auf sich ziehen, Moussy 3, 706. Waschhäuser und Schiffswerften, selbst eine Tabaksspinnerei, Theefabriken, Glockengießereien (in St. Thomas, Apóstoles, Concepcion), Werkstätten für Guß von Kriegsmaterial, Mörsern und Kanonen, Pulvermühlen, Steinhauereien, — wessen die Reduktion bedurfte, und was für den Großhandel ersprießlich war, hier standen die Räume, in denen fleißige Hand das alles schuf. Hier baute man die einzelnen Teile für die hydraulischen Werke, welche künstlich das Wasser in die Plantagen leiteten, hier die

Maschinenteile für die Theehäuser, welche fernab in den Theewäldern das begehrte Kraut für den Handel fertig stellten, so z. B. für die Theeröstereien im Campo Grande, nahe beim Salto grande des Uruguay, deren Ruinen Moussy sah, Southey 2, 350, Moussy 3, 706, 711, Sepp 2, 22, Techo 275, Dobrizhoffer 1, 274; 1, 144, Sammlung 3, 234, 243, Le Bret 2, 431, Ulloa 1, 545, Chateaubriand, Génie du Christianisme 4, 192, Joly 2, 306. Vielleicht lagen alle diese Etablissements in einem großen Komplexe, um dem täglich visitierenden Pater die Mühe der Inspektion zu erleichtern und Zeit bei seiner Vielgeschäftigkeit zu ersparen; vielleicht auch haben wir nicht alles aufgezählt, was dort sich vorfand; wenn wir erst die Reihe der Gewerke werden vorgeführt haben, werden wir die Frage nicht unterdrücken können trotz Eslandons Behauptung, alle Handwerker befänden sich beim Jesuitenhause, Burriel 68, ob oder wie es möglich gewesen sein möchte, dieses alles, diese verschiedenartigsten Manufakturen für den Großbetrieb und Großhandel, in den immerhin engen Raum des Werkstättenhofes zu bannen, zumal Hausindustrie bis auf Baumwollspinnerei gänzlich ausgeschlossen war. —

10. Die Feldmark der Siedelung.

Forderte die Eigenartigkeit, die Weltabgeschiedenheit der Reduktion, der sittliche Halt und Zusammenhalt der Gesammelten, endlich der Großbetrieb der Väter Arbeit und Werkstättenanlagen, großartige Anlagen, so erwuchs aus denselben Momenten im Vereine mit der bei den Indianern alles vermögenden Magenfrage den Vätern von vornherein die Aufgabe, den jungfräulichen Boden sich nutzbar zu machen, eine ausgedehnte Ackerwirtschaft in Verbindung mit Plantagenbau ins Werk zu setzen; schon oben hatten wir Gelegenheit, auf dieses Moment hinzuweisen. So wenden wir uns denn von den fabrikartigen Anlagen ab und lassen das Auge ruhen auf den mannigfaltigen, trefflichen Kulturen, auf der Feldmark der Reduktion. — Außer den schon genannten Gärten der Väter besaß jedes Dorf, bei den Chiquitos sowohl wie bei den Guarani, noch 6—8 andere mit aller Art Obstbäumen, Küchengewächsen, Färberpflanzen und Arzeneikräutern, Bach 28, Gothein 34; Pfirsiche und Sina-Äpfel wuchsen hier in Menge, und mit ganz besonderer Sorgfalt wachten die Väter über diesen Anpflanzungen, Burriel 85. Noch aus unseren Tagen wissen alle Reisenden von dem Vorhandensein dieser Kulturen zu berichten mit ihren reichen, vorzüglichen Früchten trotz der Verwilderung und urwaldartigen Ge-

staltung, in der sich alles befindet, z. B. Moussy 3, 703 ff. — An diese Außengärten stößt das weite Feld; da wuchsen Mais, Reis, Yuca, Platanas, Zapallos, Hacos, Mani, Tabak, Bohnen, Erbsen, Wasser- und andere Melonen, türkisch Korn, Batatas, Mandioka, Mandubi, Linsen, Kürbisse, Weizen. Erst spät war bei den Guarani der Reisbau eingeführt; wegen des mühsamen Enthülsens der Frucht fand diese Getreideart nie rechte Vorliebe bei den Christen, trotzdem ward so viel gebaut und geerntet, daß es nicht konsumiert werden konnte, Bach 34, Burriel 85, Dobrizhoffer 1, 517, 553, lettr. édif. XXI, 349. Auf diesen Feldern waren für die Indianer Bestell- und Erntehütten angebracht, in denen sie sich zur Wartung der Saat und zur Abwehr störender Einflüsse aufzuhalten hatten, Burriel 82, 173. Selbstverständlich wuchs nicht überall alles; aber wo irgend der Boden es gestattete, führten die Väter ein und kultivierten, was zum täglichen Bedarf und für den Handel notwendig und ersprießlich war. Ein reger Tauschverkehr sorgte dafür, daß auch den minder begünstigten Reduktionen das Gute des Landes nicht abging. —

Wie die Ackerwirtschaft, so stand auch der Plantagenbau in Blüte. Lassen wir zuvörderst Pater Sepp, 2, 15 f., das Wort, daß er uns in die äußerst rationelle Bewirtschaftung einführe: „Sobald nun die Aecker abgetheilet und in brauchbarem Stande waren, ließ ich einen jeden unter einer fleißigen Aufsicht das seinige bestellen; für mich aber, und damit es mir nicht an geweihtem Brod fehlen möchte, ließ ich einen Acker mit Weizen besäen. Darauf ließ ich ein überaus großes Feld umarbeiten und pflanzte Baumwolle auf demselben, indem ich mit Stricken Quadrate von sechs Werkschuhen breit und lang machte, und die Kern ordentlich einlegte. Man nennt diese Frucht fälschlich Baumwolle, denn es wird nur eine kleine Staude wie der Buchsbaum in den Gärten. Sie muß wie der Weinstock beschnitten und geputzt werden, weil sie sonsten verwildert. . . . Im ersten Jahre pflanzte ich hunderttausend und im dritten Jahre hatte ich schon über dreymalhunderttausend Stöcke, wovon ich jährlich mehr als viertausend Zentner Wolle sammeln lasse und in die Magazine trage.“ Neben dieser fast überall, auch in den Steppenstrichen eingeführten Baumwollkultur, Burriel 84, Bach 34 u. öfter, Gothein 35, pflegte der Orden besonders den Anbau des Paraguay-Thees.

Es sei ein kurzes Wort über diese Theeart gestattet, zumal derselbe uns späterhin noch vielfach zu beschäftigen haben wird. Derselbe wird gewonnen von der strauchartigen Ilex paraquaensis, oder in der

Guaranizunge Caà, indem man die glänzenden, harten Blätter und feinen Stengel und Zweige pflückt. Nachdem man das so gewonnene Material über Feuern, mehr oder weniger primitiv, oder aber in eigenen Röstereien, langsam geröstet hat, wird es zerstoßen und in den Handel gebracht. Man unterschied zwei Sorten: Yerba de palos oder Holzkraut und Caà mini oder kleiner Thee. Ersterer ist weniger gute Sorte, weil die feinen Reiser und Stäbchen mitbereitet, letzterer ist feiner, weil nur die Blätter vorsichtig geröstet und zerstoßen werden. Diesen vor allen erzeugten die Väter in den Reduktionen; zur Verfeinerung setzte man ihm etwas von der gummihaltigen Frucht Quabira mini zu, wodurch Geruch und Geschmack doppelt lieblich und der Preis teurer ward. Man machte von diesem Kraut einen Aufguß, maté, und trank ihn durch eine Röhre, um nicht die zerriebenen Blätter in den Magen zu bekommen. Der Thee enthält ein Narcoticum von stark belebender Wirkung; mäßig genossen der Gesundheit äußerst zuträglich erweist er sich im Übermaße getrunken als ebenso schädlich und ungemein kostspielig, so daß nicht wenige ihr Vermögen in Paraguay-Thee verschwelgen, wie Säufer durch berauschende Getränke. Weil er dort zum täglichen Getränk geworden war, war der immerhin weitgehende Handel mit ihm kaum imstande, den riesigen Verbrauch zu decken. Der diesen Thee liefernde Strauch wuchs sonderlich und in bester Qualität an den äußersten Grenzen von Paraguay gegen Osten und Norden, auf den Maracayu-Bergen, Raynal 2, 272, lettr. édif. XXI, 329 ff., Les Jésuites Marchands 189, und dorthin entsandten die Väter ihre Theesucher zum Einsammeln und Rösten. Da aber die Reise dahin und diese Beschäftigung viele einen großen Teil des Jahres von den Reduktionen entfernt hielt, so daß sie kirchlicher Pflege gänzlich entrieten, ferner auch viele starben infolge des Klima und anderer Beschwer, andere dieser Arbeit überdrüssig, in die Wälder entflohen und wieder Heiden wurden, so ließen die Väter junge Bäume von dort kommen; die Pflanzung gedieh wider Erwarten, und aus dem gewonnenen Samen erwuchs ihnen eine Baumschule, welche einen freilich dem Bergthee an Güte nicht gleichkommenden Ertrag lieferte, Raynal, lettr. édif. a. a. O., Dobrizhoffer 1, 130 ff., Sammlung 3, 243, Burriel 87. Aus den kleinen Baumschulen erwuchsen im Laufe der Jahre die größten Theewälder um die Reduktionen her, welche zwar viel Kenntnisse, rationellste Pflege, Geduld und die Arbeit vieler Hände erforderten, aber im dritten bis vierten Jahre der Anlage die reichsten Ernten brachten, Dobrizhoffer 1, 136 f. Besonders günstig geeignet für diesen

Zweig des Plantagenbaues waren die in der Nähe der Sierras, vor allem die 7 ostwärts vom Uruguay gelegenen Reduktionen, Moussy 3, 672, Burriel 87. Trotz diesen Anlagen aber ließen es sich die Väter nicht nehmen, die Theeplätze auszubeuten, welche in den Bergen gelegen waren, und St. Xavier ward Stapelplatz für diesen Theehandel, entrepôt de yerbales, Moussy 3, 706, Burriel 86. —

Auch der Anbau des Zuckerrohres ward eingeführt; Sepp gewann aus seiner Plantage in Yapeyu in einem Jahre 200 Zentner weißen Zucker, Sepp 2, 12, Bach 34 u. öfter. Kaffee ward wenig, weil er weder in den Reduktionen Konsum, noch weiterhin Absatz fand, gebaut, Cacao, wenigstens bei den Chiquitos gar nicht, und zwar darum, weil Cacao der Hauptartikel von Moxos war, und die einzelnen Länder der Jesuiten nach einem bestimmten, auf das Handelsinteresse des Ordens sich beziehenden Systeme bebaut wurden, Bach 34. — Mitten in diesen Kulturen lagen in gewisser Anzahl von Bäumen beschattete Bethäuser, oratoires, damit der fromme Indianer Gelegenheit finde, aus dem Getriebe der Arbeit sich zu sammeln im Gebete vor seinem Gott, Moussy 3, 672. — Vergessen wir endlich nicht der Fischteiche, welche die Väter ohne Zweifel da angelegt haben werden, wo Wasserläufe fern waren, Southey 2, 350, um nun abschließend uns zu fragen, wieweit solch Weichbild mit seinen Anlagen sich erstreckte. Der Portugiese aus Lissabon antwortet in seinem Sendschreiben an seinen Freund in Rom, Sammlung 1, 47: „Überdies haben sie einen weitläufigen Feldbau, daß, obgleich ihre Bauernhöfe zwanzig und mehr Meilen entfernt sind, die besäeten Felder bei ihnen angrenzen." Wie das zu verstehen, wissen wir nicht, was unter Bauernhöfen gemeint, ob die Farmen gemeint, die Viehposten oder Estanzien, bleibt unklar, soviel aber dürfte sich mit Gewißheit aus den bisherigen Darlegungen ergeben haben, daß der Komplex, das Weichbild, ein großartiger und ausgedehnter, meilenweithin sich erstreckender gewesen sein muß! Was verbrauchte allein der Flecken, wieviel diente dem Handel! Und wenn wir unter den oben angeführten Bauernhöfen die Viehposten verstehen dürften, so hätte der Portugiese recht; und denken wir uns das Weichbild mit seinen Gärten, Saatfluren und Plantagen sich anlehnend an die Viehtriften, so könnten die zwanzig Meilen zwischen der Reduktion und dem ersten Viehposten unschwer herausgerechnet werden, zumal nach einer weiter oben gegebenen Notiz der Bannkreis einer Reduktion dreißig bis vierzig Meilen betrug. —

11. Ein Rückblick.

Ein Rückblick sei uns gestattet an dieser Stelle! Als Joaquim de la Viana, ein Führer des Traktatheeres, von weitem St. Michael am Uruguay mit einem Fernrohre erblickte, — im 7 Missionskriege war es, — die herrlichen Tempel (?) und die schönen Reihen Häuser mit den 7000 Einwohnern sah, brach er in folgende Worte aus: „Hört ihr, in den Köpfen unserer Madrider muß es nicht richtig zugehen, da sie diesen Flecken den Portugiesen abtreten wollen!" Dobrizhoffer 1, 28 f., Southey 3, 492. Es muß in der That ein überwältigender Anblick gewesen sein, von einer Höhe herab auf einen solchen Fleck Erde zu schauen: In seiner Mitte das regelmäßig gebaute, oft weithin sich erstreckende Siedeldorf; alles überragend das Gotteshaus, das Kolleg der Väter, die Magazine und Werkstätten in kompakten Massen sich anschließend; schnurgerade gehen die Straßen, in rein quadratischen Linien hebt der weite Platz sich ab, und Häuserblock reiht sich an Häuserblock, weithin schimmernd in strohgelber Bedachung, nur hin und wieder ein rotes Ziegeldach zeigend. Zwischendurch leuchtet das dunkle Grün, oder die blütenreiche Pracht der Bäume, bald in geschlossener Masse den Blick fesselnd, bald als einzelner Baum, der mit Kennerblick gerade hierher gepflanzt ist, das Auge erfreuend. Vor jenem Thore qualmt ein Ziegelofen, kreischend fährt dort die Säge durch das feste Gefüge des Urunday-Baumes, um Säulen zuzurichten; von drüben her klingt die Axt des Zimmermannes, Bauholz zu gewinnen aus ungefügen Baumriesen, und laut übertönt anderes, vielstimmiges Geräusch das eintönige Klopfen der Lederwalker in den Lederanstalten. — Welch eine Pracht drüben in den Gärten; tropische Blumen in herrlicher Fülle, in leuchtender Mannigfaltigkeit ihrer Blütenkelche, fruchtstrotzende Obstbäume und von goldgelben Früchten schimmernde Orangenreihen entzücken das Auge. Und diese Breiten herrlichen Getreides, goldgelben Weizens, hochragenden Welschkornes mit mächtigen Fruchtkolben, hier dunklere Matten, Hirse und andere Hülsenfrüchte dehnen weithin sich aus. Das Wasserhebewerk dort, langhin sich erstreckende, schmale Kanäle, deren klares Gewässer wie ein Silberfaden durchs Gelände sich zieht, hellgelbe Breiten daneben, lassen die Reisfelder uns erkennen, hier schon zur Ernte bereit, dort in der Mitte des Wachstums, und jener graue Tümpel birgt die ewig durstigen Setzlinge, welche das Auge nicht mehr zu erkennen vermag. Terrassenförmig übereinander liegend wiegt dort das Zuckerrohr seinen schwanken Stamm in sanftem Winde. Und Leben

überall, geschäftige Hände bei fleißigem Thun; hör nur, wie die Knaben jauchzen, die des Reisfeldes hüten vor fraßgierigem Vogelschwarm; still und ernst geht der Mann und Jüngling seinen Weg und seiner Arbeit nach! Bald ruht das Auge, wie ermüdet von der wechselnden Pracht, auf einem palmenbeschatteten Bethause, oder bohnenumrankter Strohhütte der Schnitter, bald fesselt ein hochragendes Kreuz den Blick, zum „Calvarienberge“ weisend, um endlich auszuruhen auf den dunkeln Streifen der Theepflanzungen, deren glänzende Blätter im Sonnenschein schimmern, auf den zierlich geordneten Quadraten der Baumwollplantagen, — und drüben dehnt sich die weite Pampas aus, unabsehbar, wie unbelebt, denn weiterhin sind die Hirten gezogen, der fernen Estanzia zu! — Eine trefflichere Anlage, wie ein Garten Gottes, ließ sich kaum denken; alles wie aus einem Guß, von innen nach außen erbaut, erwachsen, ein Glied an das andere sich fügend, wie ein Organismus sich fügt und zusammensetzt, eins dem andern dienend, wie die Glieder eines Leibes dem Ganzen, so steht das Bild der Reduktion vor unserem geistigen Auge, — wahrhaftig der kerkergewohnte Campanella hätte mögen seine helle Freude haben an diesem Kunstbau, an dieser Centralisation, trotz seines in konzentrischen Kreisen sich ausgestaltenden, sonnenstaatlichen Rundbaues! —

12. Die Landfrage in den Reduktionen, ein Zwischenstück.

Wie wenn ein düsterer Wolkenschatten dahinzieht über ein farbenprächtiges Bild, grau in grau fallen die Töne, als ob das Leben daraus erstorben wäre, so tot liegt es da, so deuchte es uns, als wie Wolkenschatten die Frage wider uns heraufzog: haben die Väter das alles geschaffen in selbstloser Liebe, haben sie dem Indianer gegeben, was des Indianers war, oder ihm gelassen, was ihm gehörte, oder haben selbstsüchtige Motive sich dieser weißen Männer bemächtigt, während sie diesen Garten Gottes schufen, ein Haus an das andere zogen und einen Acker zum andern brachten? Ob es der Frage überhaupt bedürfe, ob es sich nicht von selbst verstehe, daß die eingeborenen Christen die Herren? Waren nicht einst die weißen Väter Anwälte des roten Mannes gewesen, geworden gegen ein System unsagbarer Unterdrückung und Ausbeutung?

Ja, wenn wir dem glauben dürften, was neuere römische Schriftsteller darüber erbringen, — dann war es ein Land und ein Besitz, in dem Gerechtigkeit und Friede sich küßten! Hören wir denn, was für Zeugnis sie ablegen, und prüfen alsdann, ob ihr Zeugnis wahr

sei, damit untrügliche Antwort gebend auf die obige Frage. — Wir stellen Wittmann voran, denn er verdient es, daß seine hohlen Phrasen ein wenig tiefer gehängt werden; er schreibt in dem schon oft citierten, mit übelangebrachtem Titel ausgestatteten Buche: Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen, 1, 58 f., „nach den eigenen Berichten der Missionäre", folgendermaßen, — wir geben auch seinen Sperrdruck wieder: „Friede Gottes ruhete über diesen Gemeinden, wo es weder Haß noch Streit, weder Neid noch Prozesse, wo es nicht Zwietracht und Übervorteilung, nicht Geiz noch Habsucht gab, weil allen alles gemein war. Der Segen der Gütergemeinschaft war über sie ausgeschüttet, welche alle die Verbrechen gegen das Eigentum aufhebt und die unerschöpfliche Quelle der Zwietracht verstopft. Freilich kann solche Gütergemeinschaft nur da eingeführt werden, wo es noch gar kein Eigentum giebt, während dort, wo schon Eigentum ist, nur die christliche Liebe den Fluch lösen kann, der auf Hab und Gut lastet. Aber ohne Zweifel ist ein Zustand solcher Gemeinschaft, wie sie auch die ersten Christen hatten, wenngleich nicht überall einzuführen, so doch dem Elende der modernen Gesellschaft vorzuziehen, und in dem wahnsinnigen Begehren der Socialisten nach Gütergemeinschaft liegt ein tiefer Sinn, daß nämlich auch in der civilisierten Gesellschaft eine gewisse Gütergemeinschaft, nämlich die Gütergemeinschaft der Liebe eingeführt werden muß, wenn das Unglück der Gesellschaft geheilt und das allgemeine, nicht nur physische, sondern auch moralische Wohl begründet werden soll. Allerdings ist der Zustand solcher Gütergemeinschaft, wie er unter den Indianern war, nicht für uns, noch auch der wahrhaft vollkommene, aber noch weniger ist es der Zustand des elenden Egoismus und Materialismus, in welchen die moderne Gesellschaft gleichsam eingefroren ist. (Nach einer Anmerkung ist wahrhaft vollkommene Gütergemeinschaft im vollsten Sinne des Wortes ein Zustand, der nur eine Andeutung des wahrhaft vollkommenen Zustandes sein kann, in welchem durch christliche Liebe Allen alles gehört?!?) Denn durch diesen Materialismus der lieblosesten Habsucht und selbstsüchtigsten Genußsucht . . ., durch diesen bösen Geist der modernen Gesellschaft ist das Elend des Pauperismus auf den gefährlichen Grad gestiegen, welcher der ganzen Gesellschaft den Untergang droht, wenn nicht die christliche Liebe diesen bösen Geist erlöst, indem sie ihn bewegt, sein Gut nicht nur für sich, sondern für die Brüder zu haben. Erst dann wird die Gesellschaft glücklich sein, die es auf keine andere Weise werden kann, da sie unmöglich in den Zustand der natürlichen Gütergemein-

schaft zurückkehren, aber sich zu der christlichen Gütergemeinschaft der Bruderliebe erheben kann. Solange aber dieses nicht geschieht, solange bei uns in Handel und Wandel, in Gewerbe und Industrie so zu sagen ein Krieg aller gegen alle ist, solange bei uns zwar Wohlthätigkeit der Einzelnen herrscht, aber nicht die alles opfernde Bruderliebe die ganze Gesellschaft durchdringt, müssen wir mit unserem socialen Elende wohl jene Indianer mit ihrer socialen Glückseligkeit glücklich preisen. Sie waren Kinder, aber „„Glückliche Kinder““!

Der Mann versteht es, das muß man ihm lassen, mit vielen feinen Worten nichts zu sagen über das, was er eigentlich behandeln wollte und müßte; „Gütergemeinschaft der Liebe, natürliche Gütergemeinschaft, christliche Gütergemeinschaft der Bruderliebe“, wie trefflich sich das nur macht; und in dieser „christlichen Gütergemeinschaft der Bruderliebe“ schwelgten diese „glücklichen Kinder“ Paraguays! Welch einen geistlichen Erkenntnisstand, welch einen riesenmäßigen Schatz von Erfahrung, geistlicher Erfahrung, diese „Kinder“, welche der „Friede Gottes“ deckte, sich gesammelt haben unter dem „lösenden“ Geiste der Väter des Ordens! Wäre es nicht pure Blasphemie, so möchte man über ihnen ausrufen: „Was du den Weisen und Klugen verborgen hast, das hast du den Unmündigen geoffenbart!“ Ebenso sehr versteht es unser Autor aber auch, sich den Anschein eines tiefgrübelnden Socialpolitikers gebend, mit hohen Worten um ein heikles Thema herumzukommen, Dinge heranzuziehen und mit wenigen Worten abzumachen, an denen ganz andere Männer sich vergeblich abgemüht. Aber so schreibt man Missionsgeschichte, so über „innere Organisation und Zustände der Reduktionen“ nach „den eigenen Berichten der Missionäre“! Es steht alles in der Luft, das sieht selbst das blödeste Auge, und kein nachdenkender Leser wird sich auch nur einen annähernden Begriff zu machen imstande sein über die Stellung der Indianer zu den weltbewegenden Fragen des „Mein und Dein“ angesichts dieser Phraseologie! Allein die Frage bedurfte von vornherein der Lösung und hat sie gefunden! —

Kardinal Baluffi, 2, 243, stellt folgendermaßen diese Lösung dar: „Civilgesetze betreffs der Verletzung des Eigentumrechtes (oder kurzweg des Mein und Dein) waren ebensowenig vorhanden. Jeder Familienvater erhielt zwar ein bestimmtes Areal an Feldgründen, deren Erzeugnis sein Eigentum war, eine Verletzung desselben hätte also allerdings vorkommen können. Da jedoch niemand zustand, nach seiner Willkür darüber zu verfügen, sondern jeder von den Missions-

indianern als ein Mündel angesehen wurde, der unter der Vormundschaft seines Pfarrers stehe, so war dieses Recht (des Besitzes) in der Praxis eigentlich unmerklich, und der Fall eines Mißbrauches und einer Verletzung desselben nicht wohl denkbar. Vermöge dieser gesellschaftlichen Einrichtung, welche ihrem Sinne und Geiste am angemessensten war, konnte besagtes Recht zu gleicher Zeit als eine Ausübung und Nichtausübung des Besitzes angesehen werden, oder um es besser auszudrücken, sie konnten sich dessen lediglich zu ihrem Besten!??! keinesweges aber zu ihrem Nachteile bedienen. Andere sagten, es sei der eigentliche Genuß eines unbegrenzten Eigentums gewesen??, denn da ihnen niemals etwas abgegangen sei, habe diese Verbürgtheit des Unterhaltes allen anderen stets gefahrvollen und unsicheren Arten des Besitzes den Rang abgelaufen." Neben diesem „Privatbesitz" habe ein Gemeindeacker, der gemeinsam zu bebauen gewesen sei, bestanden, dessen Erträge besonderen Versorgungs- und Gesamtgemeindezwecken gedient habe, worüber wir weiter unten ein Besonderes zu erbringen haben werden. „Bei jenem Systeme allgemeiner Versorgung, welches das goldene Zeitalter des Christentums bildete, konnte kein Bettler vorhanden sein; (besser und allgemeiner ausgedrückt) konnte kein Pauperismus stattfinden." Vorstehende Ausführungen sind höchst lehrreiche und zeigen, wie ein römischer Autor es meisterlich versteht, das Korn Wahrheit, was zu erbringen er sich entschließt, so seinen Lesern zu bieten, daß sie offenen Mundes dastehen, den barbarischen Trug aber nicht sehen, der ebenso mit ihnen gespielt wird wie einst mit den indianischen Christen, denn der Indianer hat, als hätte er nicht, nennt Eigentum, was nicht sein ist, besitzt aber andererseits und ist Großgrundherr in einem Maße, welches lebhaftes Verlangen nach jenen glücklichen Gründen des „Genusses unbegrenzten Eigentums" erwecken muß! — „über die Meere zu fahren und fern von Umwälzung und Revolution ein verborgenes Leben in den Hütten dieser Wilden zu suchen und ein friedsames Grab unter den Palmen ihrer Friedhöfe", Chateaubriand a. a. O. 200. Charakteristisch ist auch die Einbeziehung dieses Passus in die Erörterung über die Strafrechtspflege in den Reduktionen, über das Bußsakrament römischer Kirche; ja, wenn man seine bevormundeten, so trefflich vor Pauperismus verwahrten Christen nur loben konnte in dieser rein kirchlichen Beziehung, wie hätte man nicht leichten Fußes hinwegschreiten mögen über das πρῶτον ψεῦδος dieser „gesellschaftlichen Einrichtung", die ja „der Indianer Sinn und Geiste am angemessensten war." Hat denn der Kardinal so wenig Wahrheitssinn, daß er, der ohne Frage manches

über Paraguay gelesen hat, es wagte, das, was er fand, so seinen Lesern zu bieten, wie er es thut? — In denselben Bahnen, wie unser Kardinal, nur mit ein wenig anderen Worten, wandelt Hahn, 5, 154, vgl. Charlevoix 1, 244 f., wenn er von dem „Eigentumsrechte als Grundlage der Gesellschaft" redet: es sei da weder der christliche Kommunismus der ersten Kirche, noch das absolute Eigentumsrecht gewesen, vielmehr sei von den Jesuiten ein Mittelweg eingeschlagen worden, der jedoch von der Gemeinschaft der Güter der ersten Kirche nur wenig verschieden gewesen sei. — Es ist einfach unmöglich, die neueren katholischen Schriftsteller über diesen Punkt zu verstehen; man gewinnt entweder ein total verkehrtes Bild, oder man steht vor unlösbarem Rätsel.

Es könnte etwa die Untersuchung über diesen Punkt verfrüht erscheinen, allein um das Verständnis für manche bald folgende Ausführungen anzubahnen, nutzlose Erörterungen zu vermeiden, hielten wir es für geboten, schon hier diese hochinteressante Frage, welche hier noch im Halbdunkel liegend erst später volle Beleuchtung erhalten wird, die aber unsere bisher citierten Gewährsmänner in wenigen, unbestimmten Strichen und unzutreffend abzumachen beliebten, zu einigem Austrage zu bringen. Wie also stellte sich die Besitzfrage in den Reduktionen?

Sobald die Verhältnisse neu gegründeter Völkerschaften einigermaßen feste geworden waren, man daran denken konnte, rationelle Bodenkultur zu betreiben, schieden die Väter je nach der Zahl der gesammelten Klanschaften mit ihren Kaziken und nach Verhältnis der Kopfzahl größere oder kleinere Marken aus und wiesen in diesem Feldbezirke jedem Familienoberhaupt sein Stück Land, was er zu bestellen hatte, „umsonst" an; dieses Stück wie der ganze Klanschafts-Feldbezirk hieß: Abamba. Ein Benutzen oder Bestellen eines in einer anderen Mark belegenen Stückes Landes war unstatthaft, jedes Familienhaupt war gewiesen an das Land seiner „Gerichtsbarkeit", Burriel 64, 157 f., 174; Gothein 34. (Der Einfachheit halber citieren wir „Burriel", und nicht Eskandon oder Nusdorfer bei Burriel; Eskandon schrieb an Burriel, Nusdorfer wider den „portugiesischen Bericht von der Republik der Jesuiten in Paraguay". Beide Schriften hat Burriel herausgegeben.) Vgl. lettr. édif. XI, 415, Weltbott 1, 2, Nr. 47, 58; Nr. 169, 64, Sepp 2, 15, Southey 2, 335, Charlev. 1, 244 f. Von besagter Teilung waren ausgeschlossen einige große Stücke Landes, — will sagen, das ganze übrige Reduktionsgebiet, was zu Ackerland umgebrochen war, — und für die gemeinheitlichen Aussaaten bestimmt; außer mit Getreide waren diese Komplexe besonders mit Baumwolle und den übrigen oben

genannten Kulturen besäet und bestanden. Ausgesondert scheinen die Gärten und die mächtigen Viehweiden gewesen zu sein, wenigstens geschieht ihrer nicht besonders Erwähnung. Diese gemeinsamen Felder hießen Tupambac, nach Southey Tubamba, Sache Gottes, Gottes Eigentum, Almosen. Der Ertrag dieser Felder kam in Gemeinheitsmagazine zum Besten der Schwachen, Kranken, Witwen, Waisen u. s. w. Was für die Kirche und das Gemeinwohl nötig war, ward durch Verkauf auch hieraus bestritten, ebenso der Königstribut, und endlich lagerte hier der unerschöpfliche Vorrat, aus welchem verschwenderischen und darbenden, oder an Aussaat Mangel leidenden Familien das Nötige vorgestreckt wurde, nicht zu reden vom Handel der Väter, Burriel 29 f., 65, 157, Southey 2, 336, Gothein 26, Charlevoix 3, 207. —

Wesentlich anders scheint sich die Sache zu gestalten, wenn wir ja P. Rodero in seiner Apologie gegen den ausländischen Anonymus recht verstanden haben, lettr. édif. XXI. 349. Es ist nämlich an besagter Stelle von einer Zweiteilung des Ackers durchaus keine Rede, vielmehr läßt der Pater die Indianer jedes Ortes, offenbar von sämtlichen Reduktionsgrundstücken, drei Ernten machen; die erste Ernte ist für die Christen, die zweite für das Gemeinwohl des Ortes, die dritte zum Unterhalt der Kirche. So gehe die erste Ernte ganz in den Häusern der Indianer zum Unterhalte der Familien auf; die zweite, reichste Ernte werde in großen Magazinen niedergelegt zum Unterhalt der Schwachen, Waisen, Witwen und derer, welche mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt seien, oder welchen die Lebensmittel auszugehen anfingen mangels ausreichender Aussaat, und endlich zur Unterstützung von solchen Orten, welche Dürre, Volkskrankheiten, Viehseuche oft dem größten Mangel aussetze, und die ohne schnelle Hilfe untergehen würden. Die dritte Ernte diene zum Unterhalte der Gotteshäuser und ihrer Beamten, sowie der Missionare, welche kein anderes Honorar (?! vgl. Burriel 158!!) bekommen für ihre Arbeiten; vgl. Weltbott 1, Nr. 552, 12. Wir meinen trotz diesen Angaben an den oben gegebenen Ausführungen festhalten zu müssen; allein wir hielten diesen Passus für wichtig genug, wie ein Hinweis unten darthun mag, um ihn nicht zu übergehen. Wie wenig zuverlässig der apologisierende Pater, hat uns ja schon zur Genüge der famose Kirchenstreit gegen den besser unterrichteten Anonymus gezeigt, und die Angabe über den Honorarbezug macht Nusdorfer gänzlich zu schanden. —

Soweit wäre ja nun alles vortrefflich; der Indianer besitzt einen Teil des ihm von Gott und Rechts wegen gehörenden Grund und

Bodens; die Missionsdirektion liefert ihm alljährlich das Zugvieh zur Bestellung seines Ackers, hat ein Auge über den zeitigen Anfang der Aussaat und Ernte, liefert das Saatkorn her, wenn der Christ fraßgierig das Seine verzehrt hat. Der Indianer holt von seinem Acker das Getreide und sonstige Früchte des Feldes, er gewinnt von seinen Stauden eine gewisse Menge Baumwolle, Burriel 29 f., 158, 174, 84, 66, 80; er ist imstande, sich mittels dieser Ackererträge einige Annehmlichkeiten des Lebens zu beschaffen, Burriel 175. Allein sehen wir näher zu, so dürfte dieser „Besitz" sich bei weitem anders gestalten. Eskandon erklärt: „*Testamente werden nie gemacht*, denn der Indianer hat fast *nichts* und *fast all sein Vermögen gehört* der *Gemeinheit*." „*Diese Äcker* (Privatbesitz), *sowie alle übrigen Länder der Gerichtsbarkeit jeder Mission gehören ihrer Gemeinheit zu und keiner hat mehr als die Nutzung davon* und also verkauft sie auch einer dem andern nicht", Burriel 53 f., 65. Und Pater Sepp weiß von den Sterbenden zu sagen: „Keiner bekümmert sich seines Weibes und Kindes, weil alle aus Obsorg des Missionars leben und *niemand irgend etwas eigenthümlich besitzt* oder denen Seinigen verlassen kann; alles, was er vermag, besteht in einem ausgehöhlten Kürbis. Es quält ihn nicht das Andenken an seine Schulden: *nicht die Einrichtung des Testamentes*: nicht die Feindseligkeiten, welche bey ihm, *als wo nichts mein nichts dein ist*, keinen Platz finden." — „*Unbegüterte* Leute, kann sie weder die Armuth noch der Abgang gebührlicher Ehesteuer, weil sie *nichts Eigenthümliches besitzen*, abschröcken", möglichst früh in den Hafen der Ehe einzulaufen, Weltbott 1, 2 Nr. 47, 55. Und ein weiterer Zeuge sagt aus: „Übrigens halten unsere Indianer in anderen Sachen, die Weide allein ausgenommen (?), eine *freiwillige Armuth*, indem sie von keinem Reichthum was wissen, noch demselbigen nachstreben. Uns tröstet vor allem der Indianer *Verachtung*, ja *Unwissenheit* des Reichthums und *aller zergänglichen Gütern*, daß wir hoffen, die meisten von ihnen seien zum ewigen *Leben durch die göttliche Gnade wohlerkohren*", Weltbott 1, Brief 169, 65. Demselben Gedanken der freiwilligen Armut, oder des freiwilligen Aufgebens des Besitzstandes giebt Punkt 4 des Dekretum Philippi V. Raum, Weltbott 5, 40 f. Derselbe behandelt die Güter- und Besitzfrage der Indianer und die Verteilung des Erarbeiteten zur Bezahlung des Tributs, Erhaltung der Kirchen, der Armen und der Gemeinheit durch die alleinige Hand des Priesters

angesichts der Faulheit und Unfähigkeit der Indianer zur Handhabung ihres Gutes. Die bestehende Verwaltung und Gestaltung des Besitzes, wie oben dargelegt nach Burriel und anderen, wird seitens des Königs vollauf sanktioniert, „angesehen auf solche Weis ihre gemeinschaftlichen Güter, einer Seiten nur mit ihrer Verwilligung, anderer Seiten aber mit ihrem so großen Vortheil bis hero von den Missionaren, als purlauteren Vorgehern und Anweisern besorgt werden: also zwar, daß hiermit die ungerechte Theilung der Güter, die üble Wirthschaft und Verschwendung, welche sich bei andern Völkerschaften findet, verhütet werde", vgl. Dekretum Philippi bei Charlevoix, Bd. 3, unter pieces pour servir de preuves. —

Ein Vergleich der beigebrachten Citate liefert den Beweis, daß zwei Strömungen nebeneinander hergehen, daß zwei Auffassungen nebeneinander bestanden, deren eine aber die andere völlig verschlang. Es ist im Grunde alles Besitz der „Gemeinheit", — was aber unter „Gemeinheit" zu verstehen, werden wir unten sehen, wenn nicht schon hier uns das Licht aufgegangen sein sollte, daß „Gemeinheit" weiter nichts als der weite „Magen der Kirche", der nach dem Altmeister Goethe ganze Länder aufgegessen, — es hat eine großartige Expropriation des indianischen Grundbesitzes stattgefunden, — zuvörderst aber ist ein gewisses Besitzrecht, ein Nutzungsrecht auf bestimmt abgegrenzte, „umsonst" gegebene Marken dem Indianer geblieben. Dieses so großmütig „umsonst" eingeräumte Nutzungsrecht des Christen aber geht allmählich in einen „freiwilligen" Verzicht über, in eine „freiwillige Armut"! Natürlich, war dem Christen doch von vornherein selbst das leiseste Recht testamentarischer Bestimmungen genommen, sowie ein Wechsel des Besitzstandes, und dieses Unvermögen reduziert allein schon das elende Nutzungsrecht auf Null, läßt es für nichts achten, vergeuden, Gothein 34. Es sind alsdann diese Christen „unbegüterte Leute, als wo nichts mein und dein ist", welche lediglich an „das ewige Leben" gewiesen sind, vgl. Jésuites Marchands 251, 256, 261. Ein Nutzungsrecht ist immerhin ein Recht und schließt ein immerhin weitgehendes Recht ein, und den, der ein solches Recht inne hat, z. B. einen Landpfarrer auf seiner Pfründe, wird man nie, ob er gleich ein „Inquiline" ist und allerdings über die Pfarrei ein testamentarisches Recht nicht hat, vergleichen oder auf eine Stufe stellen dürfen hinsichtlich seiner Pfarrländerei mit einem, „als wo nichts mein und nichts dein ist". Es ist also ohne Frage selbst dieses Recht bei den Indianern geschwunden im Laufe

der Jahre *de facto*, während es *nominell* weiterbestand, Burriel 11, Bach 26, Raynal 2, 283. —

Vielleicht dürfte man eine Bestätigung dessen finden in der vorhin angezogenen Apologie Roderos, deren Wert ja allerdings als fraglich sich heraus gestellt hat, und ihren Aufstellungen über die Bewirtschaftung des Reduktionslandes, — ganz zu schweigen davon, daß die unvernünftige Lösung der Magenfrage in den Reduktionen zu dieser Stellungnahme der Jesuiten einerseits und zu diesem Aufgeben des Nutzungsrechtes andererseits mit zwingender Notwendigkeit hindrängen mußte außer dem schon angeführten inneren Grunde. Spätere Erörterungen über die Stellung der Christen zu der leitenden Macht werden diese Behauptungen zu beleuchten nicht ermangeln. Einen interessanten Beleg möge schon jetzt Moussy uns geben. Schon vor dem Traktatkriege, heißt es bei ihm, habe der Hof zu Madrid einige Vorstellungen in Bezug auf das régime communiste gemacht, dem man in den Reduktionen folge, — also doch! trotz Dekretum mit seinen weitgehenden Sanktionen jesuitischer Machenschaften, — und er sei dahin vorstellig geworden, daß nach 1½hundertjähriger Erfahrung die Indianer genugsam in der Civilisation vorgeschritten sein müßten, daß man sie ein wenig sich selbst überlassen und zum wenigsten ihnen Eigentum zugestehen könnte. Die Jesuiten hätten erwidert, nichts sei *gerechter* als das, und hätten mit einigen Änderungen in der inneren Verwaltung ihrer Niederlassungen begonnen, hätten den Versuch zu machen versprochen, ihre Indianer bei kleinem zu gewöhnen, *Selbsteigentum kennen zu lernen*, indem sie *einem jeden derselben Land gaben*, was sie nach *ihrem Gutdünken bebauen* sollten während zweier Tage in der Woche, um dann auch davon das Eigentumrecht zu genießen! Allein die einmal eingeschlagene Richtung sei derart gewesen und so dem Naturell der Indianer angepaßt, daß die Dinge naturgemäß so weitergingen wie vorhin, Moussy 3, 666, vgl. Azara 2, 248, vgl. Burriel 66. — Etwas anders stellte sich die Sache bei den Chiquitos. Da man diesen ein derartiges Joch nicht aufzulegen sich erdreistete, gab man jedem Hauswirt ein Stück Land eigentümlich, Burriel 11, Nachrichten eines Engländers über Paraguay.

Urkundliche Belege über die Landfrage mögen nunmehr Vorstehendes erhärten. Es ist nicht leicht, das Dunkel der Landfrage zu lösen; auffallend sind z. B. Verordnungen der Generale und Provinziale betreffend Überhandnahme des Schmuckes bei den Indianern. Woher der Schmuck? Die Antwort werden wir unten geben und zwar ohne Ecken

und Hörner! Trotzdem glauben wir an Vorstehendem festhalten zu müssen und wie wir kurz vorher schon andeuteten, wird die Gesamtstellung der Indianer zu den sie leitenden Mächten mehr Licht darreichen und auch die jetzt folgenden Belege in ihrer zwingenden Beweiskraft darthun. Jesuitischerseits ist man sehr vorsichtig gewesen, den Feinden direkte Beweise über die absolute Grundherrlichkeit der Mission in die Hände zu geben, allein „wie doch bei der wachsamsten Regierungsverfassung zuweilen einige Nachlässigkeit statt hat, so scheint es, daß am Ende vorigen Jahrhunderts (17.) auch hier einige Unordnungen sich eingeschlichen haben. Einige Pfarrer, welche auf einer Seite zwar nichts von den politischen Absichten wußten, welche der General bei Regierung dieser Völker hatte, andernteils aber so urteilten, wie gemeiniglich jeder Vernünftige urteilen muß, widersetzten sich da, wo sie sich in der That widersetzen mußten, und wollten nicht zugeben, daß ihre Indianer mehr arbeiteten als nötig war, damit ein jeder in seinem Hause einen gewissen Grad zeitlicher Glückseligkeit genieße; vielmehr wünschten sie, daß ein jeder bei seinem eigenen Volke bliebe und sich nicht in die Geschäfte seiner Nachbarn mengte. Aber einen tödlicheren Streich hätten sie der jesuitisch-römischen Regierung nicht beibringen können. Kaum erfuhr Tirso Gonzalez es entweder aus der Abnahme der Kontributionen oder durch geheime Anzeigen der Spione, so erließ er folgende Depesche (Tom. 1, pag. 171 der Befehle, Verordnungen und Briefe der Generale und Provinziale): „„Ich lobe und kann den Eifer einiger Missionare in dieser Angelegenheit n i c h t loben, welche unter dem Vorwande, als wollten sie ihre Indianer verteidigen, aus denselben ebenso viele eingebildete Republiken machen zu wollen scheinen, wo alle große Herren seien und keiner dem andern zu dienen oder für ihn zu arbeiten verpflichtet sei, und mit einem Worte j e d e r m a n n s e i n e e i g e n e n K a p i t a l i e n u n d G r u n d s t ü c k e h a b e u n d w e i t e r n i c h t s b e d ü r f e""! Man sieht, wie sorgfältig der General ist, seinen Plan (die Konstituierung eines absoluten jesuitischen Reiches in Paraguay) zu verfolgen und nicht zuzugeben, daß ihm ein Hindernis entgegengesetzt werde. Man bemerke daher, wie künstlich er sich bemüht, daß andere das als Unordnung und Ausschweifung ansehen sollen, was so gerecht und regelmäßig war. Wenn die Pfarrer bei ihren Völkern Ideal-Republiken hätten einführen wollen, so muß man ja eingestehen, daß heutzutage alle Völker der Welt, die dem General nicht unterworfen sind, von dieser Beschaffenheit sind. Wenn das den g r o ß e n H e r r n a f f e k t i e r e n h e i ß t, d a ß e i n j e d e r s o v i e l h a t, a l s e r b e d a r f, und nicht

zu dem Ende arbeiten will, damit die müßigen Leute in Rom zu essen haben: warum will denn der General Herr von der ganzen Welt sein, ohne sich viel Mühe zu geben? Und wenn es den Weltlichen unanständig ist, Herren über das Ihrige zu sein, wie unschicklich und ausschweifend muß es dann sein, daß Religiosen Herren über das Vermögen eines andern sein sollen?" Ibañez bei Le Bret 2, 460 ff. Man sieht, wie selbst von einzelnen, rechtlich denkenden Vätern angebahnte und vertretene, gerechte Forderungen der Indianer mit diktatorischer Strenge niedergehalten wurden! Wo sind die „glücklichen Kinder" und der alles „lösende Geist der Bruderliebe" bei den Vätern des Ordens?

Zu Enterbten herunter gewürdigt, dazu des Ertrages ihrer steten Arbeit beraubt, flohen viele dieser Elenden aus den Reduktionen nach dem Zeugnisse des P. Antonius d'Arteaga zu den Portugiesen, Heiden und Spaniern und gaben keine „andere Ursache ihres Ausbleibens als diese an: wenn sie auch schon beständig fortarbeiteten, so erhaschen sie doch nicht einmal einen Hut, womit sie ihr Haupt decken könnten, noch einen Kittel, Ungarina genannt, noch Strümpfe, denn solche Dinge bekommen nur die Vornehmsten", Ibañez a. a. O. 397. Die „Gemeinheit" verschlang alles; der Verwaltung ihrer Güter und des Besitzes enthoben, an eine Armut gewöhnt, die viel strenger als die Armut der Franziskaner, schreibt über diese Armen und ihre Treiber der Provinzial Augustin von Arragonien, Tom. 1, pag. 57, nach stattgehabter Visitation: „Mit innerer Freude meines Geistes habe ich diese Doktrinen besucht, weil ich in der Nähe die besonderen Gaben gesehen habe, womit Gott die Seelen aller meiner Missionare reichlich versehen hat. Ich habe den reichen Segen mit Händen gefühlt, womit Gott den Eifer und den Fleiß seiner Diener gekrönt und den christlichen Glauben und die Gottesfurcht in den Herzen der armen Indianer zur Nacheiferung der ersten Kirche befördert hat." „Es sind viele Jahrhunderte, fährt Ibañez fort, da die erste Kirche auf der ganzen Erde als glorreich und triumphierend verehrt wird, und es ist weit entfernt, daß ihr eine Kirche ihren Glauben und ihre Gottesfurcht streitig machen solle. Daß man aber die Kirche der Guarani sonst mit der ersten Kirche verglichen hat, das haben die Väter in dieser Rücksicht gethan, weil in beiden die Güter gemein waren. Daran liegt solchen Männern am meisten, welche die gemeinschaftlichen Güter der guaranischen Kirche ausschließungsweise und auf eine ganz besondere Weise zu ihrem Eigentum machen. Und so kann man sie ebenso mit der

ersten Kirche vergleichen, wie man die jetzigen Jesuiten mit den damaligen Jesuiten, nämlich mit den Aposteln und Schülern Jesu Christi vergleichen kann", Ibañez a. a. O. 454, 482, 470. — Ausdrücklich betont es ein Korrespondent des Journal de Trevoux vom Monat Mai und Juni 1728, weil es dort keine Staatsgrundsätze gebe, ni d'engagement d'intérêt, noch irgend etwas, was einer völligen Gleichheit sämtlicher Bewohner eines Fleckens entgegenstünde, oder einer völligen Abhängigkeit vom Gesetze Gottes, habe man dort eine Herrschaft einrichten zu dürfen geglaubt, welche naturgetreu das Bild der ersten Kirche darstelle, in welcher die Gläubigen auf alles Eigentum verzichteten . . ., Recueil des decretes 1, Avertissement au lecteur 20. Und dieses brutale Verfahren nannte man „vollständige Abhängigkeit vom Gesetze Gottes"? Jene Männer irrten und wußten die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes! Die „Gütergemeinschaft" der ersten Kirche und jenes Wort: „Niemand sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären", waren hier nur ein erbärmliches Aushängeschild, um das absolute Eigentumsrecht des Ordens und die schmähliche Beraubung der Christen künstlich zu verbergen!

So verstehen wir gar wohl die sittliche Entrüstung eines Matthias de Angles,*) Gouverneurs von Potosi, der als Augen- und Ohrenzeuge, wie er selbst mit Nachdruck hervorhebt, schreiben konnte: „Die Jesuiten halten ihre Indianer so unterwürfig, daß man ihre Geduld bewundern muß. Denn ob es gleich ganz gewiß ist, daß alle Einkünfte, Vieh, Acker, Wiesen und alles andere den Indianern eigentümlich gehört, so haben sie doch nicht den geringsten Teil davon und die Indianer dürfen nichts für sich brauchen, indem der Pater Pfarrer alles, was diese mit ihrem sauren Schweiße erwerben und bearbeiten, einsammeln, zu sich nehmen und für sich gebrauchen und diesen armen Indianern

*) Angles war General und Gouverneur von Potosi und beauftragt einen Bericht abzustatten über die Punkte, welche in der Stadt Assumption Ursachen zu Unruhen gegeben hatten. Er verfaßte seinen Bericht 1731 und richtete ihn an den Vizekönig von Peru und an die apostolischen Inquisitoren des S. S. Officii von Lima; er sollte durch die Hände der span. Inquisition an den König gelangen, scheint aber den Weg verfehlt zu haben und ist in der Bücherei der Inquisition zu Madrid liegen geblieben. Derselbe ist abgedruckt in der Sammlung der neusten Schriften 3 und bildet dort zu dem Sendschreiben eines Portugiesen einen Anhang. Der Bericht ist vorzüglich, klar, objektiv, beruht auf Augenzeugenschaft, 3, 324, und ist sowohl an und für sich, wie wegen seiner Übereinstimmung mit jesuit. Autoren, wie als Teil der so vorzüglichen Sammlung der neusten Schriften eine Urkunde im besten Sinne des Wortes.

nichts als ihre Speisen und Kleider reichen und zwar sehr sparsamlich und kärglich, ohne daß jenen Indianern erlaubt ist, sich weder ein Schaf noch ein Pferd, noch eine Elle Leinwand als Eigentum anzumaßen; und die Schärfe der Jesuiten gegen diese armen Leute ist so groß, daß ihre Sklaverei und Elend, worin sie dieselben unterhalten, alle Grenzen der Sklaverei überschreitet. Es ist keine Nation so reich als sie und keine so arm als sie! Es sind keine Indianer, die mehrere Freiheiten und Vorrechte zu genießen hätten als diese, aber sind doch keine andern als diese, die so unglücklich wären als diese, indem die Jesuiten den Reichtum und die Fruchtbarkeit ihrer fetten Länder allein genießen", Sammlung 3, 238 f.

Vergessen wir auch nicht jene kühnen Worte, welche ein Pombal den Jesuiten, seinen einstigen Freunden und Gönnern, entgegen zu schleudern wagte in dem berühmten Schriftchen: Relation abregée, concernant la république, que les Réligieux [nommés] Jésuites ont établie . . ., wenn es im Second Chef des abus, que les Réligieux de la Comp. de Jésus ont commis pour usurper les états de l'Amérique Portugaise et Espagnole: usurpation de la propriété des biens de ces mêmes Indiens heißt: „Das Eigentumsrecht ist ein natürliches und ein Völkerrecht, von Puffendorf klar bewiesen, einmal daraus, daß die Indier die Eingebornen sind, die ersten und ältesten Bewohner und Besitzer vor der Eroberung, zum anderen aus weiteren von Puffendorf elegant dargelegten, grundlegenden, unumstößlichen Principien, auf welchen soliden Grundlagen die königlichen Gesetze von Spanien und Portugal beruhen. Gewiß ist, daß die spanischen Gesetze verboten, die Indianer aus den Ländern zu entnehmen, welche sie besaßen, als sie noch Heiden waren und noch vor der Eroberung; . . . . ferner mit Gewalt diese selben aus ihren Geburtsländern zu entfernen und in entferntere zu versetzen. In gleichem Sinne haben die päpstlichen Bullen entschieden, und es ist ein unzweifelhaft feststehender Punkt, weil das Eigentumsrecht die erste Folgerung aus der Freiheit der Person ist, so können die Indier desselben nicht beraubt werden, eben weil ihre Personen frei sind nach altem Rechte", Recueil des decretes apostoliques 1, Stück 6, 51 f. Klar und deutlich sprach endlich päpstliches Wort, welches Pombal für sich verwandte, in der Bulle Benedikt XIV. vom 20. XII. 1741, „Immensa Pastorum" betitelt, gegen dieses bislang gekennzeichnete Verfahren der Orden in den Mönchs-

regierungen, die Jesuiten einbegriffen, Recueil des decretes 1, Stück 1, 7 ff.; 2, Stück 29, 63 ff. —

Vielleicht dürfte der Versuch gemacht werden, uns die Zulänglichkeit des bislang Bewiesenen, oder die bindende Beweiskraft der angezogenen Stellen, da dieselben ebensowohl auf andere Güter als auf das Recht des Grund und Bodens Anwendung finden könnten, abzustreiten, so erwidern wir erstens, daß die Unfreiheit der andern Güter, wie sie thatsächlich bestand, als zwingende Folge aus der Unfreiheit des Grund und Bodens, wie dieselbe allmählich aus der „Umsonst-Schenkung" erwuchs, sich ergeben mußte, — und lassen zum andern geschichtliche Vorgänge ihr bekräftigendes Wort sprechen! Nach Vertreibung der Jesuiten schuf der Gouverneur Bukareli 1770 neue Reglements für die Missionsdörfer, in welchen er den Indianern einiges Recht auf Privateigentum vorsah in Bezug auf Landbesitz und Anteil an der Manufaktur; 22 Jahre später erst ward die vorgefundene sogenannte Gütergemeinschaft gänzlich aufgehoben und durch Eigentumsrecht und Freiheit der Indianer ersetzt, „et cette mesure pouvait alors paraître de saison, pars qu'il était naturel de penser, qu'ils avaient eu le temps d'apprendre à leurs dépens la valeur de choses." Man versuchte diese Neuerung mit 500 Familien, gab ihnen Land und Vieh, Orbigny voyage 1, 279 f. Wir unterlassen nicht, dabei zu bemerken, daß bei diesen Vorgängen von einem Nutzungsrechte des Grund und Bodens, welches vorgefunden bei Vertreibung der Väter, keineswegs die Rede ist, sondern daß die Maßregeln auf dem vorgefundenen Nichthaben der Indianer fußten. Aber der Versuch mißlang gänzlich, nicht an Eigentumsrecht und Freude an eigenem Besitz unter den Jesuiten gewöhnt, unter den neuen Reglements völlig zum Vieh herabgesunken gingen die systematisch Enterbten dem Untergange unaufhaltsam entgegen. Und gerade dieser rapide Verfall ist es, der, hätten wir auch nicht diese Angaben Orbignys, für die Wahrheit dessen laut zeugt, was wir bisher erbracht haben; denn es ist unerhört in der Geschichte der Völker, und ein ganzes Volk ist es, um das es sich hier handelt, daß ein Volk so schnell dem Verderben anheimfalle und thatsächlich vom Erdboden verschwinde, welches besitzesfroh auf eine wenn auch immer treibhausartige Kulturperiode von nahezu 150 Jahren zurückblicken konnte!

Es ist somit eine einfache Unwahrheit, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, wenn der Jesuit Joly, 2, 305, behauptet: „lorsque l'éducation eut fait naître des idées d'ordre et d'éco-

nomie, on leur confia une portion de terrain à cultiver; plus tard on les rendit propriétaires, afin de les attacher au sol!" Auch dürften Gotheins Ausführungen über diesen Punkt des faktischen Besitzstandes, so sehr wir sonst seinen übrigen Ausführungen über die Landfrage zufallen, einer Korrektur benötigen, wenn derselbe bemerkt pag. 33: „Da der Ackerbau erst zu lehren und oft geradezu aufzudrängen war, wurde bei ihm der Kommunismus am schärfsten anfangs gehandhabt, und erst mit der Zeit konnte den Familien ein Grundstück zur Nutznießung eingeräumt werden. Die Natur der Menschen wie des Landes hatte den unverkennbarsten Fingerzeig auf das Privateigentum gegeben, so nötig auch im Anfange der civilisatorischen Thätigkeit eine straffere Zusammenfassung des zerfahrenen und ziemlich indolenten Volkselementes war. Die Jesuiten befolgten diesen Fingerzeig nicht. Das Privateigentum war und blieb im Staate verpönt; es existierte nur ein Gebrauchseigentum"; vgl. Southey 2, 235. Wie der Indianer dieses Gebrauchseigentum verwertete, d. h. für nichts achtete und für nichts achten lernen mußte, werden weitere Ausführungen darlegen, — aber wie wir sahen, ist selbst dieses ihm genommen und mußte, aus inneren Gründen, ihm genommen und in den weiten Magen der „Gemeinheit" versenkt werden. —

Zu diesem Verfahren der Jesuiten, wir haben damit das Ganze der Landfrage im Auge, lag keinerlei Nötigung vor. Wenn ja um der Seßhaftmachung des Volkes willen Musteranstalten, „Institute", ohne Frage nötig wurden, — und um Seßhaftmachung handelte es sich in erster Linie, so mochte immerhin die Mission in dem weiten, weiten Lande auf solchen Plätzen Grundherrin werden, niemand würde ihr den Besitz oder das Recht streitig gemacht haben, am wenigsten die durch sie freie, grundbesitzende Bauern gewordenen Eingeborenen! Um dauernde Ansässigmachung zu erzielen, war freier Grundbesitz erforderlich! Um dieser Seßhaftmachung willen aber das ganze Volk enterben, das war ein schwerer, tiefer Fall in der Versuchung, welche die Einrichtung solcher „Institute", und das waren die Reduktionen, leicht mit sich führt. — Oder wenn die Mission gezwungen gewesen wäre, um der Erhaltung des Volkes willen gegen die den Grund und Boden beanspruchenden weißen Kolonisten, oder auch weil der Eingeborene sein Besitzrecht schon gänzlich verloren hätte an den vordringenden Fremdling, Grundbesitz zu erwerben und Grundherrin zu bleiben, um dauernd das Volk an sich zu fesseln, so möchten wir aus solchen Verhältnissen heraus den Orden zu rechtfertigen imstande sein. Allein wie der Eingeborene des Missions-

landes zum freien Vasall des Königs ausdrücklich erklärt ward, wie jeglicher Sklaverei desselben ein starker Riegel vorgeschoben war unter Brief und Insiegel eines Königs, so war auch damit der Grund und Boden völlig freigegeben, welcher in jenen Tagen mit seinen Bewohnern in die Hand des Eroberers gefallen war. Nicht zu reden von jenen Distrikten, welche spanischer Fuß noch nicht betreten hatte! Das Land war freies Eigentum des königlichen Lehnsmannes, es stand unter Königsbann- und Gebot trotz der Konzession einer Mönchsregierung, aber der Orden machte den freien Mann durch sein „Umsonstschenken" zu einem Enterbten! Vgl. Haccius Denkschrift 23 ff., Warneck 1887, 158. Dieses Verfahren ist aber nur ein Glied in der Kette, aber ein erstes und starkes Glied, um das „bekehrte" Volk in der Inferiorität zu erhalten, in welcher man es vorfand! —

13. Die Weideflächen und Viehposten.

Verlassen wir die Landfrage, denn eins erübrigt noch zur Abrundung des Bildes, welches wir von der Anlage der Reduktionen gegeben haben: die Weideflächen und Viehposten. Beides fehlte keiner Reduktion. Meilenweit hinaus erstreckte sich das fruchtbare Weideland, auf welchem riesige Herden von Großvieh und Kleinvieh, Pferden und Maultieren, zum Teil halbwild weideten. Hin und her auf den Weiden waren Viehhöfe errichtet und jede dieser Farmen hatte ihre Kapelle, ihren Orangenhain und Fruchtbäume; Kreuze bezeichneten zu Moussys Zeiten die Stellen, da jene einst gestanden hatten. Weil gut geleitet waren diese Viehhöfe die schönsten des ganzen Landes, von denen noch heute die Sage geht. Wo das Land besonders geeignet war und reicheren Viehbestand tragen konnte, im Süden der Missionsprovinz vor allem, lagen die Estanzien in dichtem Kranze um die Siedeldörfer her, so 25 allein an der Lagune Ibera, am rechten Ufer des Aguapay und Uruguay, Moussy 3, 672, 702, 705, Bach 35, Burriel 69. Alle diese mächtigen Weideplätze, behauptet Azara, 2, 244, seien von den Vätern mit Gräben umgeben gewesen, um die Zahl der Hirten möglichst tief herabsetzen zu können, und um nicht jedes Tier mit dem Eisen brennen zu müssen. — Neben diesen gewöhnlichen Viehposten bestanden in allen Flecken der Guarani-Mission „Pferdeschulen", um tüchtige und sehr beliebte Paßgänger heranzuziehen, außerdem großartige Stutereien, um die in Peru sehr gesuchten Maultiere in Mengen zu ziehen, nicht zu gedenken der sehr ausgedehnten Schäfereien, in welchen man der Schafzucht mit größter Sorgfalt oblag, besonders an den Orten, wo

die Baumwolle nicht gedeihen wollte, Dobrizhoffer 1, 287, 306 f., 316 f., Techo 301, Sepp 1, 38. —

Das war das Werk der Väter seiner äußeren Gestaltung nach! Wie eine Reduktion so waren in beiden Provinzen im wesentlichen alle gestaltet, „eine völlige Gleichheit der einzelnen Niederlassungen war angestrebt, und die Väter rühmen sich, dieselbe durchgesetzt zu haben trotz der größten Unterschiede in den natürlichen Bedingungen. Ob im Gebirge, oder in der unabsehbaren Steppe, ob in den dichten Wäldern der Flußniederungen gelegen, eine Reduktion bot denselben Anblick wie die andere, und in einer wie in der anderen spielte sich das Leben gleichförmig ab“, Gothein 26, Burriel 20, wie die nachfolgenden Kapitel darthun werden. —

II.

Das Leben der Väter in den Reduktionen und der äußere Lebenszuschnitt ihrer Christen.

1. Die leitenden Väter.

Vom Bauwerke wenden wir uns zu den Bewohnern des Hauses und thun Einblick in ihr Leben und Treiben; wie billig, beschäftigen uns die Baumeister zuerst, die Väter des Ordens. Um aber ein Vollbild zu erhalten, holen wir etwas weiter aus und ziehen scheinbar weit abliegendes in den Kreis dieser Kapitelüberschrift, gehen einerseits dem einzelnen Pater nach, betrachten ihn aber andererseits als Gelenk und Glied eines großen Körpers, nicht des Ordens als solchen, sondern des Missionsstabes im besonderen, welche Körperschaft in „Missionsprovinz" ihren technischen Namen finden dürfte. Der Einzelne, wenn auch gestützt von einem Genossen in dem Getriebe der Reduktion, würde sich verlieren in der Weltabgeschiedenheit jener Siedeldörfer oder in ganz falschem Lichte uns entgegentreten, wenn wir ihn nicht gehoben und getragen wüßten von dem Geiste einer gewissen Gemeinschaft unter den Brüdern, wie einer freilich oft nicht gern getragenen oder geleisteten Subordination unter kräftig leitende Hand. Als Menschen ferner sollen diese Männer, wie sie leibten und lebten, uns hier entgegentreten, wenn es ja möglich ist, den Menschen vom Mitgliede des Ordens zu scheiden. Denn das berühmte „homo sum, nihil humani a me alienum" fand selbst dort in den angeblich heiligmäßigen Anstalten seine traurige Bestätigung.

Es ist ein eigen Ding um diese Mission in Paraguay und das in ihr sich gestaltende Leben, wo immer man es packt, da ist es interessant, und zwar nicht für den allein, der den Stoff zum zeitweiligen Specialstudium sich erwählt hat. Das Herausgeborenwerden der spezifisch katholischen und in Süd-Amerika befolgten Missionsmethode der

„Mönchsregierungen“ mit den Reduktionen muß das Interesse nicht des Missionsfreundes und -Forschers allein, sondern ebenso sehr das des Liebhabers kolonialer Geschichte wie des Kolonialpolitikers erregen. Ein Interesse weiterer Kreise beansprucht der Aufbau der Reduktionen selbst, und nicht das bloße Wissen um diese Dinge allein ist es, welches dasselbe wachruft oder wach erhält, sondern die unter der Lektüre auftauchenden Fragen nach Zweckmäßigkeit, dauernder Durchführbarkeit solcher Konstruktionen, welche nicht aus der Volksseele erwachsen, dem Leibe künstlich angepaßt wurden. So drängt eins das andere und fordert erneutes Interesse; wie das erste Kapitel notwendig das eben vorhergehende zweite heischte, so wird dieses zweite wiederum das nachfolgende dritte verlangen: die Männer sollen lebendig werden, die das schufen, und die weiten Komplexe und Räume sollen sich bevölkern mit den Lebewesen, welche jesuitische Kunst zusammengebracht hatte. Es ist das Interesse um die Geschicke des Volkes und seiner Treiber, welches außer dem höheren Interesse eines Christen um ein zu bekehrendes oder vorgeblich bekehrtes Volk lebendig wird. Und manch andere Seiten menschlichen Empfindens wird dieses und manch nachfolgendes Kapitel wachzurufen imstande sein! —

Als der Stecken der Treiber, der Freibeuter von St. Paul in Brasilien, zerbrochen war, als die Väter die zersprengte Herde gesammelt und in das Land des Friedens zu ihrer Ruhe gebracht hatten, als die von Cataldino und Maceta in La Guayra inaugurierte innere Einrichtung den Stürmen Trotz geboten und als ersprießlich sich erwiesen hatte, sanktionierte das Machtgebot des Generals in Rom durch den Mund des Provinzials Lupercio die Verfassung der Reduktionen im Jahre 1642, nachdem auch schon P. Petrus Oñate im Anfange der zwanziger Jahre besondere Ordnungen zu treffen versucht hatte, Techo 175. Wenn in den Zeiten des Sturmes und Dranges, des missionarischen Ausziehens und Sammelns, des Pflanzens und Aufbauens mehrere Väter, sehr häufig aber nur ein einziger der ganzen großen, unreifen Gemeinde vorstand für kürzere oder längere Zeit, wurden von diesem Jahre an zwei Väter in jede Reduktion designiert, welche aus Missionspriestern mit dem Abschlusse der Sammlung zu Pfarrern in den Missionspfarreien erhoben wurden im Jahre 1654, Techo 359. Weltliche wie geistliche Regierung hing fast ganz von ihnen ab. Zuweilen ward diesem Personal ein Bruder beigegeben, und bei schweren Epidemien aushelfende Kraft. Außer den zwei Genannten, meint Gothein, sei in den herdenreichen Reduktionen zur Hütung dieses kost-

baren Besitzes ein jüngerer Pater vorhanden gewesen, Gothein 37; wir waren außer stande, diese Angaben zu verifizieren. —

Selbstredend stand dem Könige als Oberlehnsherrn die Bestallung dieser Pfarrer in ihre Gerechtsame zu, ein Recht, welches seine Kronbeamten, Gouverneur und Bischof, an seiner Statt auszuüben hatten. Mit dem wachsenden Einflusse der Jesuiten aber schwand dieses Recht immer mehr dahin und ward schließlich ganz in die Hände des Provinzials der Mission gelegt, welcher allerdings stets gehalten sein sollte, bei jeder Besetzung den Vertretern der geistlichen und weltlichen Gewalt drei Kandidaten zu präsentieren. In den schweren Cardeñasstreitigkeiten stellte die Krone dieses Recht fest und bekräftigte es später in dem Dekretum von 1743. Wie wenig Recht damit der Krone blieb, liegt auf der Hand. Diese Pflicht der Präsentation beschränkte sich zudem nur auf Neubesetzung infolge Todesfalls, ohne Gründe anzugeben war der Provinzial berechtigt, Versetzungen in den einzelnen Reduktionen vorzunehmen. — Jeder Mission, bei den Guarani wie bei den Chiquitos, stand ein Missionssuperior vor, diesem zur Seite zwei Vicesuperioren, der eine am Parana, der andere am Uruguay. In Candelaria war der Sitz des Superiorates für den Guarani-Distrikt. Direkt von Rom aus erhielt dieser Beamte seinen Beruf und sein Amt. Er war Generaladministrator aller Lehranstalten und hatte Vollmacht, das Zeitliche zu verwalten, auch stand ihm die Bestallung des zweiten Pfarrers in den Reduktionen zu.

In Cordoba in Tucuman war das Centrum der Verwaltung der großen Paraguay-Provinz; hier im Colegio máximo de San Carlos residierte der Provinzial, hier wohnten die Hauptväter und leiteten das Noviziat. Von hier zog der Provinzial jährlich aus und hielt Visitationen ab in seinem großen Sprengel, welche bis auf das Kleinste sich erstreckten und den äußern wie den innern geistlichen Betrieb umfaßten. Ihm unterstand natürlich der Superior jedes Distriktes. Dem Provinzial zur Seite standen vier ordentliche Konsultoren, und ad graviora traten diesem Kollegium drei nicht stimmberechtigte Mitglieder bei. Missionsprokuratoren endlich, „Leute von gewiegter Treue, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit“, in Sta. Fé und Buenos Ayres, besorgten in den Handelsmagazinen des Ordens den Austausch und Verkauf, die Aus- und Einfuhr der mannigfaltigen Güter und Bedürfnisse der ausgedehnten Provinz, verwalteten die Finanzen. Alle sechs Jahre reisten diese Ordensbeamten nach Rom und Madrid zur Rechnungsablage, auch sorgten sie für Sammlung und Überfahrt der frischen Kräfte.

Außer dem oben genannten Colegio máximo in Cordoba bestanden noch 13 Kollegien in den drei in Frage kommenden Statthalterschaften. Die Zahl der unter diesen Breiten sich aufhaltenden Jesuiten wird verschieden angegeben; Ibañez berechnet sie auf 400, darunter 300 Priester etwa. Auch Moussy stellt annähernd gleiche Werte auf für die Zeit der Vertreibung des Ordens. Im Jahre 1635 befanden sich in der Provinz Paraguay schon 156 Jesuiten, unter diesen 95 Priester, 11 Professoren, die übrigen dienende Brüder, im Jahre 1702 in Tucuman 70, in Paraguay 230 Jesuiten, sodaß die oben angegebenen Zahlen richtig sein werden. In 30 Reduktionen bei den Guarani arbeiteten im Jahre 1719 59 Väter. Indes fand der fahrende Kapuziner allein in St. François Xavier 7 Priester, etwa 1712; ist seine Angabe recht, so war es ein Ausnahmezustand, da den meisten Angaben zufolge stets nur zwei Väter den Reduktionen vorzustehen hatten. Bei frischem Nachschube nämlich trat stets ein mehr oder minder tiefgreifender Wechsel ein, die frischen Kräfte wurden alsdann auf die eigentliche Missionsarbeit ausgesandt, während die in solcher Arbeit erlahmten und aufgeriebenen in den alten Reduktionen aushelfend Gemeindepflege thaten. Nach Beendigung der Sammlung wird man wahrscheinlich ebenso verfahren und solche Stellen den Veteranen zugewiesen haben, wo neben der geordneten pfarramtlichen Arbeit eine Nebenbeschäftigung abfiel. So waren in dem genannten Orte vier von den sieben solche Männer, ehrwürdig durch Alter und heiligmäßigen Wandel, welche das otium cum dignitate noch in reger Arbeit suchten, wie der Kapuziner mit seinen Augen gesehen zu haben vorgiebt.

Die meisten dieser Väter waren Ausländer, d. h. Nichtspanier, Deutsche, Engländer, Franzosen; unter 70 im Jahre 1717 zugereisten Ordensmitgliedern waren allein 11 aus der bayrischen Missionsprovinz. Besonders beliebt bei der Krone Spanien um ihrer Treue willen waren die deutschen Patres, und 1737 gestattete der König dem Generale, daß bei jeder Neusendung von Vätern 1/4 deutsche sein könnten, eine Vergünstigung, welche das Dekretum Philippi sonderlich sanktionierte, zugleich dem Orden ans Herz legend, sorgsame Auswahl zu treffen, besonders im Hinblick auf solche Ordensgenossen, welche seefahrenden Nationen angehörten. Damit war eine früher gegebene Verordnung, welche die Aussendung fremdländischer Missionäre verbot, korrigiert und auf ein verständiges Maß beschränkt. Vergleiche zu Vorstehendem: Moussy 3, 665, 676. Ulloa 1, 548. Sammlung 2, 413, 528. Harenberg 1, 601 f., 884. Weltbott 5, Teil 28, 552, 45. Vgl. Char-

levoix 3, Pièces justificatives. Weltbott, 4, Teil 23 u. 24, 506, 98; 1, Teil 7, 169, 64. Dobrizhoffer 1, 15 f. Robertson 4, 207 ff. Le Bret 2, 377 ff., 386, 406 ff., 442 f. Paraquaria ad eccl. trad. 3, lettr. édif. XIII, 242, 259 f., XIV, 194. Page 494 f. 521, Burriel 89 ff., 142, 162 f., Weltbott 1, Teil 2, 47, 53. Hahn 5, 152. Balussi 2, 241, Charlevoix 467, 236. Bach 39 f. Dobrizhoffer 3, 130. Burriel 60.

Also zwei Jesuiten wenigstens residierten in jeder Reduktion: der Pfarrer und sein Vikar; dieser war in der Regel ein noch junger Ordensmann, der zur Erlernung der Landessprache und des Regierungssystems dahin gesandt war frisch aus Europa oder aus der Universität. Treuherzig erzählt darum Sepp: „Wir baten auch den heiligen Geist um die Gnad der schwären Paraquarischen Sprach, auf daß wir bald möchten tüchtig werden, an dem Heyl so vieler Seelen zu arbeiten; besagte Sprach hat mit denen Europäischen kein Gleichnuß oder Verwandtschaft.“ Ein angestelltes Examen entschied am Ende der Lernzeit über die Fähigkeit, die geistlichen Funktionen zu übernehmen, Weltbott 1, Teil 2, 47, 53; Teil 7, 169, 63. Ein vorzüglich ausgearbeitetes Reglement über die Stellung der leitenden Kräfte zu einander sollte den Missionsstab zusammenhalten. Der Pfarrer war Herr im Hause und Vorsteher der Reduktion, er hieß Pater Rektor, sein Vikar Ayudante. Dieser konnte mit der Zeit zur Stellung eines Rektors aufrücken, mußte aber als zweiter sich leiten und Arbeiten sich zuweisen lassen, welche jenem vielleicht nicht zusagten oder seine Kräfte überstiegen, oder welche er um anderer Gründe willen von sich schob, Burriel 73. Ihm stand nach Burriel 60 besonders die geistliche Thätigkeit zu. Trotz der gerühmten Subordination kam es zwischen beiden Männern zu Reibungen, da offenbar die Arbeitsgebiete fließende waren, und die Willkür bei dem Älteren des öfteren vorwalten mochte. Es war uns trotz Burriel 60 nicht möglich festzustellen, ob der Rektor vornehmlich dem geistlichen Arbeitsgebiete vorstand oder vorstehen sollte, der Vikar dagegen dem weltlichen als Administrator und Arbeitsdirektor, die Angaben darüber sind eben total sich widersprechend. Denn der uns bekannte Kapuziner behauptet, der lediglich mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigte Pater Pfarrer habe zur Handreichung und Besorgung ärztlicher und wirtschaftlicher Angelegenheiten stets drei Brüder zur Hand gehabt, lettr. édif. XIII, 266, während Charlevoix Ulloa unwidersprochen sagen läßt, die Pater Pfarrer hätten wegen der Sorge um das leibliche Wohl der Indianer, der Gesunden wie Kranken, sich ver-

anlaßt gesehen de se décharger sur leurs Vicaires d'une bonne partie de leurs autres fonctions, also eben der kirchlichen und seelsorgerlichen. Pater Sepp endlich führt uns in seiner eigenen, liebenswürdigen Person den alles allein besorgenden Pater Pfarrer vor Augen, weist diesem überall einzig jegliche Arbeit zu. Wir möchten der Angabe des Pater Charlevoix den Vorzug geben, welcher zufolge der Rektor als „Selbstherr" für sich nahm, was ihm beliebte, vornehmlich das Weltliche um seiner Wichtigkeit und um der eigenen erprobten, praktischen Tüchtigkeit willen, Bach 25, 37 f., Charlevoix 1, 252, Bret 2, 480, Moussy 3, 664, Azara 2, 232 f., Sepps Brief aus Yapeyu, Orbigny 3, 1, 43, Burriel 171. —

Beide Beamten stehen in völliger Abhängigkeit vom Superior, der fleißig Visitationsreisen unternimmt, und vom Provinzial in höherer Instanz; sie alle zusammen bilden, so wollte es die Regel, „eine wohlgegliederte Familie." Wie ein Vater versorgte der Missionssuperior seine Arbeiter mit den notwendigen Dingen dieses Lebens, Genußmitteln aller Art, sowie mit dem, was sonst der geistliche und weltliche Betrieb der Reduktionen verlangte; er selbst nimmt alles aus der Hand der Prokuratoren und ihrer Beamten, Burriel 91 f., 163 f. Postläufer sorgten für den brieflichen Verkehr, für Verbreitung von dienstlichen Schreiben, Cirkularerlassen und sonstigen amtlichen Sendungen, deren wegen der Wichtigkeit des Missionsgebietes und seiner Erträge, auch aus sonstigen Gründen nicht wenige gewesen sein müssen. Zu je zwei sandten die Väter die Boten aus, wenn nicht der Flußverkehr eine andere Besorgung näher legte, weil zwei Menschen auch gewöhnlich zweierlei Meinung haben, und der eine die etwaige böse Gesinnung des andern mißbilligen und verraten konnte. Da außerdem die Väter ihren Indianern eine Art Ehrfurcht gegen alles Papier einflößten, konnten sie mit ziemlicher Gewißheit auf exakte Besorgung ihrer amtlichen und außeramtlichen Korrespondenz rechnen. — Ohne Zweifel wird der Vorort einer Mission auch die Vorratskammer gewesen sein, um etwaige geistige Bedürfnisse der Missionsarbeiter zu befriedigen. Wenigstens in der Moxos-Mission befand sich an genanntem Vororte die Bibliothek der Väter, und Konferenzen führten die Glieder des Missionsstabes dort zusammen zu geistlichen Übungen und Beratungen über Förderung des Missionswerkes und das Beste der wachsenden Kirche. Wir stehen nicht an, ein Gleiches für Paraguay anzunehmen. — Charlevoix 1, 237, Hahn 5, 152, Burriel 89 ff., Bach 43, lettr. édif. VIII, 18. —

Versuchen wir nun, dem einzelnen Arbeiter nachzugehen, an kon-

kretem Bilde Einblick zu thun in das vielgestaltige Leben, um dann von hier aus verallgemeinernd vorgehen zu können. Es ist Zeugnisses genug gegeben zur Lösung dieser interessanten Aufgabe. — Es war in der That kein Geringes, den heimatlichen Boden zu verlassen, dem trügerischen Meere sich anzuvertrauen, Ungewissem entgegenzusehen und sich endlich lebendigen Leibes begraben zu lassen in der Weltverlorenheit jener ausgedehnten Missionsdistrikte. Alle eingehenden Relationen über die Missionen in Paraguay sind darum auch voll der Schilderungen der Gefahren und Mühen unterschiedlicher Art, bis endlich der friedliche Hafen der Reduktionen erreicht war. Es gehört mit zum Lebensbilde der Patres, dieser Beschwerlichkeiten zu gedenken. Und wenn gewißlich der „heilige Gehorsam" diese Männer band, auf den angewiesenen Posten auszuharren, so wird überdies unzweifelhaft die Erinnerung an die überstandenen Leiden nicht wenig dazu beigetragen haben, das „Opfer des Gehorsams" zu versüßen, wie andrerseits der begeisterte Empfang in den Reduktionen viel Leid und Harm vergessen machte. Wie einen Repräsentanten möchten wir zu dem Ende Pater Sepp aus Tirol an der Etsch begleiten, der im Kolleg zu Yapeyu seine Schicksale, sowie seine Aufnahme in geradezu paradigmatischer Weise beschreibt, Sepp 1, 1 ff.

Nach schwerer Gefahr auf dem Überlandwege von Trient nach Genua und Sturm auf dem mittelländischen Meere verstrichen in Cadix noch 17 Monate Wartezeit, bis die zur Reise bestimmten Kriegsschiffe den Hafen verließen. Am 17. Januar 1691 wurden endlich die Anker gelichtet, und mit 43 Genossen seines Ordens, hohen Kolonialbeamten, Kaufleuten u. s. w. samt „allerhand Sudelgesinde, Schmuzbuben und Lumpengeschmeiß", stach Pater Sepp in See. „Der Platz, so einem Patri eingeräumt wurde, war so klein und enge, daß man weder stehen noch gehen, ja kaum liegen konnte, indem er nicht mehr als fünf Schuh lang und drei Schuh breit war. Einige mußten wegen Mangel des Raumes gar auf dem Verdeck und Casteel liegen unter dem freyen Himmel. Dieses verursachte eine große Menge Vieh, so der Capitain auf das Schiff geladen hat, denn es waren nicht weniger als 280 Schafe, 150 Schweine und 600 Hühner auf demselben. Woraus ein entsetzlicher Gestank und unbeschreiblich viel Ungeziefer entstund, so, daß wir vor Ratzen, Schnacken, Wanzen, Flöhen und Läusen weder Tag noch Nacht Ruhe hatten. Bei alle diesem Vorrate litten wir doch den bittersten Hunger und Durst. Das Schiff war schon vor einem Jahre verproviantiert worden, wir bekamen also nichts als faules, stinkendes Fleisch und verdorbenen Zwieback, der voller Würmer war und in

kurzem auch dergleichen Wasser, daß uns noch dazu sehr sparsam ausgetheilet wurde." Eine Seuche als Strafe des Himmels raffte bald alles Vieh hinweg, schwerer Sturm wurde glücklich überstanden, und erst am 5. April kam das ersehnte Festland in Sicht, also nach fast zwölfwöchentlicher Fahrt. Geputzt und geschmückt stand Alles an Deck, „allein die armen Mißionarii zogen das Kleid und die Livre ihres armen Heilandes, dessen Gesellschaft sie waren, Jesu Christi an, oder blieben vielmehr in ihren alten zerrißenen Röcklein, weil sie keine beßeren hatten." „Gegen den Abend sahen wir zwey Boote aus dem Hafen in höchster Geschwindigkeit daherfliegen; in dem einen war der Pater Prokurator Collegii, anstatt der ganzen Paraguayschen Societät uns zu empfangen." Reichlich gespendete Speise und köstliche Früchte erfrischten die ausgehungerten Passagiere.

„Den sechsten April, ward auf dem großen Silberflusse nichts anderes gehört, als das lustige Donnern der Stücke, der Schall der Trompeten, das Murmeln der Trummeln und Pfeifen, und das muntere Geschrei der Schiffer und Fischer. Nichts ward gesehen, als das Schwingen der Standarten und Fahnen, an dem Gestade sah man etliche Compagnien zu Pferde, etliche zu Fuß, unzählbare Americaner mit ihren musikalischen Instrumenten: die Indianerinnen mit ihren kleinen Kindern, zwey an der Hand und zwey auf dem Arm. Die Mohren mit ihren Mohrinnen, Jung und Alt, Groß und Klein, Schwarze und Weiße, Nackende und Bekleidete, Getaufte und Ungetaufte, kamen uns entgegen, empfingen uns und küßten uns die geweyhten Hände. Wer konnte sich hier der Zähren enthalten? Reverendi Patres, Gunstiger Leser! ich fürwahr nicht, kniete alsobald nieder auf die Erde, küßte selbige mit großer Andacht, als welche ich mit meinem Schweiß und Blut zu wäßern und zu bauen aus Europa gekommen bin, und auf der ich durch die Barmherzigkeit Gottes hoffe, meiner Seelen Seligkeit zu erlangen."

„Mit dieser Americaner Schaar, und von dem Patre Provinziali und allen Patribus Collegii begleitet, giengen wir auf unsere Kirche zu, sagten dem allmächtigen Gott, und seiner schmerzhaften Mutter schuldigsten Dank, und wohneten dem Tedeum bey, so die Indianer unter dem Geleute aller Stadtglocken nicht uneben herabgesungen."

Um der elenden Überfahrt willen und ihrer ersichtlichen Folgen gestattete der Provinzial einen Monat Rast in Buenos Ayres, „da eine temperierte gesunde Luft das ganze Jahr hindurch zu streichen pfleget." Alsdann machten die Novizen und Studiosen sich auf den Weg nach

Cordoba, während die Patres, so alle Männer waren, deren einige schon graue Haare hatten, in die Reduktionen entsandt wurden. Wie ein Idyll liest es sich im Vergleich mit der Meerfahrt, wenn wir nun unseren Berichterstatter weiter erzählen lassen:

„Die Schiffahrt auf dem Flusse stellten wir folgender Gestalt an: Es waren dreyhundert indianische Christen bei dem Flusse bestellt (ein P. Betschon fuhr mit 17 Schiffen und 450 Begleitindianern stromaufwärts), mit kleinen Schifflein, in welchen wir den Fluß aufwärts fahren mußten. Diese Schifflein nennen sie Canoas. Man nimmt zwey auf siebenzig bis achtzig Schuh lange, und drey bis vier Schuh dicke Bäume, diese bindet man einen Schritt weit von einander, etwas weiter als die Flößbäume gewidnet werden. Quer über diese Bäume legen sie zwölf Schuh lange, und zwei Spannen dicke Röhre, und auf diesen bauen sie aus Stroh und kleinen Röhren eine Hütte oder Häuslein, worinnen zwey oder drey Patres seyn können. Die Wände sind aus Stroh, das Dach ebener massen, und über diesem ist es mit Ochsenhäuten bedecket. Auf der einen Seite hat es ein kleines Fensterlein, auf der andern ein Thürlein aus einer Ochsenhaut. In dieser, obwohl ströhernen und schlechten Hütte, kann ein Missionarius, der in Christo der Welt abgestorben, geistlich lesen, mit seinem Gott in der Stille sprechen, schreiben, essen, schlafen und alle geistliche Übungen verrichten, nicht anders als wenn er auf der Erde in einem Collegio wohnete; indem die Indianer so sittsam rudern können, daß der Pater kaum merket, ob das Schifflein gehet oder stehet, das Getös der Ruder kaum höret, das Wasser des Flußes nicht rauschet, sondern mehr stehet, als fließet, wegen der großen Breite, die Indianer auch, wenn sie rudern, den ganzen Tag kein Wort mit einander reden, noch minder johlen, damit sie nur ihrem Pater in seynem Gebet und Uebungen nicht hinderlich seyn mögen."

„Diese Canoas oder kleinen Schifflein bestiegen wir den ersten May 1691, vier Stunden weit von Buenos Ayres, weil die Patres nicht dulten, daß die bekehrten Indianer einige Gemeinschaft mit den Spaniern haben, damit sie, als ein überaus einfältiges gutes Volk, durch die bösen Christen nicht geärgert werden. Bestiegen also unsere Canoas, zwey und zwey, auch drey in einer, und ruderten in eyner jeden vier und zwanzig Mann den Fluß aufwärts." Entzückten Auges schaut das Kind der Berge die tropischen Wunder, harmlose Abenteuer mit den wilden Anwohnern des Uruguay verkürzen die Stromfahrt. „Den 25. May kam uns aus Sta. Cruz der Pater Joseph Seravia

entgegen, und brachte zwanzig Musici mit sich, so uns mit allerhand musikalischen Instrumenten anstatt alle Völkerschaften empfingen, und also in Fröhlichkeit und Jubel in das gelobte Land einführten.“ Ebenso willkommen ist mitgebrachter Proviant, und glücklich bestehen die Reisenden die Stromschnellen des Salto grande, indem die Fahrzeuge ans Land gezogen, auseinander gelegt und am Ufer hingeschleift werden. —

„Als wir nun den Wasserfall glücklich passiert, und noch weiter wider den Strom fahren mußten, kamen wir endlich, den ersten Junii in der Gegend Yapeyu, bei zweihundert Meilen von Buenos Ayres, an. Wir stelleten unsere kleinen Schifflein in beste Ordnung, und machten einen halben Mond, die strohernen Hütten, ledernen Dächer und Pforten bedeckten wir mit grünen Stauden, bei der Pforte machten wir einen Triumphbogen aus Lorbeeren, und hingen an diesen allerhand Früchte, die uns vom Proviant übrig geblieben. Die Bäume und Canoas zierten wir gleichfalls mit grünen Aesten. Ein jedes Schifflein hatte einen Tambour, einen Schalmeyer und einen Trompeter, diese fingen an Lermen zu machen, welches die indianischen Bootsknechte erfrischte, die Patres ergötzte und das umliegende Gestade, Inseln, Gehölze und grüne Wälder mit lustigem Wiederhall erfüllte. In dieser Positur stunden wir, da die Sonne unterzugehen begunte, und sahen auf der andern Seite des Flusses, die in der Höhe liegende Völkerschaft, Thurn, Kirche, Wohnung der Patres und lange Gassen von Häusern oder Hütten, worinnen die bekehrten Indianer wohnen. Wir konnten aber von ihnen nicht gesehen, sondern durch den Trompetenschall erkennet werden.“

„Den zweyten Junii bei Aufgang der Sonne begaben wir uns endlich jenseits des Flusses, der Völkerschaft entgegen, in besagter schöner Ordnung. Kaum erblickten uns die im Dorfe wohnenden Indianer, so erhuben sie alsobald ein fröhliches Geschrey Jopäan! Jopäan! liefen aus ihren Hütten, einer da, der andere dorther, Junge und Alte, Kranke und Gesunde, Blinde und Stumme, dieser halb nackend, jener band noch ein Fell um, ein anderer bestieg seinen Schimmel und tummelte ihn, jener sprengte seinen Rappen und machte uns amerikanische Complimente, dieser nahm seinen Bogen und Pfeil, jener seine Schlingen und Steine, und liefen, was sie nur laufen konnten dem Fluße zu, sogar die kleinen Kinder, so noch nicht recht laufen konnten, sprungen und hüpften vor Freuden, theils in der Hast des Laufens sich überschlagend. Nur kein Weibsbild war so fürwitzig, daß sie an dem Gestatt sich hätte blicken lassen, sondern waren alle zumahl in der Kirche ver-

sammelt, allwo sie auf ihren Knieen das allerheiligste Altarsakrament und den unter der Brodsgestalt gegenwärtigen Gott für uns baten und verehrten. Mitten im Fluß kamen uns zwey Schifflein entgegengefahren, gleich zweyen wohl armirten Fregatten und Galeeren, auf beiden Seiten mit Musqueten beladen, jedes mit seinem Tambour, Schallmeyer und Trompeter, jetzt blitzten die Musqueten, jetzt brummten die Trummeln. Unterdeß stritten die zwey Schifflein und das darinnen verborgene Volk wider einander, gaben Feuer aufeinander, und wollten diese nicht Feuer geben, so brenneten gleich andere an deren Stelle los. Andere schwungen sich in den Fluß, rungen miteinander, bald ober bald unter den Wellen, alles sehr lustig zu sehen. Endlich stießen sie zu unsern Schifflein, salutirten uns mit einem dreyfachen Feuer, und tummelten sich, um uns hiermit zu grüßen, dreymal in dem Creiß herum, und wandten sich auf unsere rechte und linke Seite."

„Am Gestade aber stund R. Pater Superior mit zwey Eskadronen Cavallerie und zwey Compagnien Infanterie, so alle nicht mehr auf wild-Westindisch mit Tiger-, Hirschen-, Schaaf- oder Kühhäuten bedecket, sondern in spanischer Kleidung überaus zierlich gekleidet waren. Ihre Waffen waren Säbel, Musqueten, Bogen und Pfeil, Schlingen und gebrannte Prügel. Sie scharmutzirten eine Weile mit einander, vier Fähndriche schwungen ihre Fahnen, vier Trompeter frischten das Volk an, die Cornett, Fagott und Schalmeyen bliesen Allarm, wir aber stiegen allgemach aus unsern grünen Hütten, grüßten und empfiengen einander, und giengen unter dem fröhlichen Glockengeläute, und unter vielen grünen Triumphbögen der Kirche zu, in Begleitung etlicher tausend getauften Indianer, so eine ganze Armee zu seyn schien. In der Kirche trafen wir die auf den Knieen für uns betenden Indianerinnen an: keine einzige sahe sich um, keine wandte ihre Augen, keine rührte sich! Alsdann fiengen die Musicanten das Lobet den Herrn alle Völker an, zur schuldigen Danksagung dem höchsten Gott, daß er sich abermals über diese armen Völker erbarmet, und ihnen so viele Seelsorger und neue Arbeiter, so weite und gefährliche Wege hergeschickt hatte."

„Nach vollendetem Laudate kam der Corregidor, that eine kurze Danksagungsrede an uns, und empfieng uns anstatt des ganzen Volkes. Dieses that auch eine Indianerinn, so die beredteste unter allen Weibern war, und wie der Pater Superior sagte, der die paraguaysche Sprache verstund, so soll sie eine überaus schöne Rede gethan haben, deren Inhalt etwa folgender: Gleichwie der Heilige Geist in feurigen Zungen über die heiligen Apostel zu kommen, und sie mit seinem hei-

ligen Feuer anzufüllen sich gewürdigt hat, welche mit demselben hernach die ganze Welt, damit sie vor Liebe Gottes brennen sollte, angezündet: auf eben diese Weis werden so viel feurige Zungen, als Patres Missionarii angelanget seyend, sich belieben lassen, diese armen amerikanischen Völker mit ihrem Feuer göttlicher Liebe, welches sie aus Europa sofern mitgebracht, anzustecken, damit sie im wahren Glauben unterwiesen werden, hiernächst aber in den vollen Brand der Liebe Gottes leben und sterben mögen. — Bei Pater Betschons Einzug ergingen sich die Christen in Vivatrufen auf die Jungfrau: Es lebe die Jungfrau von Oetingen, unsere Fürsprecherin! Weltbott 1, 7, 169, 62. — Auf diese Art ging der heutige Abend und folgende Tag in lauter Jubel und Freudenzeichen vorbey. Zu Nachts wohneten wir vier unterschiedlichen Tänzen bei, deren einer schöner war als der andere. Den ersten machten acht spanische Knaben, so mit Piquen überaus wohl spieleten; den andern tanzten zwei Fechtmeister; den dritten sechs Schiffer; und den letzten sechs kleine Büblein zu Pferde, es waren alle Indianer, doch spanisch gekleidet. Darauf fieng ein Scharmützel zu Pferde an, und weil es Nacht war, hier aber kein Wachs noch Oel zu finden ist, selbige zu erleuchten, so nahmen sie große lange Ochsenhörner, fülleten sie mit Fett und Unschlitt, und zündeten sie an, dieses leuchtete so gut als Fackeln, daß die finstere Nacht gleichsam in den Tag veränderte, die Tänzer erleuchtete und die Reuterey sichtbar machte."

„Den dritten Junii, am Feste der heiligen Pfingsten, lasen alle Patres das erste Mal in einer indianischen Kirchen Messe, dankten dem höchsten Gott, seiner werthen jungfräulichen Mutter, allen Engeln und armen Seelen im Fegefeuer, wegen aller empfangenen Gutthaten und Errettung aus allen zu Wasser und Lande ausgestandenen Gefahren." Vorstehender Bericht Sepps ist ergänzt nach Weltbott 1, Teil 2, Brief 47, einer unzweifelhaft ersten Relation des Reisebriefes aus Yapeyu. Weltbott 1, Teil 7, 169, 62 f. —

„Gleichwie nach Empfang des heiligen Geistes die Jünger des Herrn gleich in alle Welt ausgingen, das Evangelium zu predigen: also sandte der Pater Superior die neuen Missionarien von hier aus einen jeden an seinen Ort und Völkerschaft: Mich ließ er an dem ersten Ort Yapeyu," Sepp 2, 27, — und des Pfarrherrn streng geregelt Thun begann mit diesem Tage, so hatte es der General bestimmt durch den Mund Lupercios, seines Provinzials. Genau war die Zeit eingetheilt und die Arbeit geschieden für den ganzen Tag. Nach dem Frühgottesdienste, so lautete damals die Order, stellten sich die Häupter der

Gemeinde den Patres, um Befehle zu empfangen über Bestell- und Erntearbeit, „quo iter suscipiendum, cui rei invigilandum, utrum piscatio, venatio, vel carnificina instituenda“ u. s. w. Es war sicherlich höchste Zeit, daß damals eine wenn auch noch nicht präcise durchzuführende Regelung erfolgte, sollte nicht unter der unendlich sich überstürzenden, ungeregelten, aufreibenden Thätigkeit der einzelne Arbeiter zu Grunde gehen mit denen, die er leitete, mit den so schnell gesammelten und kaum beeinflußten, riesigen Gemeinden! Denn von vornherein wie für die Folgezeit war der Missionar alles in einem und eines in allem, Herr und Herrscher, Gesetzgeber und Richter, Priester und Schulmeister, Arzt und Handwerksmeister; alle Beziehungen des inneren und äußeren vielgestaltigen Lebens hatten in seiner Person einzig ihren Anfangs- und Ausgangspunkt, alle geistliche und weltliche Gewalt war von Beginn seiner Thätigkeit in ihm allein konzentriert. Fremder Lehrer und Handwerker bedurfte er nicht, denn es ging wider die Grundsätze der Gesellschaft, und unter den bedeutenden Missionaren der ersten Zeit war gewiß kein einziger, der nicht mehrere Wissenschaften, Künste und Gewerbe verstand! Wir gedachten im ersten Teile hin und wieder der furchtbaren Mühsal, welche die Bauthätigkeit schuf und die Gewöhnung des Volkes an rationelle Bearbeitung des Bodens, Handwerk und alles das, was halbwegs christliches Leben erforderte, dazu der furchtbaren Leiden und des Mangels an Speise, Brot, Wein, der niederdrückenden Einsamkeit: „nam cum barbarissimis hominibus conversari tormentum potius quam solatium est!“ Und wie ein Ton gar herber Klage klingt es zu uns herüber aus dem Weltbott: „Alles, was von diesen Wilden die europäischen Geschichtsbücher Barbarisches und Unmenschliches schreiben, ist der mindeste Theil dessen, was in der Sach selbst ist, es lesset sich die wilde Dum- Grob- und Grausamkeit dieser Heiden mit keiner Feder genugsam ausdrücken. Und aus diesen Halbmenschen und Waldteuffeln Menschen und gar Christen machen, was Mühe wird es den neuen Missionarien nicht kosten.“ Weltbott 3, Teil 17, 391, 110; 5, Teil 27, 565, 84; 1, Theil 2, 47, 57; 1, Teil 4, 90, 47. Sepp 2, 14 ff. Messis paraq. 114. Hazart 2, 331 f. Techo 162, 289, 300 und öfter, 359. S. unten Sepps Brief. Wittmann, Herrlichkeit 1, 49 f. Charlev. 1, 242.

Nachdem die Hochfluten der Gründungsjahre verlaufen waren, ward auch das Leben ein anderes, wenigstens stetigeres; immerhin diente die erst gegebene Anweisung als Grundregel, welche nach Bedarf erweitert das ganze Thun in bestimmte Formen goß. Der fast unerschöpfliche

Brief des Pater Sepp möge nun auch hier uns einführen in der Arbeit vielgestaltige Art, in Kolleg und Kirche, uns begleiten durch Fabriken und Gassen, auf Friedhof und Feld, in die Häuser der Christen: „Eine Reduction zehlet drey, vier, fünf, sechs und noch mehr tausend Seelen. Alle diese (verstehe so tauglich), beichten im Jahre aufs allermindeste viermal. Die Congregationen noch öfter. Alle diese muß der Pater Beicht hören, und absolviren, communiciren, die Kinder, so fast täglich geboren werden, taufen, denen Sterbenden das heilige Sakrament der letzten Oelung mittheilen, ihnen im Sterbestündlein beistehen, zusprechen, die Commendationem Animae beten, hernach den Toten begraben, welches fast auch täglich geschieht. Der Pater muß die, so sich zum heiligen Sacramente der Ehe begeben wollen, zusammengeben, alle Tage denen Jungen die christliche Lehr expliciren, den Rosenkranz denen Alten täglich vorbeten, alsdann unsrer L. F. Litanei, das Salve und Actum contritionis, Reu und Leid zu Abend erwecken, und ebenermaßen ihnen alles vorsprechen, wie denen jungen Kindern, denn die Alten sind so vergeßlich und schwachen Gedächtnisses, daß sie von sich selbsten kaum das heilige Creutzzeichen machen können. Alle Sonntage und alle Feyertage muß er ihnen predigen, das hohe Amt singen, in der Fasten dreymal in der Wochen eine Historien erzehlen, die Creutzgänge halten, die Prozessionen anstellen, und was dergleichen mehr zu einem Seelsorger gehörig, welches alles wenig, wenn es nur bei diesem sein Verbleiben hätte, wie es in Europa fast bey allen Seelsorgern hat. Aber hier muß der Pater auch der Meßner sein; an einem Feste den Altar selber zieren, die Leuchter selber stellen, (denn auch dieses können diese armen Tröpflein nicht, sie stelleten einen Leuchter oben, den andren darunter,) das Kripplein an Weihnachten, das heilige Grab zu Ostern muß er selbsten aufmachen. Der Pater ist Formenschneider der heiligen Gewänder und Gebrauchsgegenstände und alles dessen, so zur Kirche gehöret, sogar ist vonnöthen, daß die Sacristani alle Tage nach der heil. Meß die Opferkännlein dem Pater weisen, ob sie geputzt oder nicht, sonsten würden sie mit solchem Unflath auf den Altar kommen, daß es einem grauete. Aus welchem unaussprechlichen Fleiß des Paters hingegen erfolget, daß die Kirchen und Kirchensachen so sauber sind als ob heilige Closterfrauen alles dieses versorgten, säuberten und täglich wüschen und putzten."

„Dieses sey nur obenhin gesagt von der Arbeit des Seelsorgers, das Geistliche betreffend. Jetzt lasset uns ein wenig zur Haushaltung und Vorrath der zeitlichen Güter, nicht seine Person, sondern die In-

dianer betreffend, kommen: Mit wenig Worten will ich Alles sagen, nämlich mit dem heiligen Paulo, der Pater muß Allen Alles sein: Koch, Einkauffer, Schaffner, Ausspender, Leib=Arzt, Krankenwerter, Baumeister, Gärtner, Weber, Schmied, Mahler, Müller, Beck, Chormeister, Schreiner, Tischler, Hafner, Ziegelbrenner, Zimmermeister; vgl. Hazart 2, 331. Er muß sein eigener Koch sein, wenn er anders essen will, denn durch die einfältigen Indianer würde er nimmermehr etwas zu essen bekommen. Als Koch muß ich dem Unterkoch täglich zeigen und vorlegen, wieviel Salz er in jede Speiß werfen solle: sonst wenn ich ihm Alles behändigte, würde er alles auf einmal in eine Speiß versieden. Sogar mein weniges Küchengeschirr muß ich täglich visitiren, sonst würde es in kurzem unbrauchbar. Und wer wirds glauben, daß ein Missionarius auch auf dieses acht haben müsse? ich hätte es nicht geglaubt, greife es aber mit meinen Händen." — „Die Kranken betreffend muß auch der Pater Medicus und Apotheker sein. Der Pater muß dem Patienten den Puls greifen, und oftmalen selbsten die Adern lassen, und das Vomitiv geben. Ist eine andere Medizin von Nöthen, muß er das Pülverlein und Tränklein nicht nur machen, sondern auch selbst eingeben. Täglich muß man zwanzig, dreyßig und mehr Bettlägrige und Alte heimsuchen, ihnen die heiligen Sakramente administriren, dem Sterbenden beystehen, den Hausvater oder Hausmutter trösten."

„Alle Samstage haben wir ein gesungenes hohes Amt von unserer lieben Frauen und Litaney. Alle Sonntage Hochamt und Predigt: so pflegen mir meine Musikanten alle Tage unter der heiligen Messe zu musiciren, so sie, Gott sey gedankt, nun mehr nicht gar übel machen. Man wird mich fragen, wenn sie soviel Aemter, Litaneyen, Vespern und Messen halten, wer componiert ihnen denn die Psalmen, Litaneyen, Hymnos, Offertoria, wer die Messen und soviel Motetten? und wer hat diese Indianer singen gelehrt? wer die Orgel schlagen, wer die Cornet blasen und Schallmeyen, Fagott u. s. w. Reverendi Patres, wer hat diesen armen Verlassenen das christliche Leben gelehret, wer das heilige Vater Unser beten, wer dieses obschon tumme, doch zum Nachaffen sehr geschickte Volk Brot bachen, Kleider machen, Racken, mahlen, Glockengießen, Orgeln, Cornett, Schallmeyen, Trompeten, Harpfen, und was noch mehr, wer hat sie gelehret, rechte Schlaguhren samt den viertel und ganzen Stunden zu machen, dieser hat sie auch die Musik und alle anderen Künste und Handwerke gelehrt, nemlich die ersten Patres Missionarii, unsere heiligen Voreltern; vgl. lettr. édif. XIII, 249.

Was michs kostet die Indianer in unserer europäischen Musik zu instruiren, ist dem lieben Gott allein bekannt. Alle Misionarii, über hundert Meilen weit, schicken mir ihre Musikanten, daß ich sie in dieser Kunst unterweise. Dieses Jahr habe ich schon instruiert und gleichsam zu soviel Meistern gemacht, 6 Trompeter. O wie schwer kommt mich dieses an. Schallmeyer 30, Cornetisten 18, Fagotisten 10, habe ich dieses Jahr soweit gebracht, daß sie alle meine Compositionen blasen und singen können. Diskantisten habe ich schon über 50 unterwiesen, so nicht üble Stimmen, in meiner Reduktion habe ich acht indianischer Büblein. Alle Patres Missionarii sind voll der Freude. In was für Ehr mich die Indianer halten, wie sie mich lieben, will die geistliche Geschämigkeit der Federn zu schreiben nicht Erlaubniß geben. Bin alles höchst unwürdig, der größeste Sünder, unnützeste Knecht aller Diener in Christo."

Die Inspektion der Fabriken verschiedenster Art, die Beaufsichtigung der Arbeit, das Vorlegen der Muster, die Kontrolle der Feldarbeit, die Fleischverteilung und die Verteilung sonstiger Rationen, das Magazinwesen und die Verwaltung, die Strafrechtspflege und Bauthätigkeit im allgemeinen, sowie Heraussetzung einer filia im besonderen, vergl. Sepp 2, 14 ff., — alle diese Dinge, die ein Pater zum Besten seines Volkes von Tag zu Tage vornimmt, machen ihm sein Leben sehr mühsam, sodaß seine Stunden vom Morgen bis in die Nacht auf das genaueste eingeteilet sind: „Es wird nicht unangenehm sein, wenn ich erzähle, wie ich meine täglichen Verrichtungen von Stunde zu Stunde abgetheilet habe. Des Morgens, eine Stunde vor Anbruch des Tages, — denn vor der Sonne heraus und mit den Hühnern zu Bett, war Regel der Väter, — wecket mich mein Indianerbüblein auf: Er aber wird von dem Sakristan, und dieser vom krähenden Hahn, aufgewecket: zündet in meinem Zimmer das Licht an; denn Ampeln haben wir hier nicht, aus Mangel des Oels. Nachdem ich mich bekleidet und gewaschen, gehe ich in die Kirche, grüsse das hochwürdige Gut, und fange dann eine stündige Meditation knieend an. Nach dieser beichte ich, wenn unser zwey Patres sind, alsdann läutet man mit der großen Glocke das Ave Maria, und sobald die Sonne aufgegangen, zur heiligen Meß, nach dieser bete ich meinen Receß eine viertel Stunde, alsdann gehe ich in den Beichtstuhl, welches täglich geschiehet. Darauf folget die christliche Lehr zu den kleinen Kindern: Nach dieser besuche ich die Kranken, wenn es vonnöthen, höre sie die Beichte, gebe ihnen das hochwürdige Gut und letzte Oelung, spreche die Commendationem Animae, stehe

ihnen bei und helfe ihnen zu einem seligen Tod. Erlaubet es die Zeit, so stehe ich ihnen auch bei mit einer Haußmedizin. Dieses Krankenbesuchen geschieht täglich zweymal, weil unter so vielen fast allezeit einer oder der andere zu sterben pflegt, dannenhero auch fast täglich einige Tote zu begraben sind."

„Nach Besuchung der Kranken visitiere ich unsere Schulen: Erstlich gehe ich in die Schule der kleinen Büblein, so lesen und schreiben lernen: die Mägdlein anstatt dessen, lernen spinnen, stricken, nähen u. s. w. Ich gebe ihnen die Lection und examiniere selbige: darauf gehe ich zu den Musikanten, höre ihren Gesang, jetzt die Diskantisten, deren ich achte, Altisten, deren ich sechs: Tenoristen ohne Zahl: Bassisten aber sechs habe. Nachdem blasen die vier Trompeter, acht Schallmeyer und vier Cornettisten auch ihre Lection. Darauf instruire ich die Harpisten, deren sechs, Organisten, deren vier: Tiorbisten deren einer ist. Einen andern Tag nehme ich die Tänzer zur Hand, und lehre sie einige Tänze, wie wir in denen Comödien zu haben pflegen. Nachdem ich nun alle diese, samt denen Musikanten instruiert habe, visitiere ich die andern Werkstätten, als die Brenn- und Ziegelofen; die Mühl und Brodbank; die Schmidten, Schreinerey und Zimmerleute, sehe, was die Bildhauer schnitzen, die Mahler mahlen, die Weber wirken, die Drechsler drehen, die Stricker stricken. Die Metzger schlachten täglich fünfzehn bis zwanzig Kühe."

„Wenn mir Zeit übrig ist, gehe ich in den Garten, und sehe, ob die Gärtner säen, pflanzen, gäten, wässern, grasen, lege auch selbst Hand mit an. Um halb zehn Uhr bringt man die Schüsseln, darinnen denen Kranken eine warme Milch und gutes Stück Fleisch, samt einem weißen Brot täglich in ihre Hütten getragen wird. Um halb eilf Uhr läutet das Büblein zu dem Examen, Erforschung des Gewissens, so eine viertel Stunde währet, worauf ich mich in meinem Zimmer einschließe, meine Sünden und Nachlässigkeiten zu erforschen, alsdann gehe ich zu Tische."

„Der beste aus den Discantisten lieset mir über Tische ein Capitel aus der heiligen Schrift lateinisch, alsdann aus der Legende der Heiligen spanisch, ein anderes Büblein zu Ende das Matyrologium, oder den Calender der Heiligen, so auf jeden Tag fallen. Sechs andere Büblein, so stets bei mir im Hauße wohnen, dienen zum Tische, einer träget auf, der andere ab, einer holet das Wasser aus dem Fluß: andere putzen das Licht: dieser träget das Brod auf: jener bringet Früchte aus dem Garten. Nach meinem Tische essen diese Kinder, denen ich allezeit ein gutes weißes Stück Brod gebe, so ihnen über

Alles ist, oftmals ein wenig Honig und Fleisch genug. Bißweilen, wenn das Fest groß ist: als an Weyhnachten, giebt ihnen das Christkindlein Küchlein oder Pasteten, darüber ihnen das Herz lacht, und gleich nach dem Essen kommen sie mit ihrem gewöhnlichen Dankspruche: Gott vergelte es dir, mein Vater. Wenn zwey Patres in einer Völkerschaft sind, so halten wir nach dem Essen eine Stunde Recreation oder Gespräch mit einander."

„Um halb ein Uhr beten wir in der Kirche aller Heiligen Litaney mit obgemeldeten Kindern. Alsdann bis um zwey Uhr habe ich Zeit etwas für mich zu arbeiten, mache aus Leim allerhand Alten oetinger Bildlein, Pfennige, item von Seide Reliquarien. Einen andern Tag componiere ich etwas in der Musik, und lerne täglich etwas Mehreres in der indianischen Sprache. Um zwey Uhr giebt man ein Zeichen mit der großen Glocke zur Arbeit, darauf gehet dann wiederum das Visitieren der Werkstätten an. Sodann gehe ich abermals zu denen Kranken; um vier Uhr halte ich Kinderlehr, bete mit dem Volk den Rosenkranz, darauf die Litaney, und rufe mit ihnen überlaut Reue und Leid über unsre Sünde. Nach diesem begrabe ich die Toten, so fast täglich geschiehet. Alsdann bete ich meine piesterlichen Tagzeiten, des andern Tages Matutinum und Laudes. Um sieben Uhr esse ich zu Nachts, hierauf folget die stündige Recreation. Darauf das geistliche Lesen, Examen, Zubereitung der morgenden Meditationen und endlich die nächtliche Ruhe, welche sehr oft unterbrochen wird, wegen der vielfältigen Kranken, denen man zu Nachts die heiligen Sacramente reichen muß!

„Alle Sonn- und Feyertage ist eine Predigt und Hochamt: an hohen Festtagen Primae Vesperes; an Sonntägen drey Uhr nachmitags taufe ich die Kinder. An denen Montägen geben wir die Hochzeiter zusammen, und eben heute, da ich dieses schreibe, habe ich acht Paare verehelicht. Den ersten Tag jedes Monats geben wir die Monatheiligen aus, und halten für die verstorbenen Indianer die heiligen Gottesdienste. Die österliche Zeit fanget hier schon mit den Fasten an, und währet bis nach Corporis Christi, wegen der unaussprechlichen Zahl der Poenitenten und Mangel der Beichtväter." —

Welch eine Unsumme von Arbeit! Man traut seinen Augen nicht, und eben um des schier Unglaublichen und Ungeheuerlichen willen gaben wir uns die Mühe, die Ausführungen des Pater in extenso hierher zu setzen! Allein nicht genug dessen! Nebenher unterweist unser Sepp in höchsteigener Person fremde Musicanten, Davidsharfen und Clavicordia aus Cedernholz machen, auch Schallmeyen, Fagott und Flauten

bohren, neben dem eigentlichen Musikunterrichte, und über das Alles entsteht in ihm der herzliche Wunsch, in der Kirche eine Orgel zu haben, — und er baut sie in der That mit seinen Händen, bringt Pedal und verschiedene Register an, und hat die Genugthuung trefflichen Gelingens. —

Anders gestaltete sich das Leben, wenn Notstände, eine Seuche vor allem, das Missionsgebiet und die Reduktionen durchzogen. Und wie oft geschah das! Schon im Verlaufe der Missionsgeschichte sahen wir, wie in solchen Tagen die Väter fast oder thatsächlich zusammenbrachen unter der auf sie einstürmenden Last. Auch Pater Sepp kostete die Mühsal solcher Tage; mit Hülfe der Schmiede und anderer Arbeiter ließ er Tausende zur Ader, baute Baracken aus seinen Ziegelstädeln, kochte, buk und bereitete wunderbare Tränklein und Pülverlein mit kundiger Hand, — nicht zu gedenken der geistlichen Versorgung mancherlei Art, welche das Seelenheil der Kranken, Sterbenden und Genesenden zwiefach erforderte in solchen Tagen, sowie der Ansprüche, welche die Bestattung der Verschiedenen heischte, Sepp, 1, 28 ff., 2, 1 ff., vgl. Weltbott 1, Teil 2, 47, 53 ff., Bougainville 100, Messis paraq. 114, Bach 25 f., Burriel 19 ff. —

Zurückschauend auf diese Unsumme von Thätigkeit meint derselbe Pater Sepp im Weltbott, die Arbeit sei eine so große infolge der Seelenzahl und Eigenartigkeit des Menschenmaterials, daß „acht Missionare genug sich damit beschäfftigen könnten.“ Wahrlich der Mann hat recht, wenn je so mit dieser Behauptung! Und dazu bedenke man, daß es noch bei weitem nicht alles war, was dem Pater und seinem Gefährten zu thun oblag; welche Anforderungen außerdem noch an seine Kräfte gestellt wurden, werden die folgenden Kapitel völlig zu erweisen erst imstande sein. Aber es ist uns einfach unfaßlich, wie ein Mann, oder zwei imstande waren, selbst diese herkulische Arbeit zu bewältigen, ob dieselbe streng geschieden war oder nicht, gilt dabei gleich, wie sie den Kopf nicht verloren und den Mut nicht sinken ließen! Wir wissen wohl, daß Schulung und strenge Selbstzucht imstande sind, viel durchzusetzen, und wo der Wille ist, da ist ein Weg, — allein gesetzt den Fall, daß alles pünktlich und gut von statten ging, daß der Visitator nicht Grund zum Tadel fand, so bewegt uns eine andere Frage um so mehr und tiefer, die Frage nämlich, welche von durchschlagender, maßgebender Bedeutung: Blieben diese Männer bei dieser Thätigkeit Missionare, blieben sie Pfarrer und Hirten ihrer Gemeinden, zu denen sie gesetzt waren? Wir möchten

die Antwort noch eine Weile ausstehen lassen, denn einerseits wird das Folgende in mancher Beziehung die reiche Fülle des hier Gebotenen noch ergänzen und die Antwort, wenn es noch nötig sein sollte, erleichtern, andererseits beabsichtigen wir, unter der Marke: Missionsstab! weiter unten ausführlicher über die Väter zu sprechen. Dieselben treten uns nämlich unter verschiedenstem Gesichtswinkel entgegen, sie sind andere als Missionare, andere als Erzieher der Gesammelten und vollends andere als erbgesessene Leiter der Gemeinwesen. Je nach ihrer Stellung wird sich das Urteil anders gestalten, eine abschließende Beurteilung wird also erst am Ende sich geben lassen.

So reich Pater Sepp uns bedacht hat, willens, seinen Ordensbrüdern im fernen Heimatlande, Tirol an der Etsch, einen Einblick zu verschaffen in die dornenvolle Laufbahn eines Missionarii in dem „gelobten Lande Paraquaria", manche Seiten des Lebens bleiben trotzdem unberührt, darum tragen wir zuvörderst nach und ergänzen und vervollkommnen mit andern Farben das nicht lückenlose Bild. Ein immerhin heiteres und reines Gemälde ist es, das er entwarf, und lichte Farben, in denen er malte, die Farben, welche jetzt aufzutragen glaubwürdige Männer uns nötigen, sind düstern Kolorits und verschönern keineswegs das Konterfei des Lebens der Väter.

Unzweifelhaft geht aus Sepps Berichte hervor, daß der leitende Ordensmann sich mit allem befaßte, was das tägliche Leben mit sich brachte, mochte es geistlich oder weltlich sein, daß er infolgedessen oft auf den Straßen und Gassen, in den Werkstätten und Häusern, und zwar täglich von den Indianern gesehen werden konnte und gesehen wurde. Dem widersprechen andere Angaben entschieden. Der Rektor habe sich fast stets in seinem Zimmer aufgehalten, welches auf die oben beschriebene Art ausgestattet war, weiß Bach zu berichten; gehe er aber aus, so erscheine er stets in vollem Ornate der Jesuiten, einer halb weltlichen, halb geistlichen Tracht, dabei werde ihm das Kreuz, wie einem Erzbischofe, vorgetragen, über seinem Haupte ein großer, prächtiger Schirm von Seide gehalten, und Meßknaben umgäben ihn, mit ihren roten und weißen Gewändern geschmückt. Der Ayudante dagegen sei öfter sichtbar gewesen, denn ihm habe die eigentliche Leitung des Dorfes obgelegen. Stets nett, reinlich und reich gekleidet, mit seiner Priestermütze auf dem Haupte und in der einen Hand das Kreuz, in der andern aber eine kurze Peitsche haltend, sei sein Auftreten ein befehlshaberisches gewesen, da die Zeit der Widerspenstigkeit zu Ende und die der Lämmersanftmut angefangen habe. Dasselbe spricht Moussy

aus; im allgemeinen sei ihr Leben ein zurückgezogenes, nur bei großen Gelegenheiten hervortretendes gewesen, beim Erscheinen in der Kirche aber habe sie ein zahlreicher Zug prächtig gekleideter Helfer und Chorkinder umgeben; so wenig ein Weib je das Kolleg betreten, ebenso habe ein Hausbesuch seitens der Väter nicht stattgefunden, selbst die Kranken seien in ein Haus in der Nähe des Kollegs gebracht, woselbst sie Pflege und Besuch empfangen hätten. Würdiger Ernst und vorwurfsfreies Verhalten habe ihnen den absoluten Respekt und Gehorsam der Christen trotzdem gesichert. Bougainville endlich läßt des Pfarrers öffentliches Erscheinen zu Pferde unter großer Begleitung geschehen. Bach 37 f., Moussy 3, 664, Azara 2, 250, Bougainville 100, vgl. Bret 2, 480. Wir müssen vorstehende Angaben über die Arbeitsteilung, über den eingeschränkten Verkehr mit den Christen und das Auftreten der Väter auf sich beruhen lassen, da wir es weiter zu belegen nicht imstande sind, es sei denn, daß wir hier jene Notiz Eskandons verwerten wollten, welcher zufolge der Missionar wenigstens bei den Krankenberichten, sowie auch bei den seelsorgerlichen Besuchen mit dem Kreuze in der Hand aufgetreten sei, in leicht erkenntlicher Absicht, Burriel 36. Nach anderweitigen Zeugnissen war auch die Kleidung der Patres im allgemeinen einfach, bestand aus baumwollenem, schwarzgefärbtem Tuche; hatte der Pfarrer bisweilen einen Überrock oder Mantel aus spanischem Tuche, so erbte ein solch Kleidungsstück von einem auf den andern fort und hielt lange Zeit vor. Sammlung 3, 239, Bret 2, 479, 395. Im übrigen meinen wir, Sepp behalte recht, wie das weiter unten klar zutage treten wird. Allein eins bleibt gegen Sepp und seine ganze, derb gemütliche Art der Darstellung bestehen, wovon die ersten Anklänge soeben sich gezeigt haben, die mehr als fragwürdige und über das Maß des Erlaubten, des christlich Sittlichen, weithinaus gehende Stellung der Väter zu den Christen, die Art der Ehrenbezeugung, welche diese ihnen zu leisten hatten, denn diese läßt sich aus jesuitischen Nachrichten erweisen.

„Es haben zwar unsere Indianer ihren eigenen Fürsten,“ schreibt Pater Franz Xaver Zephyris, „der sich wegen angebohrener Unwissenheit von dem Missionar durch geringe Geschenck nicht allein gewinnen, sondern auch zu aller Lieblichkeit lencken und regieren läßt. Die übrigen kleinen Obrigkeiten werden von dem Priester allein, so vorhero der Gemeinde Gutachten höret, ein- und abgesetzt. Mir kommt vor, als stutzten Ew. Ehrwürden hier ob der so ungeschränkten Macht eines Missionars, aber ich sage ihnen noch mehr. Ein jeder Missionar wird von

8*

dem Indianer ehrenhalber Diospac Randi = Statthalter Gottes genennet; bei Begegnung wird der Indianer züchtig seine Hände vor seiner Brust übereinander verschränken, das Haupt tief vor sich neigen und andächtig sprechen: laudetur sanctissimum altaris Sacramentum! Hierüber traget er ihm mit Forcht und Demuth sein Anliegen vor. Wenn ein Missionar bei einer Christenheit ankommt, werden ihm die Glocken geläutet, alle Indianer und Indianerinnen küssen ihm die Hände; solche Ehrerbietigkeit wird bei seiner Abreiß wiederholet," Weltbott 3, Teil 17, 389, 105 f. Zwar ist dieses charakteristische Citat aus der Marannon-Mission entnommen, allein wenn diese Ungeheuerlichkeit dort möglich war, wie viel mehr werden die Väter in dem Musterstaate Paraguay zum mindesten Ähnliches verlangt haben! In der That, zum Erweise dieser naheliegenden Schlußfolgerung schreibt Pater Strobel, seinen Ordensgenossen noch überbietend, über diesen Punkt aus Buenos Ayres: „Im Gegentheil ist kaum zu beschreiben, wie züchtig, fromm und auferbaulich die Indianischen Christen sich aufführen. Es ist derenselben ein ziemlicher Hauffen hier angelanget, die Unschuld, Gottesforcht und Heiligkeit schimmert dermaßen känntlich aus dem Angesicht, daß, wer sie nur anschauet, nothwendig erbauet und mit überschwemmlichen Troste muß angefüllet werden . . . Sie bedecken ihre Hände mit vorbedachtem Skapulier, absonderlich dazumalen, wenn sie vermög ihres Gebrauchs uns die Händ küssen, massen ihnen die tiefeingewurzelte Ehrerbietigkeit und das hierauf gegründete **Gewissen** verbiethet, die blosse Hand eines Priesters zu berühren. Ihr Angesicht verrathet ihre so redliche als heilige Einfalt," Weltbott 4, Teil 23 u. 24, 510, 129 f. vgl. Charlev. 1, 209 f., Bret 2, 481, Messis 115. Wir bewundern wirklich den Mut, um nicht zu sagen die Unverfrorenheit, welchen die Väter besaßen, solches, — uns fehlt der Ausdruck zur Bezeichnung dessen, der Mit- und Nachwelt zu offenbaren. Ihre Stellungnahme zur Gesamtheit des Volkes wird uns später den Schlüssel geben und noch ganz anderes ans Tageslicht bringen.

Ähnlich gestaltete sich der übrige Verkehr, sonderlich im Hause der Väter. Denn „es sind keine Pfarrer in der Christenheit, welche eine so große Bequemlichkeit und bessere Bedienung genießen als wie diese von den Doctrinen. Denn gleich wie sie die Indianer fest überzeugt haben, daß der Provinzial der oberste Herr in den Missionen sei, und daß die Pfarrer ihre einzigen Herren und Obrigkeit sind, so legen es diese Patres auch bei der Regierung . . . . genugsam an den Tag . . .

Hieraus folget also, daß Alles, was die Patres nur gedenken, das suchen die Indianer mit einem blinden Gehorsam zu vollziehen, und thun es ebenfalls in solchen Dingen, welche zu der besondern Aufwartung, Ergötzlichkeit und Wohlgefallen des Pfarrers dienen, daher auch die angesehensten Mitglieder der Collegien in den drei Provinzen zur Ruhe und zur menschlichen Glückseligkeit eine von den besagten Doctrinen zu erhalten wünschen; und dieses ist so gewiß und offenbar, daß sie es frei und ohne Verstellung sagen und es die Jesuiten selbst bekennen," Sammlung 3, 291 f. „Sonst schätzen es die Indianer für die größte Ehre, wenn sie den Missionarien aufwarten dörffen. Die Fürsten selbst glauben, sie können ihre Söhne nicht besser anbringen, als wenn sie dieselben unter die Zahl der sechs Knaben stecken, die uns immerfür zu Hauß bedienen. Was noch mehr ist, offgenannte Fürsten samt andern nachgesetzten Gewalthabern warten uns an gewissen Festtägen in eigner Persohn bey dem Tische auff, sofft nämlich ein vornehmer Indianer uns ein in seiner Behausung zugerichtetes Mittagsessen in den Pfarrhof überbringt, wobey jetzt folgende Ordnung gehalten wird." Mit Gesang und Tanz und prozessionalem Aufzug wird die Speise über den großen Platz in den Pfarrhof gebracht. „Bei dem Tisch sitzt der Missionar gantz allein, welchem die Fürsten und weltlichen Häupter stehend aufwarten, da indessen andere Indianer bey dem Trommelschlag und Pfeiffenschall in dem Hof singen und tanzen," Weltbott 3, Teil 17, 389, 106, Bret 2, 479 f. Sechs Kirchenknaben stehen stets zur Verfügung des Pfarrers, der „Selbstherr" ist, sie haben ihn zu bedienen, ihm aufzuwarten und sättigen sich von den Brosamen, die von seinem Tische fallen, und wie man sonst zu ihnen sich stellte, werden Ausführungen, welche wir Ibañez verdanken, zu lehren haben, Charlev. 1, 237.

Verweilen wir noch einen Augenblick im Väterhause; es ist uns, als hörten wir die Stimme eines alten Propheten, der von Reigen, Pfeifen, Wein und Wohlleben redet an Stätten und über Menschen, denen höhere Pflichten oblagen, als befänden wir uns in den weiten Hallen jenes Mannes, welcher alle Tage herrlich lebte und in Freuden! Es ist wahrlich keine Übertreibung; denn welch einen Einblick läßt uns Ibañez thun, in das Treiben dieser Männer dort, wenn er sich also äußert: „Mein Zeuge sei der Provinzial Blasius de Sylva, der 1702 den Vätern der Mission die ausschweifende Niedlichkeit, Ueberfluß und Pracht ihrer Tische beschreibt und sagt (Tom. 1 pag. 211): „„Am ernstlichsten aber schärfe ich in dieser Sache ein, daß man das, was in einigen

Völkerschaften geschehen, gänzlich meide, da man neben der Niedlichkeit der Speisen auch noch das Geräusch von Canonen, das Getöse der Trommel und den Schall der Trompeten hörte. Alles dieses, geliebteste Väter, erfordert eine Einschränkung. Denn auch die Herren Statthalter bedienen sich nur der Trompeten bei ihren Tafeln, und da dieses ein eigenes Privilegium des Statthalters ist, so wird man uns, wenn es auch andere nachmachen, allzusehr deswegen ansehen, und mit gutem Grund uns verachten. Damit aber auch das Gehör etwas zu seinem Vergnügen habe, so wird es genug sein, wenn zur Essenszeit die Musikanten eine Arie oder Cantate singen, oder auf ihren Instrumenten spielen und Töne von Flöten einmischen, welches eine vergnügende Mannigfaltigkeit macht und ergötzt, ohne so vieles Geräusch zu verursachen."" In Wahrheit, wenn wir auch diese Reformation nach ihrem wahren Wortlaut erwägen, so ist ein Tisch, wo die Mannigfaltigkeit das Gesicht, die Niedlichkeit den Geschmack und das Gefühl, und die Ingredientien den Geruch ergötzen, und wo, damit auch das Gehör etwas zu seiner Vergnügung habe, es gut ist, wenn die Musikanten eine Arie oder Cantate singen u. s. w. welches eine vergnügende Mannigfaltigkeit macht und ergötzt, ohne so beschwerlich zu sein, wie das Geräusch der Trommeln und Canonen ist, so ist, sage ich, dieses ein solcher Tisch, in dessen Betracht sich der Provinzial Sylva auf eine feine Art lustig macht und die Erfüllung desjenigen entwickelt, was der Provinzial Barreda zu unserm Könige sagte. Er gab ihm damals auf eine übertriebene Weise die notorische und mehr als religiöse Armuth dieser Missionen zu erkennen, er schilderte die Missionare als solche, die ihr Leben aufopfern, ihr Blut unter den Händen der Barbaren vergießen und davon keinen andern Vortheil als das Wohl solcher Seelen haben, welche sie gern, wenn es möglich wäre, von der elenden Last dieser körperlichen Hülle los machen wollten; er beschreibt sie als andächtige Leute, welche von der Welt abgeschieden leben, als Einsiedler in jenen Wüsten und als Märtyrer unaussprechliche Marter ausstehen, und sich allein um Gottes willen mit diesen ihren Söhnen soviel Mühe geben"!! „Die Väter waren Epikureer," fügt Bach zustimmend bei, „und hielten auf einen guten Tisch und edle Weine." Bret 2, 440 ff., 471, 462, 464, 479. Bach 54. Vgl. Sepp 2, 9. Charl. 1, 237. Bret 2, 465 ff.

Wie aber ist nur denkbar und möglich, bei dieser Stellungnahme der Väter zu ihren Christen, einer Stellungnahme, welche das folgende in steigendem Maße als eine unwürdige, total unwürdige und un-

christliche nach beiden Seiten hin, charakterisieren wird, wie ist es nur möglich auszurufen: „On prendrait chaque peuplade pour une nombreuse famille, ou pour une Communauté religieuse bien reglée", wie das der fahrende Kapuziner thut am Ende seines glänzenden Panegyrikus auf das jesuitische Wesen in Paraguay, oder mit Charlevoix die Väter samt ihren 6 Knaben mit dem Ehrennamen „einer kleinen Gemeinde" zu belegen? Lettr. édif. XIII, 268, Charlevoix 1, 237.

Es bleibt indes noch eine Seite, die dunkelste von allen, zu beleuchten übrig. Nur widerwillig gingen wir an diese Erörterung, aber ganz bestimmt tritt die Anklage auf, so daß wir sie zu umgehen nicht imstande waren. Es ist die Stellung der Väter zum sechsten Gebot. Ibañez ist es, welcher auf diesen Punkt teils mit eigenen Worten, teils mit Citaten und Verfügungen der Oberen verweist. Um möglichst objektiv zu verfahren, setzen wir seine eigenen Ausführungen hierher. Er schreibt also: „Das fünfte Mittel (das Staatswesen in Paraguay zu erhalten) war die Herablassung und Verstellung, die man gebrauchte, die Unordnungen nicht zu bestrafen, welche eine Folge von der außerordentlichen Lebensart dieser Missionarien waren. Denn man hält es nicht für rathsam, ihre Gemüther zu erbittern, noch diese Missionen durch Strafen, die Aufsehen erregen, verhaßt zu machen. Zween junge Europäer, die im Elend aufgewachsen, und nun auf einmal ein Volk von tausend Familien zu beherrschen haben, welche Gewalt haben, alle Indianer, wes Alters und Geschlechts sie sein mögen, mit der Peitsche züchtigen zu lassen; — Leute, unter deren Händen dieses ganze Volk mit seinem Vermögen stehet; — Leute, welche eine vortreffliche Kost und einen herrlichen Tisch genießen; — wie sollten diese von Verbrechen frei sein, die dem schwachen Fleisch und Blut so natürlich sind? Auch ohne einen von diesen Reizen, auch ohne solche Gelegenheiten, ja mit aller möglichen Vorsichtigkeit, welche das Klosterleben und die Clausur entgegensetzt, sieht man doch in unseren Kollegien täglich dergleichen Fälle, welche man in unseren Ländern, in unserer Gesellschaft nie verzeiht . . . Da nun in unseren Kollegien die Verstoßungen von Mitgliedern so häufig sind, woher kommt es, daß man solche Beispiele nie bei den Missionen sieht? Die Sache ist doch in Wahrheit sonderbar. Es scheint, daß es unmöglich daher kommen könne, weil man keine Ursache habe, Leute auszustoßen."

„Wenn der Pfarrer zwanzig Täge in der Tenuta oder Procojo, oder in den Lederanstalten sich aufhält, so läßt er seinen Gefährten allein,

und umgekehrt. Er hat sodann den Schlüssel zum Cotignazu, oder zum Haus der eingeschlossenen Weibsleute von allen Altern, welche aber nicht alle Verbrechen halber eingeschlossen sind. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß er zu allen Stunden sich dahin verfügt, um nach ihrer Arbeit zu sehen. Das Verschließungshaus ist groß und hat viele Abtheilungen. Die Weibsleute sind die höflichste, nachgiebigste, und allemal bei der Hand. Die Mägdchen sind nicht unartig, und reden sehr süß und angenehm. Eine Liebkosung, die einer ihnen machet, der vom ganzen Volke angebethet wird, ist eine außerordentliche Gnade für sie. Ist es denn ein unvernünftiger Verdacht, wenn man glaubt, daß hierbei Unordnungen vorgehen? Man kann es genugsam aus den übereinstimmenden Wirkungen wahrnehmen. Die Portugiesen, die zu San Angelo im Quartier lagen, und mit den Indianern und den Vätern in Gemeinschaft lebten, erzählten sich sehr viele dergleichen Begebenheiten. Ich will glauben, daß vieles übertrieben sei: aber könnten denn nicht unter so vielen Lügen auch einige Wahrheiten sein?"

„Der Jesuit hat auch das Cotignazu nicht nöthig, wenn er böses thun will. Es ist kein Dornstrauch so voll von Stacheln, als ein solcher Vater mit Gelegenheiten umgeben ist. Und der Vater Gefährte kann nothwendige Ursachen zu schweigen haben, sein Eifer kann es ihm nicht immer als rathsam erlauben, den Superioren von dem, was vorgeht, Nachricht zu geben, wenn er selbst mit dem nämlichen Peche beschmiert ist. Hiervon giebt uns der Pater Provinzial Cea (Tom. II, pag. 67) in folgenden Worten einige Nachricht:

„„Man soll es in keinem Falle erlauben, daß der Gefährte des Pfarrers in seiner Kammer Flaschen, Fläschgen, Fässer, Fäßgen von Branntwein, Rosali oder Wein, noch andere kleine Geschenke von Biscuit, süßen Dingen, Zucker, Rosentorten habe, welche die Pfarrer zum Nachtheile der Observanz als Geschenke zu geben pflegen. Und man berede die Pfarrer, daß, wenn sie solche Geschenke nicht in den Kammern ihrer Gefährten dulden, sie dadurch vermeiden wollen, damit nicht einige von ihren Untergeordneten murren und lästern, als ob sie ihre Gefährten liebkosen, um ihnen den Mund zu stopfen, damit sie dem Superior keine Nachricht von ihren Vergehungen geben. Und die Gefährten selbst werden dem Verdachte entgehen, den ihnen vielleicht jemand aufbürden möchte, daß sie die Ordensregeln nicht getreu beobachtet, indem sie durch Geschenke bestochen worden.""

„Aber gesetzt, daß die Vorsicht, die der General aus Besorgniß nahm, es möchten die Wirkungen und Folgen die Unordnung entdecken,

die Väter hindere, außer Haus in solche Vergehungen zu fallen: kann denn nicht die Besorgniß noch größer sein, daß sie es im eigenen Haus begehen? Mit der gebührenden Verhüllung, unter dem Schleyer, giebt es der geschickteste Provinzial, den diese Provinz je gehabt, nämlich Pater Augustin d'Arragona zu erkennen, wenn er Tom. 1, pag. 73 sagt:

„„Bei der Direktion der jungen Leute, die im Hause dienen, muß man vermeiden 1., daß sie ohne Noth in unsere Kammern kommen, noch sich allda lang aufhalten unter dem Vorwand zu schreiben, oder sonst etwas zu thun, auch wenn sie im Vorbeygehen um einer ungefähren Ursache willen hineingehen, so soll der Vater nicht erlauben, daß sie die Thüre schließen. 2. Es schickt sich nicht, daß man die Gewohnheit einführe den Jungen auf der Wache und bei der Thür zu halten, um auf den Befehl des Vaters bereit zu sein. Dies zu thun, ist ja genug, daß man ein Glöckgen halte, das man an der Thüre der Kammer läute. Was weiter geht, ist ein Zeichen eines Ansehens und Pomps, das sich für Paläste und Höfe schickt. 3. Es wäre etwas abscheuliches, wenn es sich ereignete, daß man die Jungen mit den Händen liebkosete, oder sie unter dem Vorwand von Caressen, Vertraulichkeit oder noch niederträchtiger Beweggründe antastete. Ich nenne es so, weil in der That dergleichen Handlungen einen jeden beschimpffen, er sei wer er wolle: wie vielmehr aber beschimpfen sie Geistliche, von welchen der Unterricht und das ewige Wohl dieser armen Leute abhängt, welche oft aus noch geringeren Äußerungen schon bösen Argwohn schöpfen, die ebenso sehr, weil sie selbst schlecht denken, auf das Niederträchtige erpicht sind, noch mehr aber durch den Neid wider einen solchen aufgebracht werden, von dem sie sehen, daß ihn der Vater mehr liebkoßt.""

„Über diesen Punkt ist eine beträchtliche Anzahl von Briefen, Nachrichten, Erinnerungen, Befehlen, Verfügungen der Provinziale und Generale vorhanden. Wenn man nun auch gleich gedenkt, daß große Unordnungen dabei vorgegangen, so hat man doch nie gesehen, daß deswegen die Missionarien davon gejagt werden. Endlich weil es nicht anging, daß man diese wegjagte, so erwählte man dagegen das Mittel, die Jungen selbst wegzujagen." Es folgt nun ein sehr dringender Befehl des Generals Franziskus Rez vom 14. April 1731, welcher unter dem Präzept des heiligen Gehorsams gegenüber der Nachlässigkeit und dem Ungehorsam der Väter in dieser Sache die gänzliche Verabschiedung der Jungen anordnet. Bret 2, 462—467. Auf demselben Gebiete liegende Vorgänge erwähnt Bach und erklärt dabei, er glaube nicht, daß jene Männer Märtyrer des Coelibates waren, behauptet aber auf

das bestimmteste, daß die Väter jeglichen öffentlichen Skandal und allen Anstoß dieser Art sorgfältig vermieden hätten, worin er mit Ibañez übereinstimmen würde, Bach 80 f., Bougainville 100, Southey 2, 361; siehe auch unten, pag. 139, in anderem Zusammhange einige Andeutungen Jes. Oberen.

Wir wissen in der That nicht, wie wir uns hierzu stellen sollen. Zwar stehen wir zunächst nicht an zu glauben, daß bei der Mehrzahl der Väter das Sittlichkeitsbewußtsein wohl nicht entschwunden gewesen sei, andrerseits berührte uns ein Passus in einem Erlasse des Provinzials Oñate, Techo 128, über die richtige Missionsmethode und über die Mittel, die Missionare in kollegialem Geiste und geistlichem Leben angesichts ihrer Zerstreutheit und ihres Entferntseins von den Mutterhäusern und dem Aufsehen des Oberen zu erhalten, in ganz eigentümlicher, frappierender Weise. Der Mann ergeht sich nämlich folgendermaßen: „Wenn der Geist matt geworden durch die weiten Reisen und die übermäßige Vielgeschäftigkeit in äußeren Angelegenheiten, sei ein Fall gar leicht, zumal Anreizung zur Sünde angesichts des freien Verkehrs unter den Barbaren und ihrer Blöße, welche überall und in reichem Maße sich aufdränge, genugsam gegeben sei. Sollte etwas Menschliches passieren, würde die Gesellschaft durch den Fall Weniger mehr Schaden erleiden, als durch Großthaten Vieler Gewinn haben.“ Nur schwer habe mit aus dem Grunde die jesuitische Provinz in Peru die Leitung der entfernten Indianer-Pfarreien übernommen. (Eine Stelle in der Morale pratique Bd. 34, 151 thut desselben Bedenkens Erwähnung und zwar unter Hinweis auf das Werk des Jesuiten Joseph von Acosta de procuranda Indorum salute.) Wir sollten meinen, daß eine aussendende Gesellschaft, oder ein Missionsvorsteher soweit ihre Leute sichten und kennen sollten, daß nicht der leiseste Zweifel an der Reinheit des Herzens, oder selbst der geringste Verdacht, am wenigsten nach dieser Seite hin, aufkommen dürften. Wäre das der Fall, wo bliebe die Freudigkeit, das Werk Gottes daheim zu treiben, wo die Gebetsfreudigkeit, welche die Arbeiter bei ihrer Arbeit hebt und trägt! — Ebenso seltsam berührte es uns, wofür wir die Belegstellen im 3. Bande gehörigen Ortes erbringen werden, daß die gewaltigen Vertreter der ersten Missionszeit in der bestimmten Absicht, sich fleischliche Gedanken und Anfechtungen, sinnliche Regungen zu vertreiben, härteste und fast unglaubliche Kasteiungen sich anthaten. Daß das nicht panegyrische Ausschmückung im Interesse dieser heiligmäßigen Männer war, geht daraus hervor, daß die Christen dieses Thun nachäfften und zwar noch über

ihre Vorbilder hinaus. Wenn das damals schon nötig war, wie erst mag es zugestanden haben in den Tagen des Friedens! Wir verlassen lieber das dunkle Gebiet, wankend gemacht allerdings in unserem Glauben an die Reinheit des Cölibates. —

Ein kurzer Rückblick sei uns gestattet! Ein Leben voll Entsagung ist es, voll Mühsal und Arbeit, ein Jagen vom Morgen bis zum Abend, ein Drängen und Schieben ohne Aufhören, — rastlos treibt das großartige Räderwerk Stunde für Stunde, jeder neue Glockenschlag mahnt an neue Arbeit und jede hinrinnende Stunde an den sinkenden Tag und die Fülle der Arbeit, welche noch geschehen muß! Geistlich Ding treibt das weltliche, und dieses löst jenes ab; kaum ist das Amen verklungen und der letzte Ton verhallt im Gotteshause, so hat die Seele nicht mehr Zeit, des eben gehörten zu gedenken, hunderterlei Dinge stürmen auf den Pfarrer ein, fort, fort, bis die zur Rüste gehende Sonne den Taglöhner ausspannt und den Knecht an die Ruhe gemahnt, — so zeigt Pater Sepp uns das Leben in den Pfarreien der Indianer. Was frommen die von den Ordensregeln vorgeschriebenen stillen Stunden der Andacht, die Einkehr bei sich selbst und das Gedenken der Sünden und der Nachlässigkeiten um den Mittag, morgens und abends, des Dienstes gleichgestellte Uhr macht alles gleich und das Joch des harten Dienstes muß jeden Eindruck verwischen. Sollen wir dieses Leben ein reiches nennen, oder gar mit dem Psalmisten ein köstliches, weil es Mühe und Arbeit gewesen? Wir können und dürfen es nicht! Jene Hast und Unruhe, welche die Missionsgeschichte charakterisierte, ist auch das Stigma, das Brandmal im Leben des das Werk weiterführenden Pater Rektor und seines Ayudante. Wir aber wiederholen unsere Frage nach dem habitus pastoralis und missionarius dieser Männer, welche eine Antwort wohl kaum noch bedarf, es sei denn mit dem General Angles, welcher, sittlicher Entrüstung voll, also das Gebaren der Väter erörtert: „Alles dieses stehet nun unter der genauen Aufsicht und Verwahrung des Pfarrers, der alles wegen des Handels besorget und verwaltet. Die Hauptbemühung des Paters und seine sorgfältige Wachsamkeit ist auf die Beförderung dieser Fabriken und Manufakturen gerichtet . . . Und gleich wie die Mühe dabei groß ist und einer nicht hinlänglich ist, um auf so viel Sachen Achtung zu geben, so dient ihm bei diesem Amte der Pater-Gehülfe zu einer großen Erleichterung und Stütze, und einer ist wegen der Beschuldigung der Nachlässigkeit, oder Zerstörung, oder Unachtsamkeit, die er in Handelssachen und in Vermehrung der Einkünfte und des Nutzens hat, des

andern Fiskal, und hierin bestehet wahrhaftig das vornehmste Augenmerk, die Absicht und der Grund der Missionen und Missionarien", Sammlung 3, 243, vgl. Charl. 1, 252, Burriel 60 f. Oder mit einer Äußerung des Ibañez: „Diese Pfarrer und ihre Untergebenen reden vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang von nichts anders, als von Lederanstalten, von Kühen, Kraut-, Tabak-, Wollenhandel u. s. w., wie ich es selbst mit meinen Ohren angehöret", Bret 2, 472.

Herrschsüchtige Leute sind es, angethan mit der Vollgewalt verweltlichten römischen Priestertums, mit elementarer Wucht den Gehorsam herausfordernd und eine Ehre heischend, welche Christi Dienern am allerwenigsten ziemt, der zu den Aposteln sprach: „Ihr nicht also!" Dabei in Gemächlichkeit und Wohlleben, in den Freuden der Tafel und musikalischen Genüssen ein Genüge suchend und findend, — so zeichnen die übrigen Angaben den Lebenslauf unserer Pfarrherrn in den Doktrinen. Wie bescheiden tritt dagegen ein Pater Sepp zu uns herein, „mit wenig Worten", meint er, läßt sich alles sagen und citiert das klassische Wort St. Pauli; ob er allerwege recht behält, wir bezweifeln es lebhaft. Auch seine kulinarischen Ansprüche sind recht bescheiden, allein kann er den Provinzial Blasius de Sylva Lügen strafen mit seiner entgegenstehenden Behauptung?

Wie aber haben wir uns den auffallenden Kontrast der Berichte in dieser Beziehung, wie auch die daraus sich ergebende ungeheure Verschiedenheit der Männer von einst und jetzt uns zu erklären? Nachdem das immerhin großartige Werk der Sammlung vollbracht, und die vorzügliche Konzentration vollzogen war, nachdem die Eingewöhnung und Arbeitsausbildung gelungen, auch ein Stamm einigermaßen zuverlässiger Beamten herangebildet, — Klagen werden wir trotzdem hernach über dieses Personal genugsam hören, — als das tägliche Leben in den Reduktionen wie eine Uhr arbeitete und wie das nie fehlende Räderwerk einer Maschine, waren die zwei Jesuiten in der Regel wohl im stande, ohne sonderliche Beschwer das Getriebe zu erhalten. Genügte doch schon, wie Pater Sepp ausdrücklich hervorhebt, das Bewußtsein, jeden Augenblick könne der inspizierende Jesuit eintreten, der Furcht vor ernstlicher Bestrafung nicht zu gedenken, den Fleiß der Indianer anzuspornen, Weltbott 1, Teil 2, 47, 60. Je mehr aber die Tage der Widerspenstigkeit für immer dahin und die Zeiten der Lämmersanftmut vorüber waren, desto mehr ließ die riesige Spannkraft nach, welche wir in den Gründern des Missionsstaatsbaues bewundern müssen, ein andres Geschlecht kam auf, welches nichts wußte und wollte von jenen Tagen,

und Männer zogen in die Pfarreien ein, welche das Errungene als Erbgut betrachteten und ein Leben voll Eigendünkel und Genuß führten, gegen welches die befehlende Stimme des Oberen sich oftmals vergeblich erhob. „Es versteht sich von selbst, bemerkt auch Bach mit Recht, daß unter den Jesuiten zwar eine große Zahl von solchen Missionaren zu finden waren, welche in Städten und Dörfern predigen konnten, daß aber solche Universalgenies und Charaktere, wie die Helden der vorliegenden Schilderungen waren, überall und immer nicht häufig sind", Bach 25, vielmehr gerade mit dem herauswachsenden Bedürfnisse entstehen und von ihm getragen werden, setzen wir hinzu. Ist das Bedürfnis dahin, tritt der Alltagsmensch, und hieße er auch Jesuit, wieder an seinen Platz. Und Alltagsmenschen waren es, ja fragwürdige Elemente, aus welchen die Kollegien des Koloniallandes und die Leitung des Missionsbetriebes sich zusammensetzten, wie das Ibañez bei Bret 2, 442—447 zur Genüge darthut. Wir konnten einer Wiedergabe dieser Stellen um so eher entraten, weil unsere Ausführungen dasselbe Resultat ergeben haben, und zwar mit zwingender Beweiseskraft.

Es bleibt nicht ausgeschlossen und zu ihrer besonderen Ehre sei es gesagt, daß selbst unter diesen faulen Elementen sich Männer fanden, welche in Treue ihres Berufes warteten, und deren einer war ohne Frage Pater Anton Sepp, der Tiroler, — und eben dadurch mag sein Vorzug begründet sein. Soweit wir überhaupt die Quellen zu überblicken vermögen, ist er der einzige Zeuge für diese ernste und treue Auffassung des Berufes — eines Pfarrherrn bei den Indianern! Auch lag es nahe, daß die eigenen Verhältnisse, welche in den Reduktionen seit ihrer Gründung herangewachsen waren, daß die Zurückdrängung der Persönlichkeit und Eigenart des Heidenchristen auf ein Minimum, eine Thatsache, welche wie vorauseilender Schatten schon aus den wenigen Citaten über die Reduktionen dahingegangen, daß ferner die furchtbare Einsamkeit und Weltabgezogenheit dieser Dörfer, der geringe Verkehr der Leiter untereinander, endlich die selbsterwählten Fesseln des Cölibates gerade die Seiten des menschlichen Gemüts-, Seelen- und Leibeslebens zur Entwicklung brachten und bringen mußten, welche unter anderen Verhältnissen mehr in den Hintergrund getreten wären. Und vergessen wir endlich nicht, daß in diesen Einsamkeiten der in steter Klausur des Noviziates, des Kollegs erwachsene Jesuit die Wohlthat und Wonne der Freiheit, der Ungebundenheit kostete, seine Freiheit aber, es liegt das an dem immer trotzigen und verkehrten und dazu lange gebunden gewesenen Menschenherzen, dazu mißbrauchte, seine neuen Brüder in Christo

mit demselben Joche zu bedecken, dessen er selbst in gewisser Weise ledig geworden. — So und nicht anders meinen wir den Gegensatz lösen und die Verschiedenartigkeit der Nachrichten vereinigen zu können, nur dem entschieden widersprechend, daß der Jesuit nur wenig sich habe blicken lassen, um sein Ansehen und seine Auktorität nicht zu gefährden, denn dafür war auf andere Weise genugsam gesorgt. —

Im Grunde war es nur ein erbärmliches, leeres, trauriges Dasein, welches die Väter jetzt führten, und wir begreifen, wie es dahin kommen konnte, daß nicht gar selten die beiden Leiter des Gemeinwesens in kleinlicher Rivalität, oder in allerlei Bosheiten gegeneinander und im Ungehorsam gegen ihre Oberen ihre Tage zuzubringen und dem täglichen Einerlei einen etwas anderen Stempel, den Reiz des Pikanten, die Befriedigung der gelungenen Rache, aufzudrücken versucht werden konnten, — zum Schaden ihrer selbst und der ihnen anvertrauten Gemeinde. „Man höre nur den Provinzial Ignatius de Ortega und die Klagen, die er deswegen gegen die Väter führt (Brief vom 6. August 1727): „„Eins der kräftigsten Mittel, damit die Indianer den schuldigen Gehorsam leisten und in den gehörigen Schranken bleiben, ist dieses, wenn sie von denen, die ihnen vorstehen, das Beispiel zur Nachahmung haben werden: denn auf diese Weise werden sie trachten, von ihnen Gehorsam zu lernen und die Achtung zu beobachten, die sie theils den Oberen, theils den Gleichen und Unteren schuldig sind. Und in diesem Stücke scheint es bei nicht allen, doch aber bei einigen gefehlt zu haben, welches von der Ungleichheit herkam, die man zwischen den Pfarrern und ihren Gefährten beobachtet hat, theils in Rücksicht auf die Tafel, theils in Ansehung des Pferdeaufzugs und anderer Dinge. Und obwohl die Pfarrer hieran keinen Antheil gehabt, so haben sie es doch gewußt und erkannt, desto mehr da sie selbst, als sie zuvor Gefährten waren, es bemerkten und tadelten. Einige Pfarrer haben gar zuweilen einem Indianer Schläge geben lassen, weil er ihren Gefährten ein gutes Pferd gegeben. Es ist auch geschehen, daß ein anderer Pfarrer seinem Gefährten, weil er ein Pferd mit sich führte, während daß er auf der Reise war, einen beleidigenden Brief zugeschrieben. Und diese Dinge hält man vor den Indianern nicht verborgen . . . . Wir bemerken auch, daß die Indianer sich gegen ihren Pfarrer nie verfehlen, für welchen sie mehr Achtung haben als für den Oberen selbst. Hieraus muß ich schließen, daß die Klagen einiger Gefährten wider gewisse Pfarrer zu meinem und ihrem Verdrusse wahr und gegründet sind, indem die Pfarrer nicht nur keine Achtung, sondern vielmehr eine wirkliche Verachtung gegen sie äußern,

nach welcher sie dieselben in Gegenwart der Indianer schnöd behandeln und eben hiedurch ein böses Beispiel geben, welches die Indianer gleich nachahmen.‟“ Bret 2, 480 f., vgl. 2, 463 f., 466, 447; Sammlung 3, 243. Mit diesem urkundlichen Zeugnisse eines Provinzials fällt in ihrer Verallgemeinerung die Behauptung unseres Kapuziners dahin, das unschuldige Leben der Indianer resultiere mit aus dem Beispiele der Väter, an denen sie nur „Auferbauendes“ sähen, lettr. édif. XIII, 248 f., vgl. Charl. 1, 237.

Wir begreifen auch, wie bei einzelnen infolge dieses Lebens eine Pedanterie sich entwickeln konnte, welche zum Lebensbedürfnisse geworden die Leere auszufüllen helfen sollte. Bach giebt uns dazu ein köstliches Beispiel in dem Pater, der auf Reisen geht: Wenn ein Jesuit verreiste, ging seine erste Tagereise nicht weiter als aus seinem Zimmer in den Hof. Hier ließ er sich nieder, kochte und schlief wie in einer Ramada oder auf freiem Felde, und erst am zweiten Tage reiste er aus dem Kollegio und Dorfe weiter, — eine kluge Einrichtung; denn hatte er etwas vergessen, so ward er dies am ersten Tage gewahr und konnte es sich noch herbeischaffen, Bach 32. Wo waren jene Männer geblieben, welche mit dem Kreuz und Brevier allein in die Wälder und Pampas vordrangen, keine Mühsal scheuten, nicht Hunger und Durst, nicht Blöße und Fährlichkeit, nicht die Wildheit der Heiden und die Schrecken einsamer Nacht in der Nähe blutlüsterner Bestien des Urwaldes, — ein ander Geschlecht hatte ihren Platz eingenommen, welches erntete, wo es nicht gesäet, und schnitt, wo es nicht im Schweiß des Angesichtes gearbeitet hatte. —

Wir begreifen endlich, wie, andere Gründe nicht ausgeschlossen, die Tage der Visitationen zu Tagen des Glanzes und aufregender Vorbereitung herausgestaltet wurden, denn sie halfen über das monotone Einerlei hinweg und unterschieden sich wesentlich von den sonst jährlich einfallenden Festen des Dorfes und den Vergnügungen der Sonntage, an welchen der stets inspizierende Pater regen Anteil hatte, Burriel 41 u. öfter. Schon die Erwartung auf den kommenden Vorgesetzten regte die geistige Thätigkeit an, eine Reduktion suchte die andere zu überbieten im Schaugepränge, vielleicht auch mußte besonders ausgedachter Prunk dazu dienen, über manche Verlegenheit hinweg zu bringen und nicht ausbleibende Rüge zu dämpfen, — denn zu rügen gab es mancherlei, wie uns Ibañez belehrt, wovon ja schon einige Proben gegeben sind. Es ward den Jesuiten nicht schwer, ihren Besuchern neues zu bieten, denn voll Humor und Lachlust bei solchen Gelegenheiten waren die

Indianer selbst erfinderisch in komischen Situationen und das Auge fesselnden Bildern. Schon die Messis paraquaensis Schirmbecks weiß von solchen Tagen zu berichten, und wir können es uns nicht versagen, im Auszuge seine Schilderung hierherzusetzen.

Sobald die Ankunft des Provinzials gemeldet war, fuhren auf 200 Kähnen ihm 4000 Indianer ehrenhalber entgegen, schlugen vor seinen Augen eine Schlacht, führten Sing-, Musik- und Tanzstücke auf, und wohin des Oberen Fuß trat, wölbten sich über ihm Triumphbogen, Altäre und die zujauchzende Menge des Volkes säumten die so geschmückten Wege ein. Und seltsam waren diese grünen Bögen anzuschauen: als hätte die Amalthea ihr Füllhorn über sie ausgeschüttet, also erblickte das Auge an ihnen hängen: Fische, getrocknet und roh, Wildpret, Küchlein in Körben, Hennen an den Hälsen aufgehängt, Straußeneier, Rebhühner, buntfarbige Vögel, wie das Land in Menge sie bot, Füchse und Hunde in wunderbarer Abwechslung. Hier standen mächtige Säulen auf Sockeln, mit Tiger-, Schlangen- und anderer wilden Tiere Häuten zierlich behangen, welche mit Heu ausgestopft wie lebende Tiere aussahen. Dazwischen hingen Säcke mit Lebensmitteln gefüllt, Körbe mit Baumwolle, indischem Mais und Gemüsen; auch hölzerne Schilde sah man, Kleider, Bogen und Köcher, sehr kostbare Korallen, kurz den ganzen Hausrat, alles zu einem ungewöhnlichen Baue zusammengefügt in freigebigster Weise, zu Ehren des so erwünschten Gastes, des „großen Vaters, el Cheruva Guazu“, Messis paraq. 116 ff., Techo 351, 202 u. öfter, Le Bret 2, 481, Pauke 112 f., Charl. 1, 251.

Welch Leben und Treiben brachte eines Bischofs Besuch, der freilich avis rara in den Reduktionen war! Ein indianisches Aufgebot mit zwei bis drei Jesuiten holt den Kirchenfürsten aus Buenos Ayres oder Assumption ab, viele Kräfte sind in den Reduktionen hin und her in Bewegung gesetzt, Stationen sind auf dem Wege errichtet die Ströme hinauf, um Succurs zu leisten und Erfrischungen bereit zu halten, oder etwaigen am Wege lagernden Feinden entgegen zu treten. Sobald die Kunde von seiner Ankunft einläuft, reitet die Kavallerie ihm entgegen, macht ihre Evolutionen, dann herunter von den Rossen, — sie werfen sich dem Prälaten zu Füßen, küssen respektsvoll seine Hand und empfangen seinen Segen. Eine Meile vor dem Flecken begrüßen den Mann die Spitzen der Behörden, auch der Superior und die anwesenden Patres, küssen ihm kniend die Hand, die Infanterie rückt mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen heran, und in der Mitte dieser Truppe

zieht der Bischof in die Reduktion ein. Hier empfängt ihn das Volk unter Jauchzen, im Gotteshause schallt ihm Orgelton entgegen, dort sind auch die Weiber versammelt. Die Frömmigkeit und Bescheidenheit aber, welche auf ihren Angesichtern zu lesen stehen, machen ihren einzigen Schmuck aus, und die einfältige Freude über den Anblick ihres Hirten verfehlt nie, diesen und sein Gefolge zu Thränen zu rühren; ja mehrere Prälaten haben versichert, dieselben hätten nicht aufgehört zu fließen während der ganzen Visitation!! Nach Austeilung des Segens, den die Weiber mit gekreuzten Händen am Boden liegend empfangen, wird der Bischof zum Altare geführt; er betet und intoniert das Tedeum, welches der Chorus singt. Inzwischen ist das Logis so gut und bequem wie möglich hergerichtet. Die Zeit der Visitation streicht nun dahin unter geistlichen Übungen und amtlichen Funktionen, besonders unter Erteilung der Konfirmation. Das Ganze aber durchziehen heilige Lustbarkeiten, welche wie durch Geschmack und Eleganz, so durch ihre Ausführung sich auszeichnen und viele Städte Europas in Schatten stellen. Zujauchzen der Menge geht dem Prälaten vorauf und folgt ihm nach, wo er sich zeigt, ist der Boden mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreut, er geht hin unter Triumphbogen, von denen Früchte und Blumen herabhängen! Welche Spannkraft, Aufmerken und Thätigkeit forderten solche Tage von den leitenden Vätern! Trotzdem hält man den Prälaten so lange wie möglich, und bei seiner Abreise fließen Thränen auf beiden Seiten. Alsdann geleitet man ihn zum nächsten Flecken in derselben Weise wie beim Empfange und nach Beendigung der Visitation nach seinem Bischofssitze zurück. — Ebenso empfing man, etwas militärischer freilich, den Gouverneur und die königlichen Sendboten, die freilich selten genug in den Reduktionen erschienen, Charlev. 1, 249 ff. —

Außergewöhnliche Ereignisse, ein Kriegszug gegen wilde Heiden an den Grenzen, die berüchtigten „Kuhkriege" an den Küsten, wenn Seuchen die Herden dezimiert hatten, Handelsfahrten die Ströme hinab und hinauf, Unruhen in der nahen Bischofsstadt Assumption, wo das Feuer des Hasses und Neides stets glühte, eine Pest, die umging, oder wenn ein Reisender die Ramada belebte, — das alles zu guter letzt stellte noch besondere Anforderungen und erregte die Geister. Vielleicht auch bewegte die Gemüter lebhafter die Frage nach dem Wege in das Chiquitosland, dessen Entdeckung etwa manchem eine angenehme Versetzung eintragen mochte. Und wenn wirklich auf der Oberen Geheiß die Stunde des Abschiedes schlug, — auch die neue Residenz brachte nichts Neues, denn

wie hier so gestaltete dort sich das Leben, da ja in den Missionen kein größerer Unterschied als zwischen zwei Kollegien der Gesellschaft in derselben Provinz bestand, Burriel 20. Selten hatten sich feste Bande zwischen Hirt und Herde geschlungen, das lag in der Stellungnahme des ersteren, und in den Bereich fabelhafter Ausschmückung gehören Abschiedsscenen, wie Weltbott 1, 7. Teil, 166, 50 f., vgl. lettr. édif. XIV, 193, sie schildert, wenn wir anderenteils es auch gern glauben, daß dem biederen Tiroler Sepp der Fortgang schwer geworden, ebenso schwer wie seiner Herde, der er mit Aufopferung gedient, Sepp 2, 13. Was ein Pater Dobrizhoffer, im ersten Teile dieses Werkes, uns bekannte, er sei stumpf geworden, das möchte auch hier im allgemeinen zutreffend erscheinen, — die Obliegenheiten des täglichen Einerlei mußten abstumpfen und von der geistigen und sittlichen Höhe herunterbringen, auf welcher die Vorkämpfer einst gestanden. Damit nehmen wir zeitweilig Abschied von den Vätern und wenden den Christen uns zu. —

2. Der äußere Lebenszuschnitt der Christen.

Das Christenvolk der Reduktionen lebte in „Kazikschaften“, auch „Sektionen, parcialidades, Quartiere“, geheißen. Nach ihnen waren die Straßen geteilt, nach ihnen die Ackerflur ausgemessen. Bei der Siedelung gleich hatten die Väter diese Vorrichtung getroffen, sie war geblieben die langen Jahre hindurch, freilich ohne besondern Wert für die Staats- und Wirtschaftsordnung, lediglich bei Waffenspiel und Krieg in den Vordergrund tretend, allerdings aber ein Missionsmittel nicht unwesentlicher Bedeutung. Es ist ja immerhin gut und verrät den klaren Blick der Väter, daß sie diese Anordnung trafen, denn eine Auflösung alter patriarchalischer Volksordnung hat niemals und nirgends gute Früchte gezeitigt. Andrerseits zwang, sicherlich bei den Chiquitos in hervorstechendem Maße, die Stammes- und Klanfeindschaft die Missionare und Gründer der Siedelungen zu diesem Vorgehen. Selbstverständlich war die Zahl dieser „gentes“ eine sehr verschiedene; während Gothein nach Alvear ihre höchste Ziffer auf 20 angiebt, Eskandon auf 20—30 in einigen Reduktionen, weiß Bach nur von 2, 3 bis 6 verschiedenen Völkern in einzelnen von ihm aufgeführten Ortschaften zu berichten. Es dürfte letzteres daraus zu erklären sein, daß wo irgend möglich die Väter die zusammengehörigen Klane, Zungen und Kazikschaften um der ungeheuren Sprachschwierigkeit willen zusammenlegten, Versetzungen vornahmen, um nicht durch zu große Verschiedenheit erdrückt

zu werden. Allein nach Moussy müssen der Klanschaften gerade hier in je einzelnen Reduktionen weit mehr gewesen sein, und wir werden sehen, wie trefflich die Väter auch diese Schwierigkeit zu überwinden, respektive auszunutzen verstanden. Ein starkes Gemeinschaftsgefühl hielt die Klanschaften zusammen, ein Band, welches in Handreichung aller Art, Hilfe in der Not, Übernahme säugender Kinder beim Tode der Mutter, selbst in Hergabe von Speise an den darbenden Nachbar sich kund that. Brüder hießen einander die Leute eines Stammes, Bach 27, vgl. Moussy 3, 717, Messis paraq. 108, Gothein 34, Orbigny 3, Teil 1, 43, Burriel 34, 41, 64 f., 54 f., Dobrizhoffer 2, 130 ff., Charlev. 1, 247 f. —

Um die Wohnung der Christen war es traurig bestellt, ein elendes Gelaß, eine „stinkende Hütte" war ihr Heim, „der Krippen und des Stalles zu Bethlehem Trost-reiche Abbildung"!!! Weltbott 1, Teil 2, 47, 54. Nur die Reduktionsbeamten scheinen einen besonderen Vorzug genossen zu haben. Wir treten ein durch die niedrige Thür. welche Fenster und Rauchfang zugleich. Der enge Raum, durch das spärlich einfallende Tageslicht kümmerlich erleuchtet, vielleicht durch ein schwelendes Feuer notdürftig erhellt, ist alles in allem, ist Stube und Kammer, Keller und Stall. Daß wir nicht zuviel sagen, der Keller ist ein „ausgeholter Kürbis, in dem sie das Wasser holen. Das Bette dessen, der reich und ein Edelmann sein will, ist ein gestiktes langes Fischernetz aus Palmen an zween Bäumen aufgehenkt. Die dieses nicht vermögen, liegen auf einer Tiger- oder Kühehaut, des Polsters oder Haubt-Küsses Statt vertritt gar dauerhafftig ein harter Stein, oder hölzerner Block. Das Kuchelgeschirr vertritt ein oder anderer Hafen. Der Löffel ist die Hand, das Messer die Zähne oder ein gespalten Rohr, die Gabel die fünf Finger, das Trinkgeschirr der Kürbis, der Brater ein oder anderer hölzerner Stecken, daran sie das Fleisch stecken, von welchem, da es auf der einen Seite bratet, sie auf der andern Seite schon abschneiden und essen, daß der Brater und Fresser mit einander fertig werden; sobald der Indianer ein Stuck Fleisch verschluckt hat, hungert ihn schon nach einem andern. Es giebt Indianer, welche diese Geduld nicht haben, sondern nehmen ein Stuck Fleisch, schwingens dreymal durch den Rauch und Flammen und fahren damit gleich dem Maule zu, da es noch safftig ist, daß ihnen die rothen Suppen allenthalben bei der gefräßigen Gosche herabrinnet." Ein oder zwei Kisten, ein paar Bänke oder Stühle fügt Southey diesem kümmerlichen Hausrate bei, eine Axt, ein Gartenmesser, eine Hacke, ein oder zwei Messer, Nadeln,

Scheren u. s. w. nennt Nußdorfer als stehenden Besitz, als außerordentlichen, leicht entbehrlichen Pater Betschon Zaum und Sporen.

In diesen engen Raum ist die ganze Familie verwiesen, Junge und Alte, ohne Unterschied des Geschlechtes, Kinder und Kindeskinder, Brüder und Schwestern, Verheiratete und Unverheiratete; mit ihnen teilen Haustiere und Ungeziefer widerlichster Art „dem Tausend nach“ den dumpfen Raum, und „so eng auffeinander geschopfft, schlecht gekleidet“, entwickeln diese alle, Menschen und Tiere, „Dämpff und üblen Geruch“, daß es kaum zu ertragen, Sepp 1, 32 f., Weltbott 1, Teil 2, 47, 54; Teil 7, 169, 65, Southey 2, 343, Bret 2, 483, Dobrizhoffer 1, 267. Revue des deux mondes 1834, 704. Ein unsagbar grauenhafter Zustand, der bei den Chiquitos in etwas wenigstens dadurch gemildert ward, daß jede Familie ein Haus, aus einem Zimmer und einem Schlafgemach bestehend, inne hatte, Bach 28, Orbigny a. a. O. 47. Allerdings behauptet auch Southey betreffs der Guaranichristen, daß jedes Paar ein Haus angewiesen erhalten habe bei seiner Verheiratung, nicht minder hebt der Engländer in seiner Nachricht über Paraguay den in die Augen fallenden Unterschied zwischen den spanischen und den sauberen, anständigen Missionsdörfern ganz besonders hervor, allein Sepps Schilderung wird ausdrücklich bestätigt von Pater Escandon, der folgendes berichtet: „Nach der Trauung wohnen sie bei den Eltern, denn ein eigenes Haus pfleget man ihnen nicht, da sie noch jung sind, einzuräumen. Und so bleiben sie als Eheleute annoch unter väterlicher Gewalt, bis sie mehr Jahre haben und sehr oft ihr ganzes Leben.“ Es blieben also diese eklen Zustände in Permanenz! Southey 2, 342, Burriel 12, 73, 174.

Es ist doch nun angesichts dieser unzweifelhaften Thatsachen nichts als echt römische Fechterkunst, wenn Nußdorfer sich erdreistet zu behaupten, viele, ja die meisten Spanier in den hiesigen Städten, diese Hungerleider in den hochadeligen Strohhütten, seien weit unglücklicher, ärmer und elender als die Indianer der Jesuiten; wahr sei es zwar, daß die Väter den Christen keine Häuser mit zwei Stockwerken, mit Audienzsälen und Kabinetten bauten. Das ist in der That sehr gut gesagt und sieht nach etwas aus, man weist ein Ungeheuerliches ab, um ein Elend zu überdecken. Jedenfalls war die „hochadelige Strohhütte“ bei weitem diesem „indianischen Unflätherei-Behältniß“, wie Ibañez die Behausung der Christen nennt, vorzuziehen. Nußdorfer weiß auch recht wohl, was er mit seiner Sprache verbirgt und wie es in Wirklichkeit stand, denn im Geiste die elenden, menschenunwürdigen

Gelasse schauend setzt er bezeichnend hinzu: „Kommt der Indianer, wie die Väter es aus einer mehr denn 100jährigen Erfahrung wissen, aus seiner niederen Sphäre, woran er gewohnt ist, heraus, so ist seine zeitliche, ja ewige Wohlfahrt verscherzt", Burriel 175 f., Bret 2, 483. Der Pater verzeihe uns, daß wir ihm nicht weiter folgen, denn was er sagt, liegt zu tief unter dem Niveau eines protestantischen Verständnisses. —

Dieses elende Haus war nicht des Christen Eigentum, nicht einmal die Rechte eines Häuslings besaß er an ihm, denn wie die Gemeinheit das Haus erbaute, so besserte sie es auf und baute neu bei Verfall desselben. Das Los entschied auf Anordnung des Pater Rektor durch Vermittlung des Magistrates über die jedesmalige Besetzung, Burriel 65, Southey 2, 342, Bret 2, 486. Herr in seiner Familie war das Oberhaupt allerdings. Weil das Weib das Essen zuzubereiten hatte, hatte dasselbe auch für Einholung des Fleisches von der Schlachtstätte Sorge zu tragen. Dann speiste zum Zeichen seiner hausväterlichen Würde der Mann zuerst, dann die Frau von dem übrig gebliebenen. Der Hausstand selbst schuf wenig, fast gar keine Sorge, die Speisung der Kinder lag auf andern Schultern, weil die Eltern selbige lieber hungern ließen, als sich selbst etwas entzogen. Die Arbeit fanden die Ehegatten auswärts. Nur während der Schwangerschaft und der drei Jahre währenden Säugezeit war das Weib frei von gemeinschaftlicher Arbeit und fand angemessene Beschäftigung in der elenden Hütte. Wie sonst das häusliche oder Familienleben sich gestaltete unter jesuitischem Einflusse, dafür möge ein Kazik Zeuge sein, der, es war im Jahre 1629, zu Pater Alvarez sagte: „Um den Tod meiner Kinder und meiner Unterthanen trage ich kein Leid, denn wenn es Gott also gefällt, warum sollte es mir nicht also gefallen?" Und ein anderer: „Gestern habe ich, ohne Thränen zu vergießen, zugesehen, wie mein Vater starb, denn für unangemessen halte ich es, meinen leiblichen Vater zu betrauern, solange ich dich, mein Pater, als meinen geistlichen Vater ausgiebigst genießen kann." In der That lobenswerte Sentenzen! Ausführungen über den „Stand des Christentums" werden ein weiteres zu diesem Kapitel erbringen, Burriel 70 f., Orbigny a. a. O. 47, Weltbott 1. Teil 2, 47, 55, Sepp 2, 5, Techo 238. Ward ein Kind geboren, so ward es flugs zur Taufe getragen, einerlei ob Sonntags oder Wochentags, denn unselig wollte ein Christ es nicht sterben lassen, noch viel weniger es begraben wissen außerhalb der christlichen Begräbnisstätte, was als Strafe auf einer Unterlassung ruhete. Gevattern waren stets zur Hand, denn in jeder Reduktion waren

einige verständige Männer zu diesem stehenden Geschäfte abgeordnet und bestimmt. Die Namengebung lag in dem Belieben der Eltern, Burriel 57 f.

Sehr schwierig ist die Bekleidungsfrage; kaum scheint eine befriedigende, einheitliche Antwort möglich zu sein, so widersprechend sind die Angaben. Allein von welcher Wichtigkeit gerade dieses für ein „bekehrtes“ Volk, liegt auf der Hand, denn das eindringende Christentum wehrt ja aufs erste dem schamlosen Nacktgehen und wirkt das Bedürfnis, die Blöße zu decken.

Als Pater Sepp den Uruguay aufwärts fuhr, kamen ihm die Musikanten aus Sta. Cruz entgegen, dieselben waren „nur halb gekleidet“; der Leute aus Yapeyu kamen „etliche nackend dahergeloffen“, weil die Hast und die Freude ihnen nicht Zeit gelassen, sich zu bekleiden. Etliche waren halb nackend, andere banden Felle um, ihre Blöße zu decken. Weil die Indianer „halb nackend“ gekleidet gehen, befällt sie die rote Ruhr gar leicht; „schlecht gekleidet“ bringen sie ihr Leben zu in den „stinkenden Hütten“, und „arme, nackende, unschuldige Indianerbüblein“ nennt derselbe Gewährsmann seine Diskantisten, Weltbott 1. Teil 2, 47, 51 f., 54, Sepp 1, 25, 37, vgl. Bret 2, 472. Wir wissen in der That nichts mit diesen so bestimmt auftretenden Angaben aus dem Jahre 1692 zu machen, es sei denn, daß wir sie uneigentlich verstünden, oder daß der aus den Tiroler Bergen stammende, an vollständigere Kleidung gewöhnte Pater die leichtere Bekleidung seiner Christen mit der fraglichen Bezeichnung belegte. Die indianischen Christen gingen in der That bekleidet; die Männer trugen ein „Wamms oder Hemde aus Baumwolle, so schier außsiehet wie ein Levitenrock, so biß auf die Waden reichet, und einen Regenmantel, welcher einem altväterischen Meßgewand fast ähnlich ist und sehr wohl wider den Regen dienet“, Weltbott 4. Teil 21, 438, 76. Vervollständigen wir diese etwas fragwürdige Darstellung. Die Kleidung der Männer war halb indianisch, halb spanisch, bestehend aus Hemd, Kamisol, Hosen und Poncho, einem langen Gewande ohne Ärmel, mit Löchern für den Kopf und die Arme. Diese Stücke wurden aus Baumwolle oder Leinwand gemacht, einfarbig, weiß oder dunkel, für das gewöhnliche Volk; für die Beamten ward ein roter oder blauer Streifen hineingewoben. Camiseta hieß bei den Chiquitos diese Gewandung. Das Hemd war kragenlos, reichte bis unter das Knie und hatte kurze Ärmel. Die Weiber trugen für gewöhnlich die tipoï oder naïbi, eine Gewandung, welche vom Halse ohne Ansschnitt mit kurzen Ärmeln bis an die Knöchel ging; sobald sie aber öffentlich erschienen, waren sie vom Kopf bis zum Fuß mit einem

Wollmantel bedeckt, welcher einzig Gesicht und Hals frei ließ, Southey 2, 351, Dobrizhoffer 1, 316, 319, Bach 32, Sammlung 2, 414; 3, 239, Charlev. 1, 246, Moussy 3, 664, Bret 2, 483, 487.

Azara bezeichnet den Kleiderstoff als gröbste Leinwand, wie etwa die Sklaven und die Ärmsten sie zu tragen pflegten; das Kleid der Weiber habe ein Gürtel um die Hüften zusammengehalten, immerhin sei diese Bekleidung eine derartige gewesen, „qui laissait tout apercevoir au travers“, Azara 2, 251 f. Sommer und Winter gingen alle Indianer beiderlei Geschlechtes und ohne Unterschied des Alters mit bloßen Beinen und Füßen, meistens auch mit bloßem Kopfe. Nur die Altarbedienten hatten während ihres Kirchendienstes Schuhe und Strümpfe; doch sobald derselbe beendet war, gingen sie barfuß dahin wie ihre Genossen, Dobrizhoffer 1, 319, Southey 2, 351 f., Bret 2, 397. Dem gegenüber erklärt nun Nußdorfer, der Indianer habe auch Unterhosen gehabt, zur Zeit der Kälte selbst Stiefel, sagt aber selbst drei Seiten später: daß die Leute barfuß gehen, ist wahr, allein so sind ihre Voreltern seit der Sündflut gegangen, und was ist Böses darin? Die Frau habe ihren weiblichen Anzug außer dem Hemde und der Unterkleidung getragen; auch die Kinder seien auf ähnliche Weise und gut gekleidet gewesen. Auf dem Kopfe habe der Christ einen Hut, Wollhut sagt Azara, Mütze, oder helmförmige Haube nach seinem Belieben gehabt, Burriel 174, 177. Azara 2, 252, Moussy 3, 664.

In wieweit diese Angabe auf Wahrheit beruht, vermögen wir nicht zu sagen, meinen aber auf ein doppeltes hinweisen zu müssen. Erstens waren die Jesuiten gehalten, den Christen die Kleidung zu leisten. Knaben und Mädchen erhielten nämlich jährlich zweimal neues Gewand, die Erwachsenen nur einmal; fünf bis sechs Ellen und mehr rechnete man für die männliche und weibliche Jugend, acht Ellen für die Erwachsenen. Pater Betschon läßt auch die Erwachsenen regelmäßig zweimal gekleidet sein, gegen Eskandon. War das Kleid zerrissen oder verloren, ward, selbst ohne daß man darum bat, ein neues angewiesen, Burriel 68, 79; vgl. 154 eine etwas andere Stoffberechnung bei Nußdorfer; Weltbott 1. Teil 7, 169, 64. Da es nun jährlich in jeder Reduktion Tausende waren, welche gekleidet sein wollten, da ferner diese Kleidung in den Reduktionen angefertigt wurde, der Orden aber neben diesen Mengen nicht geringe Quantitäten Stoff exportierte, wird er das in jenen Zonen zulässige oder notwendige Maß der Bekleidung nicht überschritten haben in eigenem Vorteile. Nußdorfer gefällt sich in seiner geschickten Verteidigungsschrift überhaupt darin, Wahrheit und

Dichtung untereinander zu mengen, oder aber etwa hie und da vorgekommenes zu generalisieren.

Zweitens war es jesuitischer Grundsatz, die Indianer in „der gewohnten Sphäre zu erhalten", wie Nußdorfer uns belehrte, was gerade betreffs der Kleidung hoch von nöten war, da die Liebe zur Kleidung aus gleich zu Tage tretenden Gründen eine Hauptleidenschaft bei den Indianern, sobald sie die Anfangsgründe der Civilisation erlernt, geworden war. Es ist höchst belehrend, was Pater Dobrizhoffer über dieses Kapitel zu sagen weiß. Wie beiläufig bemerkt derselbe im ersten Bande, pag. 316, nie werde ein Indianer zufrieden sein, habe er nicht den Magen mit Fleisch angepfropft und eine gute Kleidung auf dem Leibe, erörtert dann aber von seinen Abiponen ausgehend den Gegenstand ausführlicher also: „Wenn in den vorigen Jahrhunderten die Wilden Amerikas nackt gingen und die von Europäern angebotene Kleidung verschmähten, so ist es heutzutage unglaublich, wie sich die Wilden in Paraquaria nach schönen Kleidern sehnen. Ich darf ihnen nur einen niedlichen Hut, etliche Stücke von einem roten Tuch oder Zeug, oder ein Bündel Glaskugeln zum Geschenk geben und ich bin in ihren Augen alles, was ich mir zu sein nur wünschen kann. Auch werden sie für mich alles thun, was ich von ihnen verlange. Es giebt gar nichts, was über das Herz des Wilden soviel Gewalt hätte, als ein Kleid, das man ihnen schenkt. Mit dieser Lockspeise fängt man sie wie Fische mit der Angel. Eine amerikanische Kolonie wird schwerlich viele christliche Einwohner zählen, wenn sie nicht Ochsen und Schafe im Überfluß hat zur Ernährung und Bekleidung. Mangelt beides, oder auch nur eines von beiden, so kehren sie wieder in ihre Wälder zurück .... Der beredsamste Missionar wird in Paraquaria wenig ausrichten, wenn er nicht seine Neubekehrten stattlich kleidet und füttert. Es steige ein Engel vom Himmel herab und verkündige den Abiponen Gott und sein Gesetz: wenn er mit leeren Händen kommt, ohne Kleider ...., so ist seine Zeit mit ihnen so gut als verloren, und er wird schwerlich angehört werden. Es komme aber der scheußlichste von allen Trabanten Luzifers, er bringe aber Kisten mit Kleidern ...., so werden sie ihn alle durch die Bank, ich stehe ihm gut dafür, einen Kapitän heißen und sich gegen ihn willig, geneigt und folgsam finden lassen. Was ist die Ursache, daß man bis jetzt, nach bald 300 Jahren, noch nicht alle Amerikaner zum christ-

lichen Glauben gebracht hat? .... Die zweite Ursache ist die äußerste Dürftigkeit der Priester, die man sie zu bekehren zu ihnen sendet, und ihr Europäern ganz unglaublicher Mangel an allem dem, was sie zu ihrem Endzweck nötig hätten. Das ist gewisse Wahrheit und Thatsache!" Dobrizhoffer 2, 165 f., vgl. Southey 2, 350. Da wir später auf dieses entsetzliche Armutszeugnis römisch-jesuitischer Kirche und Mission zurückzukommen haben, konstatieren wir hier nur dieses, daß die Väter über die „gewohnte Sphäre" der Wilden mit dieser kläglichen Missionsmethode weit hinausgegangen waren; sie hatten Bedürfnisse wach gerufen und Ansprüche lebendig gemacht, welche auf die Dauer zu erfüllen nicht möglich ward, und welche von sich aus zu befriedigen die Indianer nach Maßgabe ihrer Erziehung und Stellung nicht in der Lage waren. Trotzdem ward das Unmögliche möglich gemacht, aber wir sehen, wie gegen die eingerissene und durch die sorgsam verwahrten „Galakleider" der Beamten, Tänzer, Kirchendiener u. s. w., Burriel 25, 164, Bret 2, 400, stets genährte Kleidersucht ein entschiedener Kampf geführt wird von seiten der Oberen der Missionsprovinz, um die durch eigene Schuld zu hoch geschraubte „Sphäre" wieder auf das den Indianern angemessene Niveau herunter zu bringen.

Zwar schreibt Nußdorfer ausdrücklich: „Dem Indianer ist nicht verboten, einen Rock von Lacken zu tragen, und der Indianerin nicht feiner Wollstoff, vielmehr beschenkt man den Indianer damit, wenn er es verdient hat, und der Flecken es vermag", und eifert gegen den Luxus, den die Portugiesen ihren geraubten indianischen Maitressen anhängen, welcher leib- und seelverderblich von den Vätern nie gestattet werden könne, Burriel 176, und könnte mit diesen Aufstellungen unsere Beweisführung aufheben, wenn wir nicht urkundliche Beweisstücke beizubringen imstande wären. Vom Pater Joh. Bapt. Cea und Pater Joseph Aguir ergingen in den Jahren 1719 und 1720 nachstehende Visitationsbescheide: „Am Saum ihrer Kleider haben die Indianerinnen Spitze, einige haben auch Bänder und Stücke von Leinen Tuch daran. Alles dieses ist eine große Unordnung, hat viele böse Folgen, ist Sünde und verrät eine große Nachlässigkeit von seiten der Pfarrer, weil sie der Sache nicht abhelfen und dieses Übel zu heilen suchen. Ich befehle daher aufs ernstlichste, daß sie der Sache also abhelfen, damit, wenn ich wieder visitiere, ich nichts dergleichen antreffe, das mir Verdruß und Mißfallen machte! — Ich verbiete ernstlich, es sollen die Pfarrer und ihre Gehilfen den Indianern und ihren Weibern keine leinenen Tücher aus Europa geben, weil daraus widrige Folgen entstehen könnten",

während ein Geschenk von seiten der Männer an ihre Weiber keineswegs verboten war. Diese schon so scharfen Bescheide verbesserte Pater Lorenz Rillo in folgender Weise: „Weil man wahrgenommen, daß bei einigen, und nicht wenigen Völkern in den Kleidungsstücken der Indianerinnen einige Sorten von kastilianischen Tüchern sich eingeschlichen, die ihnen ihre Männer mitgebracht, so verordne ich . . . ., daß man sie ihnen nehmen und dagegen die gewöhnlichen Dinge zu ihrer Kleidung gebe." Und weiter heißt es im Gesetz, Tom. 1, pag. 60, 85, 114, 176: „Man erlaube den Indianern nicht, so offene Beinkleider zu tragen, daß der Leib dadurch entblößet werde, sie sollen auch nicht so enge anliegen, daß sie die wahre Gestalt des Leibes vor jedermanns Auge darstellen. (Vgl. Azaras Bemerkung oben.) Auch soll man andere Profanitäten nicht leiden, welche mit der Armut der Indianer nicht übereinstimmen." „Die unter den Indianern eingeführten Moden sind sehr profan, und von dieser Beschaffenheit ist auch die Gewohnheit der Jünglinge, die so enge Hosen tragen, daß man sie zum Teil kaum zuknöpfen kann und am Kniee Borden oder Spitzen haben, die entweder durchbrochen oder mit Farben gearbeitet sind", Ibañez bei Bret 2, 418 ff., 483, 487. Es sind das in der That nette Zustände, welche von den Vätern selbst großgezogen eine einschneidende Korrektur herausforderten. Trotz Nußdorfer aber bleibt es dabei, daß der Regel nach das allermindeste und denkbar einfachste Maß von Kleidung den Indianern verabreicht ward, eben genug, um ihre Blöße zu decken, und dieses Maß harmoniert vollkommen mit den „stinkenden Hütten."

Wie die Kleidung war auch, wie wir später staunend sehen werden, Schmuck ein Missionsmittel weittragender Bedeutung geworden. Alle Naturkinder lieben den glänzenden Schmuck, und ein gewisses Maß scheint auch, den Indianerinnen vor allem, zugebilligt gewesen zu sein, zumal die Väter von vornherein den verunstaltenden Zierat des Lippenpflockes, sowie der Tätowierung abzustellen bemüht waren, Techo 292, Dobrizhoffer 2, 33 ff. Statt dessen trugen die Weiber kupferne Ohrringe, die zuweilen drei Zoll im Durchmesser hatten, und wie bei den Europäern vom Läppchen herabhingen, Dobrizhoffer 2, 43 ff. Auch von Silber oder Zinn wurden diese Schaustücke gemacht, während Glasperlen den Hals schmückten. Den Rosenkranz sollen alle am Halse getragen haben, Burriel 175, Sammlung 2, 414, Frezier 583. Allein auch hier muß bald ein Zuviel eingetreten sein, so daß wie wegen der Bekleidung auch hier strenge Befehle ergingen. Derselbe Cea eifert gegen

die Weiber, welche mit Rosenkränzen von Elfenbein um den Hals und mit Ohrengehängen von Zinn, zuweilen von Silber ganz beladen waren, während Aguir nur die silbernen Gehänge gemieden wissen will, Bret 2, 418 f. Gothein will wissen, daß das Maß des Frauenschmuckes auf zwei Unzen Gold beschränkt war, 33, eine Notiz, deren Herkunft wir nicht nachweisen, noch viel weniger glauben zu können imstande sind, da Gold lediglich zu kirchlichen Zwecken verwendet und von den Jesuiten eingeführt sicherlich ängstlich gehütet wurde.

Allein eine Frage, welche notgedrungen sich erhebt, dürfen wir nicht unbeantwortet lassen, die Frage: Woher der Schmuck und die bessere Kleidung der Christen bei ihrer notorischen Armut? Wir kommen nicht zum Ziele mit der Antwort, welche Southey giebt, die Weiber hätten die von ihren Äckern gewonnene Baumwolle gesponnen und um den ihnen vom Schatzmeister für das Gespinst gezahlten Betrag die Auslagen für den Schmuck bestritten oder dafür Zeug eingetauscht. Denn den Privatacker verschlang die Gemeinheit, die etwa gewachsene Wolle verdarb auf den Stauden, die etwa eingeerntete ward sehr selten gesponnen, Southey 2, 350, Burriel 54, 83 f., Gothein 33, vgl. Burriel 174. Nein, was an Schmuck und besserem Gewand vorhanden war, war Geschenk der Väter, war Belohnung für besonders geleistete Dienste, oder ein Zeichen besonderen Wohlwollens gegen einzelne, alles Dreies, wie wir sahen, scharf verboten, Burriel 90 f., 163, 176, Charl. 1, 246, Bret 2, 395, 419. Oder aber der Verdienst der Männer ward zu diesem Ende verwandt; allerdings waren nicht alle in dieser bevorzugten Lage, denn nur die Weber erhielten, weil ihre Arbeit für die allerbeschwerlichste gehalten wurde, einen Stücklohn von 5 Ellen, und den Schweiß der Arbeit auf den Handelsfahrten nach Buenos Ayres und Santa Fé vergalten die Prokuratoren dort mit angemessenem Entgelt, wie endlich auch die Arbeit in den Theewäldern draußen und in spanischem Kolonialinteresse, Bauthätigkeit u. s. w., ihre Bezahlung fand, Burriel 67, 88, Bret 2, 419 f.

Die Väter haben es verstanden, alles in den Bereich ihrer Dienstbarkeit zu ziehen und Kapital daraus zu schlagen für ihre Zwecke. Es dürfte wohl ein Unikum in der Missionsgeschichte sein, dessen wir in vorliegendem Zusammenhange zu gedenken haben. Wir wissen wohl, daß seit der Zeit der Apostel auch dieses, die Gestaltung des natürlichen Haarschmuckes nämlich, unter die keusche Macht des heiligenden Geistes Christi gethan wurde, allein eine derartige christliche (?) Beeinflussung wie in unserem Missionsgebiete dürfte, wie gesagt, nie

dagewesen sein. Wie wir weiter unten sehen werden, hatten die Väter die natürliche Vermehrung des Reduktionsbestandes in der Ehe unter ihre besondere Obsorge genommen; sie gingen aber bald über das hinaus. Alle Eheleute mußten nämlich, so lange sie noch keine Kinder hatten, kurzes Haar tragen, und eine Frau oder ein Mann durfte erst von dem Augenblicke an, wo die Ehe diesen Erfolg hatte, das Haar wachsen lassen. Langes Haar war deshalb ein Ehrenzeichen, und es war allen angelegentlich darum zu thun, dasselbe zu erhalten. Das erzielte lange Haar wickelte man in einen Zopf, band die beiden Enden mit einem Riemen zusammen und schlang die Strähne um das Haupt, oder man hielt die Massen in einem Netze zusammen; zur Kirche aber und bei religiösen Feierlichkeiten ging man mit aufgelöstem und schön gekämmtem Haare einher. So bei den Chiquitos, Bach 33, vgl. Charlev. 1, 246, Southey 2, 351, Azara 2, 252, Moussy 3, 733.

Die Guarani trugen als Heiden lange Haare, mit dem Beginne der Christianisierung aber traten die Väter in den Kampf gegen diese geheiligte Nationalsitte und stempelten das Beschneiden des Haupthaares nicht etwa zu einem Zeichen der Aufgabe altväterlichen, heidnischen Brauches, oder zu einem Erweise beginnender und sich fortsetzender Bekehrung, sondern zu einem besonderen Tugendmittel und Zeichen heiligmäßigen Wandels, um dadurch ersteres zu erreichen. Lassen wir uns von Pater Schirmbeck darüber Aufschluß geben: „Öfter hat an diesem Orte, San Carlos, die Heiligmäßigkeit triumphiert; daß ich von jenem Mädchen schweige, welches ihr schön gekämmtes Haar, seiner und fremder Tugend Fallstrick, mit Hintansetzung anmutiger Form abschnitt!" Weit mehr, „hier in Yapeyu ist den Marienbrüdern aus kleinen Anfängen ein großer Tummelplatz der Tugend erwachsen. Einige der Indianer schoren sich nämlich das Haupthaar, einige trugen es nach Väter Weise lang. Damit nun die Neophyten, welche ein Herz und eine Seele waren, in der Pflege des Körpers nicht auseinander gingen, strebten die Väter danach, daß alle ihr Haupthaar geschoren trugen, und um so ernster drangen sie darauf, weil sie befürchten mußten, die Indianer möchten zugleich mit dem langen Haar, dessen Gebrauch sie heilig hielten nach Väter Sitte, heimlich den Aberglauben nähren. Und die Väter kamen in der That soweit, daß auch hierin gar viele von den Geschorenen nicht um ein Härchen voneinander unterschieden sein wollten." Widerspenstige Elemente wandten sich auf dieses Andringen der Väter hin an den Gouverneur und erhielten die Erlaubnis, ihr Haar nach Väter Sitte zu tragen. Nun aber versuchten die Väter eine andere

Weise. „Weil die Marienbrüder, voll besonderen religiösen Eifers, schneller durch Anempfehlung der Tugend bewogen werden können, drangen sie in dieselben in einschmeichelnder, fester Rede und belehrten sie dahin, wie viel bei den anderen ihre Willfährigkeit gegen ihre Patronin und die Wertschätzung ihrer eigenen Reinheit gewänne, wenn sie es wagten, den Kampf gegen die Haartracht aufzunehmen und durchzufechten; jene Zier habe der Mensch mit den Tieren gemein: Böcken und garstigem Vieh nehme man nicht ihre Wolle, da deren Wert seit alters fraglich, dagegen gebe das Schaf, wie ein dem geduldigen Christus heiliges Tier, jährlich seine Wolle dem Scherer!!! Sie möchten es wagen, um der Gnade der Jungfrau willen, wie jenes ihren Haarschmuck für nichts zu achten. Immer und immer wieder stachelten die Väter auf diese Weise an und brachten endlich der Brüder Herzen soweit, daß sie alle ihr Haupthaar bald darauf der Jungfrau zu Liebe abschnitten und es zu ihren Füßen niederlegten." Ihr Vorbild trug Früchte, allmählich folgten die andern nach, ja selbst Barbaren entledigten sich freiwillig dieses Schmuckes zum Erweise ihres Glaubens, Messis paraq. 168 f., 329 ff., 348, vgl. Bret 2, 418. — Wir können den frommen, „allerliebsten" Vätern dieses Muster, vor allem den so vorzüglichen Tierpassus nur angelegentlichst empfehlen für ein gewisses Missionsgebiet in Indien besonders, der Erfolg wird gewiß wie vor Jahrhunderten nicht ausbleiben und ein „großer Tummelplatz der Tugend" daraus erwachsen. Das Mittel hat für sich die Ehrwürdigkeit des Alters, entschiedene Originalität und flicht der Maria neuen Ruhmeskranz. —

Wir hören dann wenig oder nichts aus dem Laufe der Jahre über diesen Gegenstand, die eingeführte Sitte blieb, die Männer scheren das Haar wie die Priester, während es die Weiber mit weißem Bande flechten und nur im Gotteshause los tragen mußten, Dobrizhoffer 2, 23 ff. Allein die Reaktion blieb nicht aus; als eine gewisse, künstlich erregte Begeisterung erloschen, und das traurige Leben die Christen in seiner ganzen Leere packte, wandten sie sich dem Brauche der Väter wieder zu und suchten in leerem Schmucke ihres Haupthaares die Befriedigung, welche ihr Christenstand nicht bieten konnte. So begegnen wir wie bei den Kleidern auch in Bezug auf Gestaltung des Haarschmuckes strengen Verordnungen. Perücken und falsche Haare kamen in Brauch, besonders bei Feierlichkeiten und an Festtagen; andere ließen sich ihre Haare länger wachsen, als es stehender Brauch war. Die Weiber gefielen sich darin, schön gewaschenes und geflochtenes Haar bis auf die

Füße herabhängend zu tragen, „als ob es reiche Leute wären". Einige waren gar „so keck geworden, sich die Haare wirklich und beständig frisieren zu lassen." Die Väter Cea und Aguir verbieten dieses alles aufs schärfste als „Ausschweifungen, die ohne Anstand gehoben werden müssen", Bret 2, 418 ff. Andrerseits stellten die klugen Väter diese Sucht in ihren Dienst und schoren die liederlichen Weibspersonen; so ward das, woraus einst in San Carlos der Ruhm der Heiligkeit erwuchs, jetzt zum Zeichen der Schande, zur schmachvollsten Strafe, Dobrizhoffer 2, 23 ff., vgl. Weltbott 3. Teil, 17, 391, 113.

Das sind die rein äußeren Daseinsformen, in denen das Leben der Christen sich bewegte; wir verlassen damit den interessanten Gegenstand und wenden den sonst wichtigen Lebensäußerungen und ihrer jesuitischen Ausgestaltung uns zu. Im Verkehr der Christen untereinander, d. h. bei öffentlichen Gelegenheiten, Festen, feierlichen Empfängen, im Gottesdienste, bei der Arbeit, kurz bei allen Vorkommnissen des Lebens außer dem Hause fand strengste Scheidung der Geschlechter, wie einst in den heidnischen „griechischen Staaten" statt, welche, wie wir bei Beschreibung der Friedhöfe sahen, über den Tod hinaus sich erstreckte. Und zu Hause lag alles pêle-mêle durcheinander nach dem wahrhaftigen Zeugnisse des Pater Sepp. Wunderliche Inkonsequenz! Bei den Ausführungen über das gottesdienstliche und wirtschaftliche Leben werden wir dessen gedenken, uns hier mit der nackten Thatsache begnügend. Southey 2, 342, 349, Bret 2, 416, Sammlung 2, 415, Chateaubriand IV, 5, 191, Weltbott 1. Teil 2, 47, 52, 54, Hahn 5, 159, Charlev. 1, 250, Burriel 21 ff., 27, 34. Unter demselben Bann antik-heidnischen Wesens hielten die Väter auch ihr Kolleg; es stand für das weibliche Geschlecht unter strengster Klausur, und nur an den wenigen Vormittagsstunden der 3 Fasttage des Schutzheiligen des Dorfes durften Weiber den heiligen Raum betreten. Hatte ein über 10 Jahre altes Mädchen ein Anliegen im Väterhause vorzubringen, so mußte es an einem im Korridor des Haupteinganges befindlichen Seile ziehen, welches mit Glocken in Verbindung stand, die in dem Zimmer der Jesuiten und in der Sakristei hingen. Beim Anziehen der Glocke kam der Jesuit oder ein anderer, um nach dem Begehren zu fragen, Bach 32 f. —

Wenn der erste Hahnenschrei den Sakristan geweckt, die Väter ihr Morgengebet verrichtet haben und zum Ave geläutet werden soll, wird zugleich das Signal zum Aufstehen für das ganze Volk gegeben; Beamte eilen hin und her in den Gassen, finden aber meistens das

ganze Volk schon wach bis herab zu den schläfrigsten kleinen Kindern, Burriel 21. Mit hereinfallender Nacht wird zur Ruhe geläutet, und die Patrouille fängt an, die ganze Nacht um allgemeiner Sicherheit und Ruhe willen den Rundgang zu machen. Nur die zuverlässigsten Personen sind zu diesem Dienste ersehen; alle drei Stunden findet eine Ablösung statt. Jedermann hat in seinem Hause zu bleiben, niemand darf ein fremdes Haus betreten. Mit großem Ernste hielt man auf dieses Gebot, und ward jemand auf der Straße betroffen oder gar in fremdem Hause, führte ihn die Wache ohne Gnade ins Gefängnis bis zum frühen Morgen, und die Untersuchung ward eingeleitet, Burriel 32, Orbigny 3, 1, 47, Bret 2, 486, Charl. 1, 260 f. Eine genau geführte Stammrolle über die Eingesessenen der Reduktion erleichterte die Kontrolle bei diesen und anderen Gelegenheiten des so wunderbar gestalteten und bis ins kleinste beobachteten Lebens. Vielleicht ward eine doppelte Rolle geführt, die der kirchlich Mündigen, Konfitenten, Matrikel genannt und vom Fiskal der Kirche verwahrt, und die der Bewohnerschaft insgesamt, einfach Rolle genannt. Und neben diesen zweien mag eine dritte bestanden haben, für die Staatsbehörden bestimmt, um die Kopfsteuer zu berechnen; doch darüber später, Burriel 69, 41, Wittmann Herrlichkeit 1, 54, Bret 2, 432.

Nach dem bisher Ausgeführten wird es uns nicht wunder nehmen zu hören, daß die Väter es sich angelegen sein ließen, wie für die Trennung der Geschlechter, so für die Vereinigung derselben in der Ehe speciellste Sorge zu tragen. Ja, das Heiraten war in der Mission Gesetz; die Väter duldeten durchaus keine Unverheirateten. Der Jüngling mußte sich bei den Chiquitos mit dem 14., das Mädchen mit dem 11. und 12. Jahre verheiraten, und die Witwer und Witwen mußten, wenn nicht etwa ihr Alter im Wege stand, nach 6 Monaten wieder in den Stand der Ehe treten. Bei den Guarani war das Heiratsalter auf das 17. und 15. resp. 16. und 14. Lebensjahr bestimmt. So hoch der Cölibat bei den Römischen geachtet wird, ihn hier einzuführen hielten die Jesuiten nicht für klug und zweckmäßig. Einerseits erachteten sie diese immerhin unreifen, Degeneration erzeugenden Verbindungen für besser als die Gefahr der Unenthaltsamkeit (pour devancer l'âge des passions, dabei denke man an die Unsittlichkeit gebärenden häuslichen Zustände!), andrerseits trieb sie die Sorge um Vermehrung der Population zu diesen Maßnahmen. Mit Konsequenz verfolgten die Väter diesen Weg, denn als 1632 am Uruguay ein Jüngling den Wunsch aussprach, Mönch zu werden, wies man ihn mit

dem Hinweise ab, es sei dieses in diesen Gegenden nicht ausführbar, und wir wüßten nicht, daß ähnliche Gelüste wieder aufgetaucht wären, obgleich uns Keuschheitstugendmuster und Keuschheitsgeschichten ungeheuerlicher Art noch genug zu schaffen machen werden.

Der fast unerschöpfliche Pater Sepp führt uns folgendermaßen die Gründe und den Vorgang der **Verlobung** selbst vor Augen: „Nebst dem unmässigen Fleisch-Froß seiend alle Indianer keinem Laster mehr ergeben als der Geilheit, derowegen Paul III. durch eine Bulle vermittelt hat, daß diese Leut im 3. und 4. Grad einander dürffen heyrathen. Ueberdieß sobald ein Mägdlein 14, ein Knab aber 16 Jahre alt ist, eilen wir sie zu verehelichen, und gestatten nicht leichter Dings einem oder dem andern Theil länger ledig zu verharren, wegen Gefahr und Gefahrnuß ihrer fleischlichen Gebrechlichkeit: absonderlich da dergleichen unbegüterte Leut weder die Armuth, noch der Abstand gebührlicher Ehesteuer, weil sie nichts Eigenthümliches besitzen, kann abschröcken; denn das Haus, sowie das hochzeitliche Kleid, je 5 Ellen Flanell, letzlichen die Hochzeit selbst oder Gastmahl, welche mit ein oder zwey Kühen, zwey Layb Brod, etwas Saltz und Hönig leichtlich außzuhalten ist, verschafft der Pater, ohne daß sich die neuen Eheleute dessen besorgen. Die Ehesteuer ist ein Kürbiß, welchen die Braut dem Bräutigam zubringet mit der Pflicht, das Waßer zu holen, wogegen der Indianer sich am liebsten nichts verspricht, als das Holz in die Küche zu tragen. Es stehet aber ihm nicht zu, die Braut außzuwählen, sondern das Mägdlein saget dem Pater, sie möchte gern diesen oder jenen jungen Gesellen zur Ehe haben, welchen der Missionar vor sich fordert und insgemein ohne Widerrede von ihm die Einwilligung erhält." Ebenso stellt Bach die Verlobung dar, meint aber, was ja nicht ausgeschlossen zu sein braucht, die Sache sei vorher abgekartet; das Leben der Chiquitos stellte sich überhaupt etwas freier.

Das elende Heiratsgut dieser „unbegüterten Leut, welche der himmlische Vater nehret" in Gestalt des Paters, bereichert Eskandon mit einer Hamaca, gestaltet auch den Kürbis zum Topf und Eimer, läßt dann aber die Mutter für ihren Sohn eine Partie aussuchen unter Begutachtung ihres Mannes. Ist das Verlöbnis zustande gebracht durch die Eltern, so muß dem Pater Pfarrer von solcher Verbindung Bericht gegeben werden, damit dieser vor der Abkündigung und dem dreimaligen Aufgebote nach Rücksprache mit den Verlobten sich versichere, ob eine Zwangs- oder Neigungsheirat vorliege. Im zweiten Falle geht die Heirat vor sich!!! Welch zarte Gewissen doch unsere frommen Väter

haben! Übrigens sind wir überzeugt, daß diese Darstellung trotzdem wider die Wahrheit geht, abgesehen von dem beigebrachten, anderweitigen, entschieden ehrlicheren Zeugnisse ließ der Jesuit um seiner Gesamtstellung zu den Indianern willen die Verheiratung sich nicht nehmen.

Meistens wurden 15—20 und mehr Paare zu gleicher Zeit getraut; zur Zeit der Sammlung geschah diese Handlung gewöhnlich an Feiertagen, mit möglichstem Prunke, um eben den nötigen Eindruck bei den unbekehrten Zuschauern hervorzubringen. Später fiel das weg, immer aber wurden viele Paare auf einmal zusammen gegeben. Am Tage der Trauung hatten die Paare vor dem Gotteshause sich einzufinden in gehöriger Ordnung und in besonderem Putze, welcher im Falle Unvermögens, — und das war stets der Fall — aus den Magazinen dargereicht ward. Bei der Trauung selbst gab der Pater Pfarrer oder sein Vikar den Brautleuten den Ehering, der aber als Kircheneigentum nach der Ceremonie wieder eingefordert wurde. Außerdem erhielt nach spanischem Kirchenbrauch der Bräutigam aus der Hand des Trauenden 14 Realen oder Halbrealen, welche er vor dem Altare der Braut als Morgengabe darzureichen hatte. Auch dieses wanderte nach der Handlung in die Hand des Priesters zurück, um bei nächster Gelegenheit demselben Zwecke zu dienen. Wenn die Feier vorbei war, ging der junge Ehemann aus der Thür der Männer, das Weib aus der Thür der Weiber zum Gotteshause hinaus dem elterlichen Hause zu. Freunde und Verwandte wurden zu dem Hochzeitstische geladen, Tanz, Spielleute und Gesang, sowie berauschende Getränke waren bei der Feier untersagt. Gewöhnlich verehrte der Pater dem jungen Ehemanne an demselben Tage ein gewöhnliches Tischmesser, wie ebenfalls am Neujahrstage sämtlichen Neuvermählten, eine trotz ihrer Geringfügigkeit nicht zu verachtende Gabe, da, wie Dobrizhoffer rechnend hinzusetzt, der Preis des importierten Eisens entsetzlich hoch, eine gewöhnliche Axt 4 Gulden, eine aus biscayischem Eisen 8 Gulden kostete: außerdem müsse man die hohe Bevölkerungsziffer der Reduktionen in Anschlag bringen.

War die Hochzeit aus, ward den Neuvermählten ihr Tagewerk angewiesen, wodurch sie das Empfangene ersetzen und ihrerseits wieder für andere sorgen konnten. — Wir haben oben schon gehört, wie die Väter Kindersegen erwarteten und denselben zu belohnen pflegten, so sollen sie sich denn auch nicht für zu hochstehend und heiligmäßig angesehen haben, die Eheleute an ihre eheliche Pflicht zu erinnern, oder Enthaltsamkeit zu empfehlen. Bach 19, 33, Orbigny 3, 1, 47,

Southey 2, 342, Techo 276, Weltbott 1. Teil 2, 47, 55, vgl. Sepp 1, 34 f., Burriel 12, 28, 71 f., 171, Dobrizhoffer 1, 275; 1, 266 f. Church. Coll. IV, 655, Bret 2, 415, 486, Moussy 3, 733, Azara 2, 175, Frezier 589, Sammlung 2, 204, 414, lettr. édif. XIII, 252, Dobrizhoffer 2, 60, 253.

Das Verfahren der Väter bei der Hochzeit schildernd setzt Pater Sepp hinzu: „welcher ihnen auch ins Künfftige soviel **Fleisch und Mehl in ihre Haußhaltungen leßt reichen, als** sie zu ihrer Auskunft bedürftig seyend.“ In der That, ein christlicher Indianer in den Reduktionen kannte niemals, von der Wiege bis zum Grabe, was es hieß: Sorgen für morgen! Was er bedurfte zur Nahrung, der Kleidung haben wir schon gedacht, reichte der Pater ihm dar, je nach dem Berichte der Aufseher des Ortes. „Ohne etwas zu kaufen oder verkaufen zu müssen, hat ein Indianer alles, was zu einem bequemen Leben gehört, als Nahrung, Kleidung, ... Wohnung hinlänglich.“ Reichlich sind die Vorratshäuser mit allem ausgestattet, mit Lebensmitteln und Gütern, so daß sie nicht nur für das notwendige ausreichen, sondern auch bei Teuerung, Mißwachs, für Alte, Schwache und Kranke, bei stets bekämpftem, aber nie überwundenem, leichtfertigen Verbrauche, zur Liebesthätigkeit an bedrängte Flecken eine fast unerschöpfliche Fülle boten, ungeachtet die reichen Vorräte, welche die Fruchtgärten der Gemeinheit lieferten. Was der Christ selbst einerntete auf dem „umsonst geschenkten“ Acker war nicht zu rechnen, war gleich Null. Wir werden ja weiter unten die famose Ackerwirtschaft des Inders kennen lernen und außerdem zu zeigen haben, woher man im Falle Hungers nahm zur Stillung desselben.

Früh morgens nach dem ersten Gottesdienste ward jedem Hausvater sein Maß Thee zugeteilt, soviel er bis abends nach der Rosenkranzandacht benötigte. Zur selben Zeit saß die männliche Jugend auf dem Hofe der Väter nach der Ordnung des Alters, zuerst die von 16 Jahren bis herunter zu den Kleinsten, bis sie alle aufgerufen wurden, damit ein jedes sein warmes Frühstück empfange, bestehend in gekochtem Mais oder aus Eingeweiden von Ochsen, als Leber und Lunge. Entweder zu gleicher Zeit oder gleich nach den Knaben bekamen die Mägde ihr Essen auf der Straße in gleicher Weise. Beide aßen das Dargereichte auf der Stelle, oder gingen damit nach Hause. Mittags und abends nach dem Gottesdienste fand gleicherweise Verteilung der nötigen Speise aus der Hand und vom Herde der Väter statt. Hat allgemeine Fleischverteilung stattgefunden, so fällt allem Anscheine

nach diese Speisung fort; vielmehr erhielten dann die Kinder die Eingeweidestücke, welche sonst zubereitet ihnen verabreicht wurden. Allein bedenken wir, daß die Eltern den Kindern das Brot vom Munde wegzufressen sich nicht scheuten, möchten wir geneigt sein, tägliche regelmäßige Speisung der Jugend anzunehmen. Zwingende Gründe gegen dieselbe liegen übrigens keineswegs vor. Um in dem Kolleg die Mahlzeiten für die Jugend herrichten zu können, hat jeder erwachsene Christ am Sonntag morgen ein großes Stück Holz mitzubringen und im Hofe der Väter niederzulegen.

Sonntags nach dem Gottesdienste empfangen die Männer Thee, Tabak und Salz; von diesem für die ganze Familie nur einen Löffel voll, eine trotzdem riesige Ausgabe, denn ein 1/4 Zentner Salz kostete als Importartikel 8 Gulden. Abends, Sonntags wie Alltags, wird noch einmal Thee gereicht, so daß in 30 Reduktionen nach Eskandons Angabe jährlich 25—30 000 Arrobas Thee verbraucht wurden, da eine Familie jährlich nicht unter einer Arroba beanspruchte. Dreimal wöchentlich findet Fleischverteilung statt; zu dem Ende werden die nötigen Rinder aus den Viehposten angetrieben. Ist Mangel an Getreide, so ist Fleisch oft die einzige Nahrung, für die Gesunden wenigstens; im anderen Falle werden die Portionen kleiner gemacht; wie groß diese aber, ob mit oder ohne Zugemüse zugewogen, zu sein hatten, geht aus einer Bemerkung Dobrizhoffers hervor, welcher zufolge von einer Portion, woran ein Europäer ersticken müßte, ein Amerikaner kaum zur Hälfte satt werde. Eigens bestellte Schlachter mit ihren Gehülfen besorgten das Geschäft unter Aufsicht des Pater Pfarrer. Auf ein Zeichen ward die Ration abgeholt, nach der Stammrolle und nach den Kazikschaften, „ohne daß für jemand ein größeres oder kleineres Stück ausgesucht wird, sondern was Gott und sein gutes Glück ihm zuwendet. Auf diese Weise beschwert sich keiner, jedermann ist vielmehr vergnügt mit dem Zugefallenen." Wenn die Rosenkranzandacht beendet, schlug diese für die Indianer so glückliche Stunde. Ihre Weiber besorgten die Abholung.

Wie für die ledige Jugend, so wird auch täglich in der Küche der Väter für die Kranken gekocht; Krankenwärter, welche genau über die Zahl der Erkrankungen informiert sind, tragen die zuvor geweihte Speise, eine gute Schüssel Fleisch und ein Stück Weizenbrot, mit ihren Knaben in die betreffenden Hütten. Auch für die armen, alten Weiber und Witwen wird dort zubereitet, nicht zu vergessen der Bewohner und Bewohnerinnen des Cotignazu, welche aus dem Tupambac gespeist

wurden. — Selbst dann, wenn die Großen der Reduktion ihre Gastmähler bei gewissen Gelegenheiten gaben, reichte der Pfarrer das Fleisch und zwar größere Portionen dar, nebst Weizenbrot, wenn der Vorrat reichte. Sie alle, alle, ob groß oder klein, waren „arme, unbegüterte Leut". —

Anfang jeden Monats gaben die Getreidebeamten den Chefs der Quartiere das Nötige aus, welches dieselben nach Bedürfnis an die Familien verteilten; dennoch fehlte es den meisten an Zugemüse und Brot, so daß Fleisch den Mangel ersetzen mußte. Reis behagte den Christen nicht, da das Enthülsen Mühe machte; sie wollten lieber türkisch Korn, welches ohne Beschwer in einem Mörser gestoßen werden konnte. Mahlen und Backen liebten sie auch nicht vermöge ihrer natürlichen Trägheit; das oft, bei besonders glücklichen Ernten, sehr reichlich verteilte türkisch Korn, den Überschuß aus dem Vorjahre mit eingerechnet, verzehrten sie gekocht.

Zur Zeit der Aussaat ward ebenfalls jedem gereicht, was ihm einfiel in den Acker; auch wenn er dieses Maß verzehrt hatte in unersättlichem Hunger, that ein zweites und drittes Mal das Magazin sich auf, um ihm zu geben. Und während der Feldarbeit wird gar viermal Fleisch ausgeteilt und in den letzten vier Monaten des Jahres trotz geschehener Ernte täglich. Ja, der fahrende Kapuziner weiß von durchgehends täglicher Verteilung der Fleischrationen, was seine Bestätigung findet bei Pater Sepp und Dobrizhoffer. — Nun, welche Massen haben diese Reduktionen verschlungen! Um zum Beispiel 818 Portionen à 5—6 Pfd. zu erlangen, mußten in der Reduktion N. N. am Uruguay 16 nicht kleine Stücke Vieh geschlachtet werden, so daß der Verbrauch an Vieh in diesem Orte auf 4000 Stück jährlich stieg. Oder um die 7000 in St. Michael zu sättigen, wurden täglich wenigstens 40 Ochsen geschlachtet, ungerechnet die großen Mengen Schafe, welche neben dem Hornvieh jährlich auf die Schlachtbank kamen, Burriel 11, 27 ff., 32, 34, 38, 69 f., 77 f., 81, 84 f., 155 ff., 159 f., 174, lettr. édif. XIII, 263 f., Sammlung 2, 413; 3, 238 f., Dobrizhoffer 1, 16, 280 f., 316, 517, 549 f., 553 ff., 560, Sepp 2, 5, Bret 2, 389.

So ziehen der Indianer Tage dahin; die sorgenden Fragen: „Was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden?" kennt und erfaßt ihr Herz nicht, wie „glückliche Kinder" gehoben und getragen von sorgenden Händen ist ihr Alter wie ihre Jugend. Und wenn die Beschwerden dieses Alters sich zeigen, — der Reduktions-Indianer weiß, daß er auch

dann nicht verlassen ist; wenn Krankheit seiner Hütte sich naht, so stehen ihm Helfer zur Seite, sorgen für Wartung und Pflege, so daß nichts ihm gebricht. Ist aber die Kraft dahin und sind die Hände laß zur Arbeit, so treten jüngere an seine Statt und pflegen das Tupambac für ihn, wie auch er einst thun mußte in der Fülle seiner Kraft. Seinen Kindern fällt die Sorge um ihn nicht zu, scheeles Auge oder gar böses Wort ist ihm erspart, das Spinnhaus thut seine Pforten auf und gewährt ihm ein Auszüglerstüblein bis zum letzten Stündlein. Und wenn nun der Tod anklopfte, wenn es zu scheiden galt aus diesem schönen, genußreichen, sorgenfreien Dasein? „Wenn ich einem Sterbenden beystehe, bin ich vor Ueberfluß geistlicher Freud und Trostes gleichsam außer mir, schreibt Pater Sepp, daß ich oft mit Balaam sprich: Meine Seel sterb auch solchen Todes! wie diese Indianer, weil es nicht auszusprechen, mit was Sanfftmuth, Gewissensruhe, zufriedener Erlassung in Gott, wie auch Sittsamkeit des Leibes und der Seele sie abscheiden. Kein Zeichen einiger Ungedult, kein Seuffzer, kein Unwillen, kein Geschrey ist auch sogar in schmerzhafften und langwierigen Zuständen allhier zu vernemmen. Sie klagen sich weder des Dursts noch der Hitz, noch der Kälte, noch des Schmertzes, welche sie leiden. Keiner bekümmert sich seines Weibes und Kinder, weil alle auß Obsorg des Missionarii leben und Niemand etwas Eigenthümliches besitzt oder den Seinigen verlassen kan.“ Von Schulden weiß er nichts, ein Testament macht er nicht, alten Hader braucht er nicht zu sühnen, „zumahlen in einer Gemeind, wo der Ehrgeitz, Eiffersucht und Neid bisher keinen Weg, durch welchen sie könnten eindringen, gefunden haben. Mit einem Wort ich bin der gäntzlichen Meinung, es befinde sich unter der Sonne kein Volk, das dergestallt sittsam und ruhig das Zeitliche segne, als eben diese, von der großen Welt verachtete, verlassene, arme und einfältige Indianer“, Weltbott 1. Teil 2, 47, 54 f., Sepp 1, 33 f. Auch Eskandon weiß von diesem Sterben zu rühmen, es sei selten, daß der Pater einen Wunsch entgegenzunehmen habe betreffs eines zurückgelassenen Kindleins, denn wenn die Gemeinheit nicht Sorge trage, regne es Gesuche von anderen Indianerinnen, welche Milch haben, daß man es ihnen gebe. Und die dasselbe in Empfang nehme, sorge für die Waise bis zur Heirat; selbst Eheleute mit 4 und mehr Kindern trügen nicht Bedenken, ein oder zwei solcher Kinder zu sich zu nehmen. Ein besonderes Verdienst ist das gewiß nicht! Burriel 52 ff.

Ist der Tod eingetreten, wird der entseelte Körper im Sarge, oder aber in Wollzeug oder weiße Leinwand aus den Magazinen gehüllt,

nach der Friedhofskapelle, resp. Misericordia gebracht. Wenn dann die Stunde der Beerdigung herangekommen, gehen die Meßknaben zu dem Verstorbenen mit dem Jesuiten, der einen langen, schwarzen Mantel um hat, samt den Musikanten. Von da begiebt sich der Leichenzug in die Kirche und nach Absingung des Rituale gehts durch die Seitenthür auf den Friedhof. Sobald der Leib im Grabe ruhet, heben die Klagen der Verwandten an nach Art eines Trauergesanges mit einem so widerlichen Tone, daß es unmöglich ist ihn zu beschreiben; dieses Klagegeheul heißt Guahu. Man bewehklagte den Toten, erzählte sein Lob, pries seine Ehrenämter, die er bekleidet, oder was sein gewartet hätte bei längerer Lebensdauer. Bei Beerdigung von Kindern ward der Sarg mit allerlei Farben schön bemalt, die Leiche selbst angezogen und geschmückt. Vier kleine, zu diesem Zwecke eigens gekleidete Knaben trugen den Sarg in die Kirche und von da nach dem Friedhofe. Bei solchem Begräbnisse fand kein Guahu statt, vielmehr erschallten die Glocken, und Freudenbezeugungen wurden laut ob der Seele, welche gerade aus zum Himmel gegangen. War ein Erwachsener zu Grabe getragen, so war eine Art Speisopfer zu erbringen, welches entweder den Meßknaben zufiel, oder ins Gefängnis und Spinnhaus gebracht ward. — Eine Auszeichnung höchsten Maßes war es, im Gotteshause selbst beerdigt zu werden, was aber nur solchen zu teil ward, welche sich um das öffentliche Wohl, oder um die Kirche sonderlich verdient gemacht hatten, z. B. durch einen ansehnlichen Beitrag zu ihrem Baue, zu ihrer Aufputzung (?). Die also Begrabenen nannten die freien Abiponen „Gefangene der Patres". Burriel 50 f., 57, 79, Dobrizhoffer 1, 87 f.; 2, 351, 376, Southey 2, 342.

Auffallend groß war die Sterblichkeit in den Reduktionen, auch stand die Vermehrung durchaus nicht im Verhältnisse zur Personenzahl seit Konsolidierung der Bevölkerung in Anbetracht einer gewissen Ruhe und eines Stilllebens, welches sie genoß angesichts der Obsorge, welche die Väter nach allen Seiten hin trafen, der vollen Magazine, die sie hatten, der nicht schweren Arbeit, welche von den Christen gefordert ward. Dem Mangel schien gewehrt, der Überfluß, aufreibende Leidenschaft und das hastende Treiben unter des Lebens Nöten hatten keine Stätte bei den Christen. In stetem Wechsel zwischen Arbeit und Vergnügen, Gottesdienst und Erholung dahinfließend, auf genauester Regelung aller Bedürfnisse sich erbauend mußte, so dürfte man schließen, dieses Leben die Tage der Christen hochbringen. Allein ein Anwachsen der Bevölkerung in 10 bis

12 Jahren sehen wir plötzlich stocken, große Schwankungen in den Ziffern treten auf, und der größere Teil des Zuwachses sinkt in kurzer Zeit dahin. Schon die Zeitgenossen und spätere Autoren forschten dem eifrig nach, vgl. Raynal 2, 279 ff., und brachten mancherlei Gründe vor, die zu erörtern kaum der Mühe wert sein dürfte. Wir finden die Erklärung leicht und fast einzig in einem Heere von Krankheiten, welche der weiße Eroberer aus seinem Heimatlande mitgebracht hatte und die nun dem roten Manne zur Geißel und zum Schrecken wurden.

Allerdings meint Pater Sepp, „der Krankheiten der Indianer seien wenige; fast alle sterben an Würmern, die in ihrem Leibe, wegen des erschröcklichen halbrohen, ungesottenen Fleischfraßes wachsen: daraus entstehet der blutige Durchlauf, an welchem fast alle Indianer sterben, insonderheit, wenn ein wenig Kälte einfället, die dieses Volk überaus empfindet“, — und erklärt sodann, andere Seuchen seien dort unbekannt bis auf die Flecken, Sepp 1, 31; 2, 11 f., Paraq. 219. Die Wurmkrankheit anlangend übertreibt Pater Sepp nicht im mindesten. Erben der Gefräßigkeit, welche ihre Väter aus den Wäldern mitgebracht hatten, konnte diese Christen weder die Vernunft, noch Auktorität, noch die Erfahrung, geschweige denn christlicher Einfluß von diesem halbtierischen Verfahren abbringen; der Fraß ging über alles, selbst über das Leben: Es brauchten nur noch besondere Komplikationen einzutreten, um die Widerstandsfähigkeit zu einer äußerst geringen zu machen. — Zu den genannten Flecken gesellt Dobrizhoffer die Masern und Kinderflecken, das Fieber, den tödlichen Schnupfen und andere Krankheiten als furchtbar hausende Geißeln, Dobrizhoffer 2, 305 f.; 3, 352, 505, Ulloa 1, 548. Neben diese stellt er den Hungertyphus, welchen Dürre, Mißwachs und Viehseuche entfesselten, schwere klimatische Einflüsse und Mangel an trinkbarem Wasser, sowie endlich die frühzeitigen, unreifen Heiraten, welche die Lebenskräfte zerstörten und ein frühzeitiges Siechtum und Totenbette herbeiführten. Außer diesen Krankheitsformen wird die „ungarische Pest“ erwähnt, Dobrizhoffer 1, 18, 66; 2, 60, 253; 3, 505, Paraq. 16. Daß alle diese Krankheiten so würgend aufträten, liege in der Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit der Christen, hebt ergänzend Charlevoix hervor 1, 266.

Wir dürfen aber auch zur Erklärung der oben angegebenen Erscheinungen der Kriege nicht vergessen, welche die Väter als loyale Unterthanen im Staatsinteresse zu führen hatten, sowie der berüchtigten „Kuhkriege“, welche sie auf eigene Faust unternahmen, und welche Tausende verschlungen haben sollen, so daß Angles und der Portugiese

in gerechter Entrüstung erklären, die Jesuiten seien darüber keineswegs mißvergnügt, man könne vielmehr ohne Verwegenheit sagen, es scheine, weil sie so viel Indianer hätten, daß sie dieselben in diese Gefahr brächten, um derselben los zu werden, um ihrer weniger zu erhalten. Wenn nur die Herden wüchsen, so habe es nichts zu bedeuten, daß die Menschen abnähmen. Den guten Pfarrern helfe die Anzahl der Hörner mehr als der Seelen! Sammlung 3, 263 f., vgl. Weltbott 1. Teil 7, 149, 65 zur vorläufigen Bestätigung der „Kuhkrieg"nachricht des Generals Angles. Ob die Thatsache, wie Raynal a. a. O. meint, so viel Menschenleben gekostet, ist uns fraglich. —

Besonders war es die Zeit der Reduktionsgründung, welche in den ersten Jahrzehnten, der Verluste der Mamelukosherrschaft zu geschweigen, Tausende dahinraffte, vor allem wenn die Gesammelten Waldindianer gewesen waren und nun in die Pampas versetzt wurden. Wie die Fische außerhalb des Wassers starben sie dahin; die Veränderung der Luft und Nahrung, die Sonnenhitze dazu erschütterten ihren Körper, welcher an die feuchte, kühle Temperatur der Wälder gewöhnt gewesen war. Die Schnupfenkrankheit stellte sich ein, durchzog den ganzen Körper, ergriff die Augen und das Gehirn, artete in Taubheit aus, zeigte sich in Schwermut und Ekel vor jeglicher Speise, bis endlich Auszehrung dem Leiden ein Ende machte, Dobrizhoffer 1, 120, Paraq. 133. Ein charakteristisches Beispiel zu dieser Erscheinung brachte der erste geschichtliche Teil. Das seßhafte Leben überhaupt, die Zusammenhäufung Tausender von unreinen und unreinlichen Menschenkindern, der Mangel an ordentlicher Nahrung und Genuß unverdaulicher Dinge, Palmenmark, Holzmehl (?), Wurzeln u. s. w., mußte ein Sterben herbeiführen. Riesige Zahlen sind es, welche bei Techo laut reden von diesen Vorgängen; nicht wenige Male steht alles auf dem Spiele, droht das Werk eben vollzogener Gründung auseinanderzubrechen infolge des massenhaften Sterbens, welches im Verhältnisse stand zu den ungeheueren Zahlen, welche die Erstgründungen aufwiesen, so daß die Väter im Jahre 1631 endlich dahin kamen, die eigentliche Ansiedelung allmählich vorzunehmen, die Bereitwilligen in ihren Behausungen zu lassen, so lange bis genügend für Wohnungen und Nahrung Obsorge getroffen war, Techo 135, 154, 183, 190, 205, 209, 259 u. öfter. In ganz hervorragender Weise machte dieser Übelstand bei den Chiquitos sich bemerkbar, so daß schließlich die dort arbeitenden Väter den auf Missionsreisen ausziehenden Neugläubigen anbefehlen mußten, nicht zu viel Volks auf einmal in die Pflanzörter des Glaubens zu schleppen. Daß es bei den in den Bann jesuitischer

Missionsthätigkeit getretenen Chacovölkern, welche außerdem mit den Weißen in steter Berührung standen, nicht besser ging, dessen ist Pater Dobrizhoffer vielfältiger Zeuge, Fernandez 259 f., Charlevoix 3, 218, Fernandez 449 ff., Dobrizhoffer 3, 352, 251, 396 ff.

Aber das Sterben blieb, der Tod wahrte das einmal angetretene Amt, und die oben erwähnte Berührung mit dem weißen Manne war es, welche den Eingeborenen die oben genannten Krankheiten epidemischen Charakters brachte zu der von Dobrizhoffer beschriebenen Reduktionskrankheit hinzu, und in gewissen Abständen durchzog eine Pest den Südkontinent und dezimierte die Reduktionen. Besondere Pestjahre waren die Jahre 1618 u. 1619, Techo 152, 158, das Jahr 1635/1636. Die Pest suchte die ganze Missionsprovinz heim, sprang von Reduktion zu Reduktion. In Jesus Maria starben 500, in Santa Anna 900, in Nativitas von 2500 ein Viertel, in St. Joachim von 1000 Familien 900 Erwachsene und Kinder, in Peter und Paul der größte Teil von 1700 Kindern. In Candelaria und Concepcion erlagen täglich 15 bis 20, in Yapeyu von 300 Familien 238 Erwachsene und 68 Kinder; nur 200 Verheiratete blieben schließlich über. In Beata Virgo de Acaragua starb die halbe Bewohnerschaft, Paraq. 16, 131, 173, 205, 224, 232 f., 244, Techo 304. Anschaulich schildert Pater Sepp eine eigentümliche Seuche von 1692, Sepp 2, 11 f.; 1718 raffte die Pest in 30 Reduktionen 17 000 dahin, darunter 8000 Kinder, und 1719 sind „wegen anhaltender Seuch auch etliche Tausend entleibt worden", Weltbott 1. Teil 7, 169, 83. Im Jahre 1733 betrug die Seelenzahl in 30 Reduktionen 126 389, infolge Blattern, Masern, Scharlach, Dysenterie und Hungersnot sank die Zahl auf 102 721 im Jahre 1736. Im Jahre 1737 gestiegen auf 104 473 sinkt sie infolge neuer Pockenepidemie auf 90 287 im Jahre 1738. Ja, die Bevölkerungsziffer sinkt von jetzt an konstant bis zum Jahre 1741 und zwar bis auf 76 960. Während Moussy das Jahr 1762 von einer Epidemie frei sein läßt, auch die Ziffer nur auf 105 585 angiebt, rechnet Dobrizhoffer für das erwähnte Jahr in 30 Reduktionen 141 252 Köpfe, von denen eine bald hernach ausbrechende Pockenseuche bei 30 000, und nach einigen Jahren bei 11 000 hinweggerafft habe. Auch 1734 sind nach demselben Autor gegen Moussys Zahlen von 140 000 etliche und 30 000 gestorben, 1765 bei 12 000. Die große Pockenepidemie 1764 endlich fraß, wir folgen hier wiederum Moussy, 7414 Bewohner, d. h. $^1/_{13}$ von 102 015; in Santa Rosa allein starben 1596, in Itapua 3, verschont blieben nur die 5 Parana-Reduktionen und der Taruma-Distrikt,

Moussy 3, 728 ff., Dobrizhoffer 1, 17; 2, 305 f. — Um dieses gewaltigen Sterbens willen blieben die Chiquitos-Reduktionen jederzeit etwas „dünn besäet“ im Verhältnis zur Anzahl der jedes Jahr Bekehrten, ja in den späteren Jahren überstieg fast regelmäßig die Zahl der Gestorbenen die der Geburten, Fernandez 259 f., Charlevoix 3, 218, Moussy 3, 732. —

Wie aus den angeführten Daten sich ergeben dürfte, differieren die Angaben über die Bevölkerungszahl nicht unwesentlich. Es ist ohne Frage eine der schwierigsten Aufgaben, einige Klarheit in diesen Wirrwarr zu bringen. Indessen dürfte hier der Ort sein, die im ersten Bande nur beiläufig gegebenen statistischen Nachweise zu erweitern, nicht in der Absicht, den Knoten zu lösen, vielmehr dem Leser nur einen ungefähren Einblick in das Volksgeschiebe zu gestatten. Selbstverständlich müssen wir mit den gegebenen Zahlenwerten rechnen, glauben aber nicht, daß die Jesuiten je ganz klare und zutreffende Angaben gemacht haben, wenn der Staat zwecks Tributerhebung die Stammrolle einforderte; aus den erwähnten Rollen stammen natürlich die meisten statistischen Angaben. Wir müssen natürlich absehen von den ungeheuerlichen ersten Angaben, welche die alten Väter über die Zahlen der Sammlung machten, in beliebter Schönfärberei kam es auf ein paar tausend nicht an, und Tausende verwehten ja wie nichtig Spreu vor dem Sturmwinde, der mit den Paulistas hereinbrach. Erst mit der wirklich eingetretenen Stabilität in der Bevölkerung, also etwa mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts, begegnen wir einigermaßen handlichen Angaben und wirklichen Stammrollen, welche staatsseitig eingefordert wurden. Ebenso haltlos wie die Angaben Techos und anderer, sind die Zahlen eines Hazart, der für das Jahr 1639 in Uruguay und Parana 95000, und eines Sepp, der 1692 einfach angiebt: 26 Ortschaften mit à 3—7000 Seelen, Hazart 2, 354, Weltbott 1, Teil 2, 47, 53; 5. Teil 28, 552, 38; Sammlung 3, 232, Charl. 3, 185, vgl. zum folgenden Charl. 3, 183 ff.

Für das Jahr 1702 sind in den erbaulichen Briefen und im Weltbott 89 501 Seelen in 29 Reduktionen angegeben, XII, 52; 1. Teil 4, 90, 47, vgl. Raynal 2, 280. Über ein Dezennium weiter, 1715, giebt der Provinzial Aguilar in seinem Rapport in 30 Reduktionen 26 942 Familien mit 117 488 Seelen an; 1717 hat sich in 31 Reduktionen die Seelenzahl auf 121 161 gehoben, welche 1719 in 30 Reduktionen auf 107 125 Seelen sank, Orbigny 1, 274, Moussy 3, 728, Weltbott 5. Teil 29, 556, 2; 1. Teil 7, 169, 63.

Zehn Jahre weiter berechnet Pater Strobel die Ziffer der Christen in Paraguay mit 120000, Weltbott 4. Teil 23 u. 24, 510, 130. Es muß das aber nur eine ungefähre Schätzung gewesen sein, denn 1730 stellte der Provinzial folgende Rolle auf: 30 Reduktionen, 25500 Familien, 135117 Seelen. Für dieselbe Zeit aber berechnete P. Rodero, um die $1\frac{1}{2}$ Millionen des Anonymus als ungeheuerlich hinzustellen, nach Ausweis der Stammrolle auf „ungefähr“ 150000 in 30 Reduktionen, Moussy und Orbigny a. a. O., welcher für den gleichen Zeitpunkt 133117 angiebt, lettr. édif. XXI, 346 f. Pater Dobrizhoffer giebt uns in einem genauen Stationsberichte, welcher die Bevölkerungsbewegung nach Geborenen, Gestorbenen, Verheirateten u. s. w. registriert, einem Berichte, wie er jährlich nach Rom und Madrid gesandt sei, für das Jahr 1732 in 30 Reduktionen folgenden Bestand: 30362 Familien mit 141182 Seelen, Dobrizhoffer 3, 505. Dieser sinkt, wie wir schon oben sahen, konstant bis zum Jahre 1741 auf 76960 Seelen herab, hebt sich dann langsam, ohne Frage wenn auch nicht wesentlich mit infolge der Gründung der Taruma-Mission, bis 1752 auf 101142, um nach Überwindung der Unruhe des 7 Missionskrieges im Jahre 1764 auf 107523 Köpfe anzuwachsen. Allein die in demselben Jahre ausbrechende Seuche verminderte den nicht unbeträchtlichen Zuwachs bis auf 93978. Für das Jahr der Vertreibung rechnet Dobrizhoffer kaum 100000 Seelen, andere für 1768 noch über diese Zahl, dritte nur 88000 Christen. In den zehn Chiquitos-Reduktionen befanden sich 1767: 23788 Köpfe. Der Bevölkerungsbewegung im Traktatkriege werden wir erst später gedenken können.

Sehr interessant sind auch die Angaben über die Bewohnerschaft einzelner Reduktionen. Der Fahrende rechnet allein auf St. François Xavier 30000 Seelen, auf San Nicolas und Concepcion je gut 14—15000 Seelen, lettr. édif. XIII, 243, 268; Recueil XV bevölkert die bedeutendsten Ortschaften mit 15—20000 Seelen, Pater Rodero aber giebt als Höchstziffer 8000, als Mittelwert für die meisten 4—5000 Einwohner und trifft damit annähernd das rechte, lettr. édif. XXI, 346 f. Denn im Jahre 1732 ist St. Cosmas und Damianus mit 2509 die geringst, San Nicolas die höchst bevölkerte mit 7751 Bewohnern; über 5000 Seelen haben 12 Reduktionen, über 6000 nur 6, unter 3000 nur 3. Die 13 Parana-Flecken wiesen 4 auf mit über 5000, die 17 Uruguay-Reduktionen 8 mit über 5000 Köpfen. Im Jahre 1751 aber hatte das einst reichst bevölkerte San Nicolas nur 4453 Bewohner, San Miguel war von

4859 auf 6954 angewachsen. Auffallen muß die riesige Zahl der Witwen in jeder Reduktion: in San Ignacio bei 3671 Seelen 233 Witwen und 12 Witwer, in Mariä Lichtmeß bei 3277 Seelen 292, in Jesus bei 2529 Seelen 102 Witwen und 2 Witwer, in San Nicolas bei 7751 Seelen 315 Witwen und 10 Witwer, in San Borgias gar 514 bei 3679 Seelen und nur 3 Witwer, Dobrizhoffer 3, 505. Dasselbe Verhältnis zeigt sich in einem amtlichen Register von 1751 bei Bret 2, 357. Man dürfe sich über diese Zahlen der Witwen nicht wundern, setzt Dobrizhoffer hinzu, entstehe dieses eigentümliche Verhältnis einerseits aus der längeren Lebensdauer der Weiber, so trage andrerseits der häufige Kriegsdienst zur Erzielung dieses Mißverhältnisses bei. — Auffallend ist oft das Verhältnis der Familienzahl zur Seelenzahl: 832 Familien geben 3671 Seelen, 696 aber gar 3679; 1208 Familien in Itapua haben nur 100 Köpfe weniger als 1496 Familien in Santa Maria de Fé; 697 Familien in Mariä Lichtmeß zählen 3277 gegen 2947 Köpfe in Trinitatis bei 702 Familien. Ähnliche Daten liegen aus dem amtlichen Verzeichnisse von 1751 vor. — Gedenken wir schließlich der Kinder! Es starben 1732 bei 141 182 Seelen 4288 Kinder gegen 2361 Erwachsene; in manchen Orten starben dreimal mehr Kinder als Erwachsene. In 51 Jahren starben unmündige Kinder 18 875, und wenn in 32 Reduktionen von 1747—1766 getauft wurden 91 520, wie groß muß dann das Sterben auch unter ihnen gewesen sein, wenn 1767 nur etwa 100 000 die Reduktionen bevölkern, Dobrizhoffer 3, 505. Es dürfte dieses eine Illustration sein zu einer Anklage, welche Pater Ibañez gegen seine Ordensgenossen erhebt, daß nämlich dieselben selbst in kältester Jahreszeit die Kinder sehr früh morgens vor die Kirche zum Singen beschieden, wodurch eine unglaubliche Menge den Tod sich zuziehe, Bret 2, 472. Die Eltern habe man über den Verlust zu trösten gesucht und selbst gleichmütig dem Sterben zugesehen, weil ja solche noch prädestinierte Kinder seien, an denen man ebenso viele Beschützer im Himmel habe. Es ist das ja römische Art, und wunderbare Vorkommnisse, deren wir später zu gedenken haben, werden uns diese beißende Bemerkung Raynals in nicht allzu befremdlichen Lichte erscheinen lassen, Raynal 2, 282. — Ob ein Mißverhältnis zwischen männlichen und weiblichen Geburten stattgefunden, wie General Angles mit Bestimmtheit angiebt, waren wir außer stande zu erweisen, Sammlung 3, 232. — Vgl. Gothein 51 f.

Um der weitverzweigten und unendlich mannigfaltigen Arbeit Herr werden zu können, um Zucht und Ordnung zu wahren, um eine Gewähr

für Ausführung der gegebenen Befehle zu haben, hatten sich die Väter mit einem Stabe von Beamten der verschiedensten Art und Abstufung umgeben. Schon früh scheinen sie an die Gewinnung eines solchen Stabes aus leicht begreiflichen Gründen herangetreten zu sein. Als Thätigkeit von gar keinem Belang bezeichnen wir den Versuch des Gouverneurs, in Itapua eine Stadtverwaltung nach spanischem Muster einzuführen. Die darüber empörten Indianer vertrieben den übereifrigen Mann, und die Väter waren sicherlich froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein und ihre Domäne intakt erhalten zu haben. Immerhin mag dieser Versuch die Missionare bewogen haben, später nach spanischem Muster ihre Verwaltung zu regeln, Charlevoix 1, 299 f., vgl. 1, 239.

Eine Regelung erhielt der Väter Bestreben durch den mehrfach erwähnten Bescheid des Lupercio 1642; alljährlich, hieß es darin, solle kraft königlicher Vollmacht die Ernennung des „magistratus“ und der „dignitates splendidi nominis“ stattfinden, „vermittelst welcher allmählich die neue Gemeinde zu staatlichem Leben herauswachse“, Techo 359 f., Messis 111 f. Es erwuchs mit der Zeit folgende Gliederung. An der Spitze jeder Reduktion stand der Bürgermeister oder Fiskal, ein Mann von „Alter und Erfahrung“, dessen „Frömmigkeit und Weisheit ihm Auktorität verschaffte“. Ihn wählte das Ratskollegium unter Leitung der Väter, vielleicht auch die Volksgemeinde unter Bestätigung des Pater Rektors, so daß die Macht der Bestallung allein bei diesem stand. Unter zwei gleichwertigen Personen traf die Wahl stets den, der Kazike war. Ihm zur Seite stand ein Alkalde und ein Regidor, welche beide mit dem ersten Chef das Ratskollegium, Cabildo oder Tribunal, bildeten, so verstehen wir wenigstens Eskandon. Letztere wurden alle Jahre neu gewählt, während das Amt des Bürgermeisters 5 Jahre dauerte. Dieser selbst wird, — eine pure Formalität wie die Wahl selbst, — bestätigt vom Gouverneur, und bei Neubesetzung dieser höchsten Stelle haben alle Bürgermeister der Reduktionen, „wo es ihnen nicht nachgelassen wird“, dem königlichen Beamten ihre Aufwartung zu machen, um ihm ihre Loyalität zu bezeugen. Auch die Alkalden werden vom Statthalter bestätigt, haben aber vor ihm nicht zu erscheinen. — Als Abzeichen führt der Bürgermeister ein Rohr oder einen Stab, die Alkalden Ruten, außerdem unterscheidet sie Sonn- und Festtags ein besonderes Gewand von den übrigen Christen. Alle drei Beamte besprechen morgens früh mit dem Pater die Angelegenheiten der Reduktion, seien es juristische, seien es ökonomische, und gemäß der hier

gepflogenen Beratung wird das Recht gesprochen, und die Arbeit tags-über vollzogen. Dem Fiskal standen auch kirchliche, resp. gottesdienstliche Angelegenheiten zu; er führt das genaue Familienregister und hat nach diesem über den Besuch der Gottesdienste zu wachen. Der Teniente geht ihm dabei zur Hand, dem besonders der Jugendunterricht und die Inspektion der Lehrer obliegt. Unter seiner Leitung gehen die Kinder zur Kirche, damit sie in den Grenzen der Bescheidenheit sich erhalten; zu dem Zwecke führt er eine lange Rute als Abzeichen und Schreckmittel. — Diese Beamte nun, — der fahrende Kapuziner weiß nur von zwei Oberbeamten, dem Fiskal und Teniente, — haben Subalterne unter sich, deren Zahl nach der Belegschaft des Fleckens sich richtet. Den einzelnen Klanschaften oder Quartieren standen Vorsteher vor, die Nachkommen der alten Kaziken. Über das Haus der Väter und die Magazine war „ein Verwalter des Fleckens“ gesetzt, ein Indier, von dessen Klugheit und Redlichkeit man sich versichert hielt. Zwei Gesundheitsbeamte halfen dem Pater Vikar, wenn wir so sagen dürfen, bei der Seelsorge; ihrer stets bei den Kranken sich wiederholenden Runden haben wir bereits gedacht, sowie ihrer Berichte über den Befund. Ihr Amtszeichen war ein großer Stab mit einem Kreuze; nach diesem hießen sie Curuzugu, Kreuzträger. — So etwa gestaltete sich vornehmlich nach Eskandon, dem Berichte des Kapuziners und Southey der Stab der Beamten, Burriel 61 f., 66, lettr. édif. XIII, 250 f., Southey 2, 337 f., Weltbott 1, 7. Teil, 169, 64, Dobrizhoffer 1, 15; 2, 137, Chateaubriand IV, Kap. 4, 187, Hahn 5, 152.

Vorstehendes Ergebnis ist ein etwas dürftiges, und aus inneren Gründen allein schon müßten wir annehmen, daß der Beamtenstab ein größerer gewesen ist, wenn nicht andere Zeugen uns zur Hilfe kämen und ein zahlreiches Heer von Angestellten uns vorführten. Ein Blick in die Aufzeichnungen Chateaubriands, Hahns, Baluffis zeigt uns überdies, daß Eskandon nicht genau berichtet haben kann, wenn uns auch hie und da in seinen Aufzeichnungen eine Art von Beamten entgegentreten mag. Eskandon sowie Nußdorfer, beide Verteidiger des Paraguay-Systems, bemühen sich augenscheinlich, das ganze Getriebe möglichst simpel und urväterlich darzustellen. Als Pater Sepp seine Reduktion St. Johann gründete, bestellte er einen Rat aus 5 ausdrücklich genannten Oberbeamten „und unterschiedlichen Amtleuten“, und Pater Sepp wird doch die geheiligte Tradition nicht durchbrochen haben! Sodann setzte er über die einzelnen Gewerke Oberste, zugleich die Zahl der einzelnen Arbeiter bestimmend, Sepp 2, 21 f. Und sehen wir nun gar nach den Chiquitos herüber,

so finden wir Sepps Angabe nicht nur bestätigt, sondern, was ihm etwa entgangen bei der Fülle des Stoffes, den sein Brief so wie so schon umfaßt, nachgetragen bis ins Einzelne, so daß kein Glied fehlt in der lang ausgedehnten Kette. Demnach waren die Eingeborenen-Ämter folgende: Der Korregidor war der erste Beamte, der alles leitete; unter ihm stand zur Vertretung ein Lieutenant und ein Unterlieutenant. Es folgte im Range der erste Alkalde, dann der zweite Alkalde. An sechster Stelle stand der Kommandant oder Militärchef, dessen wir mit seinen Subalternen weiter unten zu gedenken haben, an siebenter der Chef der Justizverwaltung und endlich der Sergeant-Major. Sehen wir recht, so sind diese Chefs zugleich Sektions- oder Quartierchefs zum größten Teile hervorgegangen aus den alten Kazikenfamilien, welche aus naheliegenden Gründen nicht beiseite geschoben werden durften, so daß auch hier wider die alte Klanschaft zur Geltung kam. Sie alle stehen natürlich unter der Gewalt des Korregidor oder Kapitän, hatten den Titel Richter, trugen ein Rohr mit einem Goldknaufe und bildeten das Tribunal, den Rat der Alten, mit welchem der Pater Pfarrer in allen Angelegenheiten sich ins Einvernehmen setzte.

Jeder Chef hatte in seiner Sektion wieder Subaltern-Beamte, welche Ordnung zu halten und die Arbeit zu leiten hatten. 1. Alguacil und Regidor; beide leiteten je einen Teil der Sektion, kenntlich an schwarzen, silberbeschlagenen Stöckchen. 2. Kapitän, Unterlieutenant, Sergeant, mit Hellebarden als Abzeichen und mit rein militärischer, ortspolizeilicher Machtbefugnis. Sie waren z. B. die Ordner bei den Prozessionen. 3. Fiskale und zwar drei für jede Sektion, eine Peitsche tragend, das Abzeichen des gewichtigen Arbeitsinspektorates. 4. Jede Sektion hatte endlich die schon erwähnten Cruceros, welche direkt von den Vätern abhingen. Es waren meistens betagte Leute, durch sie ward, wie wir schon mehrfach zu sehen Gelegenheit hatten, der Verkehr der Väter mit dem Volke vermittelt. —

Außer diesen befand sich in jeder Mission eine Reihe Chefs, unabhängig von den Sektionen und unter die direkte Leitung der Väter gestellt und nur dann von den Richtern abhängig, wenn sie sich außerhalb ihres gewöhnlichen Arbeitskreises befanden. Es waren dieses die in allen Künsten und in der Industrie erfahrensten Indianer; ihnen unterstanden die Werkstätten, ein Stab mit silbernem Apfel diente ihnen als Abzeichen. Es waren folgende: 1. der Kapellmeister und Sangmeister; 2. der Obersakristan mit dem Untersakristan. Ihnen lag die Leitung der Chorkinder, die Erhaltung und Reparatur der Gebäude,

die Verantwortlichkeit für die heiligen Geräte und Bilder u. s. w., die Kirche, die Wäschen, die Plätterei und die Erhaltung des Leinens ob. Unter ihnen stand auch ohne Frage das „ansehnliche Corps der Sakristeidiener, Kleriker und Leute, die bei der Kirche dienen." Der Clerici allein waren 6, der Sakristeidiener 6—8, welche infolge ihres Dienstes eigentlich beständig, Tag und Nacht, bei der Kirche blieben. 3. Der Farm-Verwalter; 4. der schon genannte Magazin-Verwalter, der zugleich die öffentliche Speisung besorgte und die Fleischverteilung als Herr der Küche. 5. Der Malerobermeister; 6. der Zimmerobermeister; 7. der Rosenkranzkapitän, das Oberhaupt der Drechsler, 8. der Schmiedeobermeister; 9. der Goldschmiedemeister; 10. der Weberobermeister; 11. der Wachszieherobermeister; 12. der Kapitän der Maultiere, zugleich Sattler und Lederfabrikant; 13. der Schuhmacherobermeister, Dobrizhoffer 2, 137, Burriel 26, Orbigny 3, Teil 1, 43 ff., Bret 2, 494 f. Die Wahl der Beamten geschah am ersten Januar jedes Jahres mit großem Pompe auf dem Kirchplatze und ward kund gethan unter Glockenton und Instrumentenschall. Die Erwählten knieten alsdann vor dem Pater Pfarrer nieder, um das Abzeichen ihrer Würde zu empfangen. Ob außer den genannten Abzeichen das Wappen der Reduktion auf die „Uniform" gestickt wurde, dürfte wohl fraglich bleiben, Bougainville 99, Page 500.

III.

Das gottesdienstliche Leben der Gemeinde.

Ein Gottesstaat war es, den die Reduktionen darstellen sollten. Die Pfingstgemeinde war das leuchtende, wie oft von den Vätern mit Vorliebe herbeigezogene Vorbild. Nun denn, so mußte auch der alte Pfingstgeist sich auswirken dort und wie einst in Jerusalem so hier ein reiches, gottesdienstliches Leben entfalten! Schon betraten wir den stattlichen Bau der Gotteshäuser, aber Stille herrschte ringsum, und kein Laut störte den Beschauer; die Hymnen waren verklungen und das Amen verhallt, das Volk war davongezogen in den täglichen Dienst. Wir kehren noch einmal zurück zu den geweihten Räumen, treten ein am Werkeltag, verweilen dort einen Sonntag. Auch hochkirchliche Tage sollen dort uns finden, wenn von Festfreude die weiten Gassen wiederhallen und die Festgemeinde einzieht durch die geöffneten Thore. Das ganze gottesdienstliche Leben, so mannigfaltig in seiner Art, so blendend in seinem Glanze, so sinnberauschend nach römischer Weise soll an uns vorüberziehen, das gottesdienstliche und weiterhin das in äußeren Handlungen sich bethätigende christliche Leben, wie es wohl nie wieder auf der weiten Erde Rund das ganze Sein des Volkes umspannte, um ja nicht zu sagen durchdrang.

Wir reden absichtlich nicht in diesem Kapitel von christlich-sittlichem, oder religiösem Leben, sondern lediglich von kirchlicher, gottesdienstlich und sonst ceremoniell sich darstellender Lebensbethätigung der Christen; unberührt bleibt das religiöse Innenleben, die Form allein soll uns beschäftigen. Denn um später durch die Schilderung der Gottesdienste, der Feste, die Darstellung des christlich-sittlichen Lebens der Gemeinde nicht durchbrechen zu müssen, um ferner die unten zu erörternde gewaltige Macht dieser „Missionsmittel" gehörig würdigen zu können, hielten wir diesen Ort für geeignet und diese Schilderung angebracht. Ein fertiges, volles Bild wird aber auch auf diese Weise vor unsern Augen entstehen, riesig in seiner Mannigfaltigkeit, furchtbar in seiner Wirkung.

1. Die gottesdienstliche Einrahmung des Werkeltags.

Wenn morgens früh der Pater Pfarrer sein stilles Gebet begonnen vor dem „Allerheiligsten“, die Ave-Glocke erklungen und das Signal zum Aufstehen gegeben war, erschallt Trommelwirbel auf dem großen Platze und in den Gassen. Es wird lebendig in den Quartieren, die Kinder und das junge Volk beiderlei Geschlechts unter 17 Jahren strömen herbei auf den Kirchplatz, um dem Unterrichte in der christlichen Lehre beizuwohnen. Vor dem Hauptthore der Kirche auf der einen Seite stellen sich die Knaben auf mit ihren Aufsehern, auf der andern Seite die Mädchen ebenfalls unter Obhut zweier vernünftigen alten Frauen, oder mangels derselben eines oder zweier alten Männer, Rerequeras, „Sorge tragende“, geheißen. Im Angesichte dieser ihrer Aufseher knien alle diese Kinder auf ihren Plätzen nieder und fangen an, die ganze christliche Lehre mit lauter Stimme herzusagen von der Bezeichnung mit dem Kreuze an, bis sie alle Gebote, Fragen und Antworten zu Ende gebracht haben. In einer halben Stunde ist das geschehen, „wenn gleich einer vorsaget und die andern wiederholen.“ Zu gleicher Zeit haben die Väter ihr Gebet beendet, die Kirchthüren thun sich auf, man läutet zur Messe, und die Erwachsenen kommen herzu. Das Benedicite und Laudate in Guarani-Zunge singend gehen die Knaben zuerst in das Gotteshaus und lassen in größter Ruhe und Ordnung sich dort nieder, ihnen zu beiden Seiten scharen sich die Männer. Alsdann folgen die Mädchen, lassen sich hinter den Knaben nieder, ihnen zur Seite hinter den Männern die Weiber. So war es Brauch nach alter Verordnung. Nun fängt die Messe vor dem Hauptaltare an, zwei in Scharlach gekleidete Ministranten-Knäblein thun den Dienst der Handreichung am Altare, Musikaufführungen tragen erhebend zu dieser Morgenfeier bei. Sobald das Schlußamen der Messe verhallt, sagt die ganze Gemeinde mit lauter Stimme die Handlung der Kontritio her, und zuletzt singen alle mit angenehmem Tone in ihrer oder der spanischen (?) Sprache das Benedicite und Laudate. Wie ein jedes gekommen, verläßt es das Gotteshaus mit größter Stille, die Thore schließen sich bis auf eins, denn habe jemand irgend freie Zeit, suche er das Heiligtum auf und verharre dort im Gebete, und stets seien Beter dort zu finden, versichert unsere Quelle. —

Hatte der Koch sich verspätet und die Frühmahlzeit nicht bereit, fingen die wartenden Jungen draußen auf dem Hofe der Väter noch einmal an, den Katechismus herzusagen, bis der erlösende Ruf erscholl:

„Es kommen die von 16 Jahren." Unter St. Isidori des Ackermanns oder der Jungfrau Schutze, deren Bilder und Statuen in Prozession vorangetragen wurden, begab sich die Jugend alsdann auf den Tupambac, um Gott in seinen Armen, Verlassenen und Kranken dort zu dienen. Eine schickliche Stelle barg den Heiligen vor den Strahlen der Sonne bis an die Wende des Tages. Müde der Arbeit kehren die Haufen um den Abend mit den Aufsehern und den Heiligen in die Reduktion zurück, begeben sich zum Gotteshause, woselbst vor der Thür genau wie am Morgen der Katechismusakt sich vollzieht, an den jetzt aber eine halbstündige Katechese sich anschließt; während derselben sitzt die Jugend im Gotteshause genau wie morgens mit dem Unterschiede nur, daß vom Portal bis zum Hauptaltar ein Gang freigelassen ist für den katechisierenden Priester. Der Gefragte erhebt sich und deutlich erschallt die Antwort. Wenn etwa die Hälfte der Zeit verstrichen, ruft die große Glocke die Erwachsenen zur Rosenkranzandacht, welche eine Viertelstunde währt. Man eilt ins Gotteshaus, klein und groß betet den Rosenkranz im Chor zugleich her, und am Schlusse desselben sagt ein Pater die Litanei der Jungfrau, und wie morgens vollzieht sich der Schlußakt des Gottesdienstes. Nur Sonnabends wird die Litanei der Jungfrau von den Musikanten mit dem Salve unter dem Schall der Instrumente mit aller Feierlichkeit abgesungen, singend spricht dann auch der Priester das Gebet. Außerdem unterscheidet sich der Montag von den übrigen Wochentagen durch eine Messe der Jungfrau und eine Seelenmesse für die Toten. Nach Ave-Maria-Zeit, die gemeinsam noch verlebt wird, begiebt sich alles nach Hause, und die Stille der Nacht legt sich um das weite Dorf her, Burriel 19—40, Charl. 1, 255; vgl. Sepps Brief aus Yapeyu. — So geht ein Tag wie der andere dahin in nie fehlender Regelmäßigkeit; aber sollten sich die Väter nie bewußt geworden sein, was sie damit diesen unsterblichen Seelen anthaten? Denn was zu einer grausamen Qual für die Jugend ward, wuchs zur Tortur heran für den mündigen Christen! Daß die Totenbeine reden könnten und die Trümmer zeugen! Allein dürfen wir weiter Zeugnis als dieser beiden gewaltigen Zeugen?

Ein wenig anders verlief das tägliche, kirchlich sich ausprägende Leben bei den Chiquitos. Man gestattete jenen feurigen Söhnen der Berghänge etwas freiere Bewegung, gab ihnen um ihrer hervorragenden musikalischen Veranlagung willen, in Anlehnung an vorgefundene heidnische Bräuche, täglich und vor allem Gelegenheit, die heitere Kunst zu üben, allerdings in religiösem Gewande, verwob aber dadurch ihr

Leben aufs engste mit dem Christentum und seinen Formen. „Des Morgens früh um 4 Uhr fing der Vater der Familie, oder statt seiner der älteste derselben, in seiner Hamaka liegend, an zu beten und zwar gewöhnlich das Vater Unser, das Ave Maria oder das Credo, und alle im Zimmer Gegenwärtigen wiederholten das von ihm gesprochene Gebet; dann ward gesungen. Bei beidem blieb man in der Hamaka liegen." Hierauf Frühmesse, nachmittags 4 Uhr Rosario für die Kinder und die Alten, nach Sonnenuntergang Doktrina und zwar an der Hauptthür der Kirche für die Knaben und um das große Kreuz auf dem Platze für die Mädchen, alsdann Gesang unter Musikbegleitung. „Um 8 Uhr abends kamen die Vorsänger und die gesamte Musik um das große Kreuz zusammen, und alle Familien versammelten sich in den Corridoren um den Platz. Mit Lichtern und Laternen in den Händen knieten alle nieder, und nun fing mit dem letzten Schlage der Glocke die Musik zu spielen an. Die Vorsänger begannen den Gesang und das ganze Dorf stimmte mit ein! Dieser schöne Abendgottesdienst besteht leider nur noch in San José und auch hier nur noch in einer höchst nachlässigen Weise; allein dessen ungeachtet macht derselbe noch immer eine tiefergreifende Wirkung. Die Macht der Musik an und für sich selbst, die herzergreifenden Melodien, die vollkommene Taktmäßigkeit der Indianer im Singen, die mondhelle Nacht, die rings umstehenden erleuchteten Korridore, welche wie ein magischer Lichtkreis aussehen, das weißgekleidete, auf den Knien liegende Volk, die weißen Mauern und Thüren, welche wie Gespenster emporragen, und im Hintergrunde die dunkelen Berge, alles dieses zusammen macht einen außerordentlich tiefen Eindruck und erweckt gewaltig ergreifende Ideen von stets trauriger und schwermütiger Art." Bach 46 f. Was dieser Autor erzählt, bestätigt uns im wesentlichen der alte Pater Fernandez in seiner Chiquitos-Missionsgeschichte, 121 ff. —

2. Die Feier des Sonntages.

Es hielt schwer, den Tag des Herrn von dem Tage der Menschen mit seinem immerhin reichen gottesdienstlichen Gewande abzuheben, denn was wäre schließlich übrig geblieben für Festtage und hohe Zeiten kirchlichen Lebens! Darum schreitet denn auch der Sonntag mehr oder weniger im Alltagskleide einher, nur daß die Arbeit ruhete und ein wenig mehr Ceremonielles dem Mangel abzuhelfen eingegliedert ward. Rom und die Jesuiten sind ja reich an dergleichen, und es dünkt uns nicht eitel Übertreibung, wenn Balussi, 2, 253 f., schreibt:

„Die heiligen Messen und Hochämter wurden mit dem majestätischesten Pompe gefeiert. Das Glockengeläute, die feierlichen Kirchengesänge, die Ornate, die Bilder und Bildsäulen der Apostel und Heiligen, die emporwirbelnden Weihrauchwolken, alles vereinte sich, die Indianer mit Lust und Frömmigkeit zu erfüllen. Eine ernste und harmonische Musik vollendete die Bezauberung der Herzen.“

Mit dem frühesten schon, berichten Eskandon und Nußdorfer, während des stillen Gebetes der Pfarrer, versammelt sich das Volk, gesondert nach Kazikschaften und getrennt nach Geschlechtern, auf dem weiten Kirchplatze unter den Augen des Fiskals, der genau die Menge kontrolliert. Ein gemeinsamer Gesang begrüßt den kommenden Morgen, dann thun die Thore des Gotteshauses sich auf, hinein gehen die Weiber durch die Hauptthür, hinein die Männer durch die Seitenthür, wie nach dem Geschlecht so auch nach dem Alter geschieden. Jede Altersklasse hat ihren Inspektor, welcher darüber zu wachen hat, daß ein jedes sich in den Regeln der größten Sittsamkeit bewege. Die Inspektoren der Kinder haben in ihren Händen ihre langen Ruten, um sie zu warnen, wenn sie dieselben auch nur im geringsten Maße von ihrer Pflicht sich entfernen sehen. Die ganze Gemeinde kniet nun nieder und betet einem, welcher am besten von ihnen auswendig weiß und laut vorsagt, alle Gebete des Katechismus samt den Fragen und Antworten nach; „und weil dieses Volk im Punkte der Rechnung und des Zählens so einfältig ist, so zählen sie nach geendigtem Katechismus auf gleiche Weise und laut von 1 bis 100 bis 200 u. s. w., ferner die Wochentage, Monatsnamen nach ihrer Ordnung“!! Nur an Festtagen fällt das Katechismusherſagen mit dem skandalösen Zählanhängsel weg, „sonst geschieht es unausbleiblich am Sonntage“; ja in der Advents- und Fastenzeit, belehrt uns unser Freund, der Fahrende, wird in Franz-Xaver drei bis viermal in der Woche hin und her in den Quartieren der Reduktion diese Übung außer der sonntäglichen vom Missionar, der von einem Trupp Kinder dabei begleitet wird, vorgenommen, weil die Kirche die Gemeinde zu fassen nicht imstande sei.

Dann erst tritt der Pater vor, erklärt den Memorierstoff für Junge und Alte mittels Fragen und einer Rede oder Predigt an alle, wobei er mit einem mannshohen Kreuze in der Hand vom Hauptaltare den Gang heruntergeht, den die Knaben und Mädchen freigelassen haben. Gemeiniglich steht er in der Mitte der Kirche, damit ihn alle hören mögen. Hierher etwa sind auch die Abkündigungen zu verlegen, Aufgebote, Be-

kanntmachungen, Verlesung von Generalatsverfügungen und Verordnungen der Bischöfe (?). Gleich nach dieser Rede geschieht das Besprengen mit Weihwasser, und die kirchliche Prozession von dem Hauptaltare herunter durch den Gang mit einem langen Mantel; bei dem Heruntergehen besprengt der Jesuit die Leute auf der einen Seite und beim Rückweg die auf der andern Seite; ein Knabe trägt die Weihwasserschale, und Musik begleitet diese kirchliche Handlung. Nach dem Besprengen stimmen die Musikanten den Introitus an und das Hochamt beginnt, wenigstens mit vier, auch wohl mit sechs Chorknaben und mit Wachskerzenträgern. Wenn die Messe aus, und die letzten Töne der Musik verklungen sind, verläßt die Gemeinde das Gotteshaus auf dem bezeichneten Wege. Stellt es bei nun stattfindendem Kirchenappell sich heraus, daß Personen gefehlt haben, wird für sie eine zweite Singmesse anberaumt. Wie der Fahrende angiebt, findet sonntags überall dreimal Hochamt statt, um 6, 7½ und 9 Uhr. Um 9 oder 10 Uhr etwa ist die gottesdienstliche Feier aus; die etwa zu taufenden Kinder werden zum Gotteshause getragen, und von jetzt bis zur Rosenkranzandacht erlustigt sich das Volk auf seine Weise, meistens auf dem großen Platze mit allerlei Spiel, Scheibenschießen, Pferderennen, Fußball, oder an Konzert auf einer Flußfahrt u. s. w. Die Rosenkranzandacht schließt den Tag des Herrn, Burriel 19—40, Charl. 1, 256 f., lettr. édif. XIII, 244 ff., Southey 2, 349, Church Coll. IV, 658, vgl. Messis 341, Techo 257 ff., Revue 1834, 707. —

3. Die Weihnachts-, Fasten- und Osterzeit.

Mit gespannter Erwartung sahen die Christen den hohen Feiertagen, Weihnachten und Ostern mit ihren Festkreisen, entgegen, denn diese Feste und ihre Zeiten brachten Außeralltägliches genug in ihrem verschiedenartigen Gepräge, in der Art der Vorbereitung und Begehung, und angenehm nur konnten sie den Christen das ertötende Einerlei des Katechismusherleierns unterbrechen. — Hören wir von Pater Sepp, was ersteres brachte: „Da die heilige Weihnachtszeit herannahete, machte ich ein schönes Kripplein, in mein annoch strohernes Kirchlein und Capellein, legte ein hölzernes Kindlein auf Stroh, zur Rechten stellte ich seine werthe Mutter, auf die Linke den heiligen Joseph eine Wachskerze haltend, den Ochsen und Esel aber zum Haupt des Kindes, welche die Indianer zum größten Trost ihrer Seelen anbeteten und verehrten auch dem Kindlein Hönig, Wachs, Weyhrauch, und was sie sonst hatten opferten sie. Nachmittags legte ich das Kind in eine Wiegen, worüber

sie abermals erstaunten, weil sie bisher ihre Kinder in Netze gelegt und geschwungen hatten. Die Andacht zu vermehren, ließ ich meine Musikanten munter aufblasen, und einen Hirtengesang anstimmen. Nach vollendetem Rosenkranz machte ich ein Marionettenspiel, indem ich in dem Kripplein gleich als auf einer Schaubühne, unterschiedliche Mohrenjungen, und Indianerknäblein auftreten ließ, welche kleine Schellen an den Füßen hatten und lustige Sprünge und Tänze machten. Auf dieses machte ich einen Thierkampf mit Widdern, wilden Stieren und Tiegerthieren. Mit diesen und dergleichen Schauspielen nahme ich die Augen und Herzen der Indianer dergestalt ein, daß sie nicht nur eine sonderbahre Andacht zu dem neugebohrenen Christkindlein gewannen sondern auch reichlich Wachs opferten," Sepp 1, 29; 2, 17 f. Ohne Frage müssen wir uns solche Feier an den andern Orten wesentlich anders denken, einfacher gestaltet, denn nur das Talent des gemütreichen Sepp und seine aus allen Zügen hervorstechende kindliche Art waren imstande, solches zu ersinnen und den erwachsenen Christen zu bieten. Was jedoch übereinstimmend diese Feste auszeichnete, war „eine Predigt im Choranzuge von der Kanzel nach dem Evangelio gehalten, welche, wenn sie auch eine Lobrede an die Heiligen!! ist, doch viele Regeln der Sitte und des Lebens enthält. Diese Predigten und Ermahnungen werden alsdann ihrem wesentlichen Inhalte nach für Männer und Weiber im Hofe und auf dem Kirchplatz wiederholt, entweder vor oder nach geschehener Untersuchung, wer fehle. Die Wiederholung verrichten gewöhnlich Oberbeamte in demselben Predigerton und wie und was der Jesuit zu allen in der Kirche geredet hat, und vermahnen sie zur Ausübung." Die Predigt werde ziemlich treu wiedergegeben, und das Volk höre eben so andächtig zu wie in der Kirche dem Jesuiten, Burriel 19—40.

Viel Abwechselung brachte die dann folgende Fastenzeit. Wöchentlich fanden Predigten statt, zwei oder drei, länger als die gewöhnlichen Sonntagsansprachen; auf ihren Inhalt und ihre Form lassen uns Sepp und P. Betschon schließen, wenn sie schreiben, eben dann werde „eine bewegliche Geschichte oder Exempel erzählt, nach welchem sie sich unter währendem 50 Psalm geisseln." Am Palmsonntage holten alle ihren geweihten Zweig, unter Jauchzen und Frohlocken; am Aschermittwoch brachte das Volk gar die saugenden Kinder mit sich, die geweihte Asche zu erhalten. Nachts in der Karwoche erschallte feierliche Trauermusik; alles Volk wohnte der Musikaufführung bei, die Lichter wurden ausgelöscht und die Männer geißelten sich während des Miserere.

„Dies können sie, da sie von den Weibern gänzlich abgesondert sind, mit allem Wohlanstande thun und dem Geräusch nach zu urtheilen geißeln sie sich nicht obenhin.“ „Auf einen Abend in der Charwoche stellten sie wohl einen Bett- und Bußgang an zu einem außer dem Dorf gelegenen Ort, welcher einigermaßen den Calvarienberg vorstellet. Einige aus ihnen beladen ihre Schultern mit einem schweren Creutzblock, andere umgeben ihre Häupter mit aus spitzigen Dörnern geflochtenen Kräntzen, viele schlagen sich gantz unbarmherzig mit Ruthen und Geiseln; den ganzen Zug beschließet eine lange Reihe Kinder, welche Paar und Paar gantz züchtig hereingehen und die Marterzeichen des leidenden Erlösers tragen.“ — „Sogar auch einige Knaben geisseln sich und zu Zeiten so kleine Knaben, daß ich ein oder andern dieser Geißler gesehen habe nicht über sechs Jahre alt, wenn nicht nur fünf Jahre alt. Und wiewohl ihm noch kein Blut floß, so bemerkte ich doch, daß sein kleiner Rücken von den Streichen sehr roth gefärbet war.“— „Auf dem Calvari-Berg werfen sich alle vor dem Creutz zur Erde, beten den sterbenden Heiland dehmüthigst an, erwecken die erhabensten Act der vollkommenen Reue, des Glaubens, Hoffnung und Lieb, erneuern endlich ihr heiliges Vorhaben, in der Erkenntnuß ihres Christenthums und in dem Dienst Gottes beständig, treu und eifrig zu verharren.“ — Am Sonnabend der Marterwoche tragen alle neues Feuer in ihre Häuser; aus der Kirchthür ward dasselbe gebracht, ein mächtiger Holzstoß mit ihm vor dem Gotteshause entzündet, und jeder nahm einen Brand mit nach Hause. — Der Aufbau des Grabes, die Grablegung Christi und die Wiedereröffnung des Grabes, sowie Herumtragen des Bildes des Auferstandenen in Prozession, „mit Musik und Danzen vergesellschaftet,“ früh vor der Messe schloß mit dem Osterfeste die Fastenzeit ab, Weltbott 1, 2 Teil, 47, 53; 1, Teil 7, 169, 64; 5, Teil 29, 556, 12, Sepp 1, 29, Burriel 48 f., 60, Pauke 110 u. 112.

Allein wir dürfen diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch nach zwei Seiten Umschau gehalten zu haben. Die Fasten- und Osterzeit der Guarani hat ohne Frage eine reichere Ausgestaltung im Laufe der Jahre erhalten; man ging auf dem eingeschlagenen Wege sinnlicher Darstellung der Heilsthatsachen weiter, ohne jedoch einem Carneval Raum zu bieten, und kam bei einer Festfeier an, welche ein Korrespondent der Revue des deux mondes in Bella Union, der letzten Kolonie der letzten Guarani, mit eigenen Augen sah. Um aber ein Vollbild religiösen Lebens zu erhalten, dürfen wir andrerseits die ganz anders gearteten Chiquitos nicht umgehen; reicher war dort von vornherein der

Ausbau, die sinnlich-fröhliche Lebensart forderte ein Mehr, vertrug aber auch ein größeres, um nicht zu sagen gröberes Maß römisch-kirchlicher Einwirkung. Und wenn verwandte Züge uns begegnen, wenn Grauen und Schrecken auf unsern Weg treten, wir meinen, auch dann verleugne sich die Eigenart des Chiquiteno nicht, unterscheide ihn wesentlich von dem düstern Guarani.

Geben wir zuerst dem eben erwähnten Korrespondenten in Bella Union das Wort: „Am Ende der Karwoche ward nichts Geringeres als das Leiden Christi und zwar mit erschrecklicher Wahrheit dargestellt; jede Person war vertreten, niemand fehlte beim Aufruf, nicht einmal der Hahn, als Petrus den Herrn verleugnete. Bei letzterem trabte ein Hund, dessen allegorische Bedeutung ich nicht zu enträthseln vermochte. Als die Nacht hereinbrach, trat der Zug aus der Kirche. Ein Kazike hielt in Guarani eine lange Rede, welche der Menge oft Seufzer erpreßte; dann ward Jesus den Henkern überliefert. Der Indier, welcher diese Rolle spielte, hatte sich freiwillig gestellt; aber man hätte einem richtigen Verbrecher nicht grausamere Martern auferlegen können als die waren, welche man ihm anthat. Er ward entkleidet, gebunden und bis aufs Blut gepeitscht, man spie ihm ins Angesicht, man warf ihn zu Boden, indem man ihn in roher Weise an seinen Banden von einer Seite zur andern zerrte. Schließlich setzte man ihm eine Dornenkrone auf und ließ ihn dann durch die Stadt gehen mit einem schweren Holzkreuze auf dem Rücken. Auf jeder Station wiederholten sich die Martern unter dem barbarischen Geschrei der Juden, die auf Guarani heulten: „Gegrüßet seiest du, Jesus von Nazareth!" — In auffallendem Kontraste zu diesen Scenen eines wilden Fanatismus stand das Verhalten der Zuschauer. Die Weiber hatten zum Zeichen der Trauer ihre langen schwarzen Haare über ihre weiße Tunika fallen lassen, sangen und seufzten in einem Atem. Hinter dem Zuge schritt eine große Anzahl von Büßern einher, welche zur Abbüßung ihrer Sünden verschiedene Arten von Strafen sich auferlegt hatten. Die einen, nackt bis zum Gürtel, ließen ihr Blut unter Geißelhieben fließen. Andere hatten ihren Hals in ein langes, schweres Stück Holz geklemmt, an dessen Ende ihre Hände angebunden waren. Ich übergehe mit Stillschweigen andere bizarre Bußen. Das Ganze endigte mit der Kreuzigung unsers Herrn; man hing ihn an ein Kreuz, ohne ihn indes fest zu nageln, allein zwecks Ausgleichung versetzte man ihm fünf Lanzenstöße in die Seite statt des einen, ohne ihn jedoch tödlich zu treffen. Ich wollte hernach das Grab besuchen, als man ihn hineingelegt hatte, allein ich

fand die Kirchthür bewacht von Juden mit spitzen Hüten, welche mir mit ihren Lanzen die Passage verwehrten, ich hätte denn zuvor meine Stiefel ausgezogen. Bald machte die Traurigkeit der Fröhlichkeit Platz. Am Ostersonntag früh wurden wir von Artillerie-Salven geweckt, denen das Läuten von ungefähr zwölf Glocken folgte, und von allen Seiten begannen die Tänze und Spiele auf dem Hauptplatze der Kolonie," Revue des deux mondes 1834, 705 ff.

Schauen wir nun nach den Chiquitos hinüber! „Der Karneval," beginnt Bach seine anziehende Darstellung, „spielte auch hier eine Hauptrolle unter den festlichen Tagen des Jahres. Zwei am Anfang und Ende desselben stattfindende Gebräuche sind vorzugsweise bemerkenswerth. Am Sonntag nach der Messe ward der Karneval eingeläutet, und nun zogen die Christen mit Lanzen und stumpfen Pfeilen um den Platz. Dann bildeten sie zwei Reihen, welche einander, je ein Mann einen der Gegenreihe, herausforderten: was zum Theil als eine schöne Gelegenheit angesehen wurde, sich an einander zu rächen. Beide Parteien schossen auf einander, jedoch nur drei Pfeile, dann hörte nicht allein das Schießen auf, sondern sie mußten sich auch brüderlich umarmen. Dasselbe geschah auch am Schlusse des Karnevals. Sobald nämlich am Dienstag die Oracion schlug, verstummten Sang und Tanz, alles Volk kniete betend an der Kirchthür nieder und nun fand eine allgemeine Versöhnung statt. Man bat sich gegenseitig um Verzeihung, indem dabei auch oft einer den andern um eine körperliche Züchtigung ersuchte, unter Darreichung etwa eines Riemens. Durch Umarmung ward die Verzeihung bestätigt. Es war dieses gleichsam eine allgemeine öffentliche Beichte, Pönitenz und Absolution; die dabei stattfindende Strafe aber war keine ernstliche, man gab dem andern nur schwache Hiebe, und diese sollten sozusagen mehr dazu dienen, dem Stolz und Eigensinn als dem Körper wehe zu thun." —

„Sowie dieser Act der Versöhnung zu Ende war, fingen die Glocken zu läuten an, um den Beginn der Fastenzeit anzuzeigen, und nun hörten alle Lustbarkeiten bis zum Ostersonntage auf. Während dieser Zeit waren jeden Dienstag und Freitag Abend 7 Uhr Gottesdienste eigenthümlicher Art. Auf ein gegebenes Zeichen nämlich wurden alle Thüren und Fenster der Kirche zugemacht, und alle Lichter bis auf eins im Chor ausgelöscht, und der Jesuit mahnte die Versammelten mit erhobener Stimme Buße zu thun; und nun fingen die Anwesenden an sich zu geißeln und zwar Dienstags die Männer und Freitags die Weiber. Dies dauerte eine Viertelstunde lang, während welcher die

Kirche aufs stärkste von den fallenden Schlägen erschallte. Doch fielen die meisten von diesen, indem die Dunkelheit den Betrug begünstigte, auf den Boden und die Säulen, wiewohl einzelne Anwesende von der Gelegenheit auch Gebrauch machten, um Privathändel auszufechten. Während dieser Geißelung ward auf dem Chor mit gedämpfter Stimme das Miserere gesungen, von den donnernden Worten des Predigers übertönt: eine sonderbare Scene! Nach einer Viertelstunde sank die Stimme des Predigers in ihren früheren Ton zurück, zum Zeichen, daß jetzt die Buße vorüber sei, der Gesang verstummte. Fenster und Thüren wurden wieder geöffnet, und die Lichter angezündet, und bald darauf war der Gottesdienst zu Ende."

„Manchmal ließ man bei dieser Bußfeier auch den Gottseibeiuns! erscheinen, und noch ist der zu diesem Behufe verfertigte Teufel zu San José in einem Winkel der Sakristei zu sehen: derselbe trieb dort noch vor 20 Jahren seinen Spuk. Nachdem der Pater von der Kanzel herab dem Volke seine Sünden vorgehalten hatte, rief er plötzlich: Jetzt kommt der Teufel, um Euch Alle zu holen! Und nun wurden fast alle Lichter ausgelöscht, und die Kirche geschlossen, und auf einem Gerüste fuhr Satanas einher, als ein großer schwarzer Kerl mit feurigen Augen, Nase und Zunge, Hörnern, Schweif und Hufen, und ein hinter ihm versteckter Indianer erhob ein furchtbares Gebrüll. Die Versammlung war, wie man sich leicht denken kann, in Verzweiflung und alle schrieen, während der Jesuit die Absichten des in der Kirche brüllend umherziehenden Teufels mit lauter Stimme auseinandersetzte. Nach einer Viertelstunde endlich sprach der Prediger: „Aber durch die Vermittlung der Jungfrau Maria, der heiligen Mutter Gottes, wird Euch noch einmal Gnade gewährt, und der Teufel darf Euch jetzt noch nicht holen!" Sogleich verschwand der schwarze Herr, und die Kirche erhellte sich wieder durch die angezündeten Lichter. Von dieser Anwendung des Teufels rührt die höchst sonderbare, bei den Indianern von San José noch bis auf den heutigen Tage bestehende Gewohnheit her, den Teufel in ihr Gebet einzuschließen, gleich als wenn sie das Sprichwort befolgten: „Es ist gut auch einen Freund in der Hölle zu haben.""

„In der Nacht des Palmsonntages fing das Fasten an, in betreff dessen jedoch — auch für den Guarani-Kreis — zu bemerken ist, daß die Indianischen Christen von den Päpsten und Jesuiten außerordentlich viele Freiheiten erhalten hatten: die Gesunden aßen zwar kein Fleisch, aber die Jesuiten sorgten dafür, daß sie vollauf zu essen hatten. Jeden Abend war nun Predigt. Am Mitwoch erhielt Jedermann einen neuen

Rosenkranz, und am Abend dieses Tages fingen die Prozessionen an, welche durch die Hauptstraßen gingen. Am Gründonnerstage wurden 12 Greise mit neuen Kleidern beschenkt und von den Jesuiten sowohl beim Essen bedient, als auch die Fußwaschung an ihnen vorgenommen. Am Abend dieses Tages fing die Geißelung an, die einzige von Bedeutung im ganzen Jahre. Die Poenitentes, welche Nägel und Stücke Glas an die Spitze der Geißel zu nähen pflegten, befleckten schon während der Predigt den Boden der Kirche mit Blut. In der Prozession gingen sie sich zerfleischend voran. Ich las, daß die Jesuiten verordnet hätten, sie sollten Masken tragen, damit sie ihr Verdienst nicht zur Schau trügen. Es könnte befremdend sein, daß die Missionare solche Zerfleischungen, wie sie wirklich stattfanden, zuließen; allein man muß folgende Umstände bemerken: Es durften, wie ich von alten Leuten erfuhr und aus Manuskripten und Büchern ersah, nur drei Indianer als Büßende auftreten und diese mußten junge, gesunde und kräftige Männer sein, und, sobald man die Knochen sah!, das Geißeln einstellen. Dieselben wurden hierauf auf das sorgfältigste verpflegt und geheilt, und jedenfalls hatte die Sache nie einen unglücklichen Ausgang, weil ja eine so weit getriebene Geißelung gegen das System der Jesuiten gewesen wäre! Auch ist zu vermuthen, daß die Jesuiten nur solche zu Büßern auswählten, denen diese Züchtigung wegen ihrer Trägheit oder sonstigen Schlechtigkeit heilsam war; denn die Wahl war die ausgedehnteste, und sehr leicht, da die Büßenden das ganze Jahr hindurch vorzugsweise geehrt wurden, und deshalb sich das ganze Dorf zu der Ehre, ein Penitente zu sein, drängte." Vgl. Orbigny III, Teil 1, 136 ff. und pag. 230 ff., woselbst entsetzliche Scenen einer fanatisierten, büßenden Menge, Scenen, welche den Beschauer zittern und beben machten und ihm die nächtliche Ruhe raubten, geschildert werden. Schon der alte Fernandez, berichtet uns zum Erweise der Wahrheit dieser Vorgänge über die damals aufgekommenen Büßungen im Chiquitoslande; die Steigerung liegt im Wesen solchen „Eifers um Gott mit Unverstand" begründet, Fernandez 126, lettr. édif. XXV, 53.

In St. Xavier sah Bach am Gründonnerstage folgende Scene: „Als der Geistliche an eine gewisse Stelle der Predigt kam, vernahm man ein wildes Getöse außerhalb der Kirche, und alsbald stürmten und tanzten zwölf in toller Weise verkleidete und Juden vorstellende Indianer mit Fratzengesichtern in die Kirche herein. Der Eine trug eine Leiter, der Andere einen Hahn, der Dritte einen Spieß, der Vierte ein Schwert, der Fünfte eine Geißel, der Sechste eine Flinte, der

Siebente eine Dornenkrone, der Achte ein Kreuz, der Neunte eine Schale Chicha (vielleicht der Essig auf Golgatha), der Zehnte Nägel und Hammer, der Elfte Stricke, und der Zwölfte, der den Judas vorstellen sollte, hatte eine ungeheuer lange Nase und trug einen Beutel voll Steine (Silberlinge), den er stets frohlockend über den Kopf schwang. Nun spielte die Musik ein lustiges Stückchen, und die zwölf Juden tanzten um das Gerüst, auf welchem Christus stand, und in der ganzen Kirche herum, indem sie die Trommel schlugen, die Ochsenhörner bliesen und wie Bären brummten. Es was etwas wie die Narren- und Eselsfeste im Mittelalter. Die anwesenden Weiber und Kinder schrieen, die Männer staunten, die Spanier aber lachten, und der Prediger predigte in heiligem Eifer unausgesetzt fort und übertönte Alle mit seiner Stimme. Endlich tanzte Judas allein, näherte sich dem Gerüste und schlug, den Judaskuß andeutend, so stark er konnte mit dem Geldsack auf dasselbe. Sogleich warfen hierauf seine Helfershelfer Stricke um das Gerüst, nahmen es auf die Schultern und trugen es tanzend zur Thür hinaus, um es in einer Kapelle auf dem Platze niederzulegen. Sobald auf den Schlag des Judas die Stricke geworfen und das Christusbild umgerissen wurde, bot die Kirche eine Scene großen Entsetzens dar: die Weiber schrieen wie besessen und zerrauften sich das Haar, die Männer waren ebenfalls außer sich vor Verzweiflung und einige von ihnen wollten sich auf die Juden losstürzen und wurden nur mit Mühe von den Alkaden und Kirchendienern zurückgehalten. Mir ward es dabei wirklich etwas bange, einer meiner Gefährten verkroch sich unter die Bank, ein anderer aber lief eiligst fort. Der Pfarrer gerieth gleich einem zweiten San Pedro in den größten Eifer und schalt mit allem möglichen Nachdruck auf die Juden." Die Anfänge auch dieses Skandals an heiliger Stätte finden wir bei Fernandez a. a. Orte.

„Die Prozession am Charfreitage, via sacra genannt, zeichnete sich durch eine Totenstille aus, welche nur durch den monotonen Laut einer Trauerpfeife, einige gedämpfte Trommelschläge und das hörbare Nachschleifen des Spießes von Zeit zu Zeit unterbrochen ward," Bach 57—64. Wir verlassen zur Zeit diese unheimlichen Gebilde des römischen Kultus, um später in den so gefundenen Rahmen das Bild des religiösen Innenlebens zu zeichnen. Das Erhabenste und Heiligste ist zum Spott, zur Fratze heruntergewürdigt, dort bei den Guarani zur schauerlichen Tragödie ohne sittlichen Wert, hier bei den Chiquitos zum Possenreißerstücklein! —

4. Beichte und Kommunion.

Mit Septuagesimä schon begann kraft eines vom Papste allen Indiern verliehenen Vorrechtes die Zeit, „der Kirche Genüge zu leisten" im Sakrament der Beichte; sie währte die Fasten hindurch über Ostern hinaus und endigte acht Tage nach Fronleichnam. Mit Ausnahme der Donnerstage, der Erholungstage der Väter, und der Sonn- und Festtage, deren Morgen der Gottesdienst in Anspruch nahm, und deren Nachmittage man „billig den Christen freilassen mußte, sich zu belustigen", ward täglich zweimal Beichte gehört um der Menge des Volkes willen. Das Sakrament begann mit den Großen und Alten nach Kazikschaften, und da alle in die Matrikel verzeichnet waren, so wurden sie auch nach selbiger erinnert und gefordert. Der Fiskal beschickte die Christen zwei oder drei Tage vor der Beichte, damit sie sich vorher zur Prüfung in der christlichen Lehre einstellten, eben derselbe Beamte frug auch alle an Stelle des Beichtvaters aus selbiger, „ohnerachtet man eine moralische Gewißheit hat, daß sie ein Jeder nach seiner Fähigkeit wissen werde." Jedwedem, welchen der prüfende Fiskal gut findet, wird ein hölzernes Täfelein, worauf ein S eingebrannt, gegeben, und wenn er zum Beichtstuhl kommt, überliefert er dem Pater dieses Täfelein zum Zeichen, daß er geprüft und in der christlichen Lehre gut befunden. Nach der Beichte und Absolution giebt ihm der Pater ein anderes Täfelein mit einem C. Und bevor er zum Abendmahl geht, giebt er es einem Meßknaben, der sie alle in einen Korb sammelt. Hat einer die Prüfung aus Furcht oder Unwissenheit nicht bestanden, so wird für den folgenden Tag eine zweite Prüfung anberaumt. Vor den Gittern der zwei prächtigen Beichtstühle stehen die Männer und Weiber gesondert in jedesmal bestimmter Zahl, je nachdem die Väter viel oder wenig andere, abhaltende Geschäfte haben; der Fiskal fragt darum an, wieviel er jeden Tag zu beordern habe, um nicht unnütz warten zu lassen. Bei den Chiquitos saßen während der Beichtstunden zwei Harfenspieler am Fuße des Hauptaltars und spielten schwermütige Stücke. Durch ein Loch wurden die Täfelein wechselseitig hindurchgereicht, ein neben dem Priester stehender Korb barg diese wichtigen Stücke. — Um aber den Christen mehr Freiheit zur Beichte zu lassen!!, kam unausbleiblich in einer Woche der Fasten ein fremder Prediger, der auch täglich zweimal Beichte saß. —

Die der Beichte folgende Kommunion geschah nach der Messe; die Kommunikanten „blieben denn da, um Dank abzustatten. Zu dem Ende

haben sie eine ziemlich lange und nicht minder andächtige, geschriebene Rede, die einer laut vorliest und alle andern in gleichem Tone wiederholen. Die Nichtkommunikanten gehen fort, kein Kommunikant wird ohne Dank fortgehen." Fand Erstkommunion statt, kamen wohl die Eltern mit ihren Kindern, Blumenkränze auf ihren Köpfen und Wachskerzen mit Sträußchen verziert in ihren Händen. — Am Sonntag nach Ostern ward den Kranken öffentlich das Abendmahl in der von uns beschriebenen Kapelle gereicht, nachdem tags zuvor Beichte in ihren Häusern gewesen war, „und mitten über den Platz ward die Communion mit mehr Andacht als Pracht zu ihnen getragen unter einem großen Gefolge des Volkes, welches den Herrn begleitet," Burriel 40—60, Pauke 111 f., Bach 60. —

Außer dieser österlichen Beichtzeit wurden beide Sakramente im Jahre viermal mindestens begehrt, wenn nicht öfter, insonderheit an den Festtagen Jesu Christi, Mariä und der Heiligen. Nicht wenige Gläubige beichteten und kommunizierten alle Monat, andere noch öfter, selbst alle acht Tage!!; es waren das die begnadigten Seelen, welche nach der evangelischen Vollkommenheit trachteten. In diesen Fällen begannen drei bis vier Tage vor dem Altarsakrament die Beichten, eine Prüfung aber fand nicht statt, auch war das Täfelein nicht notwendig. Außerdem fanden fast täglich Beichte und Kommunion der Kranken statt, welche von den Parabolani aufgesucht oder „aus Antrieb ihres Schutzengels und Gewissens" die Wohlthat der Kirche begehrten. War Gelegenheit bei einem fremden Priester zu beichten, so ward diese Gunst auch den Kranken verstattet. Mit einigem Gepränge trug der Priester das Allerheiligste in das betreffende Haus, Musik, Gesang und Glockengeläute aber begleitete diese Feier bei den Chiquitos. Seiner „Seligkeit ohne eintzigen Zweiffel oder Zaghafftigkeit versichert, welche allem Ansehen nach in dem Todtbeth zu versuchen oder zu ängstigen der Teufel keine Gewalt hat," verschied der Kranke, und mit kirchlichen Ehren ward alsdann sein Leib zur letzten Ruhe bestattet, Burriel 43 f., 52 ff., 58 f., Weltbott 1, Teil 7, 169, 63 f., lettr. édif. XIII, 247, Weltbott 1, Teil 2, 47, 53; 5, Teil 29, 556, 11, Sepp 1, 28, Bach 48.

5. Die Bruderschaften und die gottesdienstliche Gewöhnung.

So verstrich das religiöse Leben der Christen in den Reduktionen; der ganze Apparat römischen Christentums in seinem ceremonienreichen

Außenwerke war in Bewegung gesetzt, um auch in äußerlichen Gebärden den Ortschaften und ihren Bewohnern den Stempel des Gottesreiches zu geben. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß Kreuzschlagen und Kniebeugen, Medaillen und Rosenkränze dieser Signatur noch ausgeprägteren Charakter verliehen; was bei den Vätern der ersten Zeit, „den heiligen Voreltern", bedeutendes Missionsmittel gewesen war, blieb beiden Parteien lieb in späteren Tagen als Erinnerung nicht nur, sondern als wesentlich christliches Moment, Sepp 1, 28, Burriel 90, Fernandez 122 f., Southey 2, 414, Techo 328.

Dasselbe galt von den Bruderschaften und ihrem hervorragenden Anteil an dem religiösen Leben der Gemeinde. In jeder Reduktion waren deren mehrere, vor allem Michaels des Erzengels, zu welcher die Männer vom 12. bis 30. Jahre, und die der Mutter Gottes, zu welcher nur die frömmsten Leute, auch Weiber zugelassen wurden. Letztere hießen „Parthenii Sodales," „Deiparae Clientes," „Serti Mariani". Auch Kinder scheint man dieser Genossenschaft, wenigstens in den ersten Jahren, zugesellt zu haben. Genannt wird ferner die Bruderschaft vom Scapulier, vom Rosenkranz, vom Altarsakrament. Der Vertrag oder Brief der Bruderschaft, welcher die Gesetze des genossenschaftlichen Lebens enthielt, ward von den Betreffenden selbst unterzeichnet und von dem Pater Rektor gegengezeichnet. Vorsteher leiteten die Genossenschaft und wachten über dem Verhalten ihrer Brüder. Wie eben die Bruderschaft selbst etwas Besonderes war, wie man eifersüchtig und zelotisch wachte über Reinheit des Lebens und Lebendigkeit des Glaubens der Genossen, ein wiederholtes Beichten und Kommunizieren bestimmt erwartete, so hielt man auch den Brief in hohen Ehren, verwahrte ihn das ganze Leben, legte ihn auch wohl in dasselbe Behältnis zu den Reliquien und begrub ihn schließlich mit seinem Besitzer. Die Vorsteher empfingen vom Priester zu Anfang jeden Monats den Heiligen des Monats, um ihn weiterzugeben. Bei jedem Krankenberichte mußte eine bestimmte Zahl aus der Bruderschaft vom Altarsakrament, so wenigstens glauben wir den Fahrenden verstehen zu müssen, das Hochwürdigste mit der Fahne begleiten. Es mochte das ein Rest einer Einrichtung sein, welche die Väter in den ersten Jahrzehnten ihrer Missionsthätigkeit getroffen hatten. Jeden Sonntag fand damals nämlich aus der Marienbruderschaft eine Auswahl von sechs statt, welchen die tägliche Krankenpflege oblag neben der Armenpflege. Als es keine „Arme" mehr gab, und das Institut der Curuzugu aufkam, verwandte man, um nicht die alte Sitte ganz hinfällig zu machen, die Altar-

sakramentsbrüder in oben angegebener Weise. Auch für die Begräbnisse trugen sie Sorge in damaligen Zeiten, eine Verwendung, welche möglicherweise, besonders in Zeiten der Seuche, geblieben sein mag. Endlich gebrauchten die Väter diese Kongregationen, um mittels ihres Vorbildes und Einflusses anders schwer zu erreichende Wünsche durchzusetzen; wir erinnern an das oben von der Haartracht der Christen gesagte. Wie hoch man diese Vereinigungen schätzte, mag daraus hervorgehen, daß „ein Kleid für den güldenen Wagen des Präfecten der Congregation“ ohne Anstand in dem Sakristeiinventario von San Angel seinen Platz fand. Was sonst von ihnen zu sagen ist, wird in anderm Zusammenhange vorgeführt werden, Burriel 49 f., Southey 2, 338, lettr. édif. XIII, 246, Mess. paraq. 140 f., 183, 194 ff., 342 ff., Paraq. 191, 225, 236 u. öfter, Techo 304, Bret 2, 400.

„Es scheint nicht, so schließen wir diesen Teil ab, um auch über das innere religiöse Leben der Christen, soweit es der kirchlich-ceremoniellen Darstellung gegenüber zur Geltung kam, ein Zeugniß zu erhalten, welches seiner Zeit in anderem Zusammenhange an Bedeutung gewinnen wird, — es scheint nicht, sondern es ist in diesem guten Volke die Frömmigkeit und Ehrerbietung für alle heiligen Sachen, Feierlichkeiten und Ceremonien der Kirche angeboren. Vor den Bildern der Heiligen, besonders Christi und seiner allerheiligsten Mutter tragen sie eine ganz besondere Achtung. Das Kreuz halten sie in solcher Hochachtung, daß sie nie Holz verbrennen werden, wovon ein Kreuz gemacht gewesen, so viel Kreuze sie auch in ihren Flecken, Häusern und Feldern haben: ja wenn ein oder ander Stück vom Kreuz aus bloßem Alter abfället, so legen sie die Stücke an den Fuß desselben, bis es die Zeit verzehret, und dies thun sie ebenmäßig wenn sie statt des alten ein neues Kreuz aufrichten. Die Sachen, welche unmittelbar zum Altar gehören, tragen weder der Küster noch die Meßknaben mit bloßer Hand, sondern mit einem Tuche, als wenn es lauter geheiligte Kelche wären, und von dieser tiefen Ehrerbietung sind nicht einmal die Wachskerzen ausgenommen. Das Wort Gottes hören sie mit der größten Aufmerksamkeit, bei den Ermahnungen und gewöhnlichen Predigten im Jahre sowohl als in der Fastenzeit,“ Burriel 58 f. —

Besonders hoch gingen die Wogen des gottesdienstlichen Lebens an dem speciell römischen Fronleichnamsfeste, an den Tagen der Schutzheiligen, eines Ignatius, der Jungfrau und anderer, nicht zu vergessen der lebendigen Heiligen, der Väter, deren Namenstag mit öffentlichen

Vergnügungen gefeiert ward. Alle Quellen, selbst die ältesten aus den Tagen noch bestehender Sammlung, bieten in reicher Fülle Material, um uns Einblick zu verschaffen in dieses echt römische Treiben. Denn von vornherein und in bewußter, ganz bestimmt ausgesprochener Absicht boten die Väter den „Christen" diese Speise, führten die Kulte der Heiligen ein in „festis diebus et sacramentis", und wir meinen, es lasse sich eine Bereicherung und Steigerung der Ansprüche wie der Leistungen ohne Frage nachweisen, wenngleich der Grundgedanke und die zuerst gezogenen Linien immer wieder sichtbar werden, bis wir, wie schon oben an konkreten Beispielen nachgewiesen, vor einer Verzerrung halt machen, welche die ganze Leere und das von vornherein Ungesunde solchen Thuns uns erkennen lassen, Techo 136, Bougainville 100, Pauke 110.

6. „Das zarte Frohnleichnamsfest."

Wir beginnen mit dem „zarten Frohnleichnamsfeste", welches in das Ende der österlichen Beichtzeit fiel. Viele Tage nehmen die Zurüstungen in Anspruch, das Uhrwerk der Arbeit steht gänzlich still, reges Leben herrschte auf den Gassen, in den Feldern, scharenweis zogen die Christen in die nahen Wälder, um den Schmuck zu beschaffen, Handwerker und Künstler eilten auf dem großen Platze geschäftig hin und her, freudige Erwartung spiegelte sich auf allen Gesichtern. Allen Pomp zwar und Aufwand, Pracht und Kostbarkeit, wie das Mutterland solches liebte und reichlich bot, hatten die Väter fernzuhalten gewußt; um aber den religiösen Sinn ihrer Christen anzuregen, sie zur Selbstthätigkeit und Opferfreudigkeit anzuspornen, ließen „sie alle Schönheiten der einfachen Natur von ihren Händen geschickt ordnen zu einer Mannigfaltigkeit, welche ihre ganze Pracht zum Ausdruck brachte. Ja, diese Natur ward hier, wenn ich so sagen darf, ganz Leben, denn auf den Blumen und Baumzweigen, aus denen die Bogen, unter welchen das Allerheiligste hindurchgeht, bestehen, sieht man Vögel von allen Farben sich wiegen, welche mit Fäden an ihren Füßen befestigt sind und zwar derart, daß sie ihre volle Freiheit zu haben und lediglich gekommen zu sein scheinen, um ihr Gezwitscher und das Wirbeln ihrer Töne in den Gesang des Kirchenchors und das Rufen des Volkes zu mischen und den zu loben, dessen sorgendes Walten ihnen nie gefehlt hat." „Alle Straßen sind mit schön gearbeiteten Vorhängen tapissiert, welche durch Guirlanden voneinander geschieden sind, sind mittels Blumengewinden und grünen Teppichen in lieblicher Symmetrie in einen Blumengarten

verwandelt. In gewissen Zwischenräumen sieht man Löwen und Tiger!! wohl verwahrt, und schöne Fische, die in großen Wasserbehältern sich ergötzen. Mit einem Worte was lebt und webt, ist gegenwärtig, gleichsam Abgesandte der Creaturen ringsum, daß sie Lehnspflicht thäten dem Menschensohne in seinem hohen Sakrament."

Orangen- und Rosenwasser sind in den Gotteshäusern reichlich gesprengt, Matten decken den Weg, den die Prozession von da aus nimmt, Blumen und wohlriechendes Kraut, oder künstliche Blumengebilde aus geröstetem weißen Harze streut das Volk der Kinder darüber hin, ehe noch die Schaustellung beginnt. „Und in den Schmuck des Laubes hängt man das Fleisch frischgeschlachteter Tiere neben alle die andern Speisen, welche solches Fest mit sich bringt. Auch fehlen nicht die Erstlinge der Ernte, um sie dem Herrn im Himmel zu opfern, nicht die Aussaat, daß „„Seine Majestaet der Herr"" sie segne. Der Gesang der Vögel, das Gebrüll der Löwen, das Geheul der Tiger, die Stimmen der Sänger und der Zuruf der gesammten Volksgemeinde, — Alles stimmt in Eins zusammen und bildet ein Konzert, welches einzig dasteht." Bunte Hecken von Zweigen und Bäumen ziehen sich rund um den Kirchplatz, in einzelne Dekorationsstücke gesondert, deren Techos Gewährsmann einst 1500 zählte. In den vier Ecken des Platzes sind vier Altäre mit brennenden Kerzen angebracht, „um den Herrn, wenn er dahin kommt, darauf zu setzen." Wenn nun die die Stunde der Prozession gekommen, das Volk sich geordnet, „gehen vor dem Herrn her zwei wohlgeputzte und gekleidete Kinder, welche den ganzen Weg Blumen streuen." „Hinter dem Sakrament wird die große Königsstandarte getragen, und die höchsten Beamten halten die Quasten des Thronhimmels; hinterdrein marschiert das Militair zu Fuß und zu Pferde in musterhafter Ordnung." „Sobald der Priester mit der Monstranz einem der Altäre sich naht, setzt er sie eine gute Weile darauf, da sich inmittelst die Musik hören läßt, und die Tänzer in spanischer Kleidung, Schuhe nicht ausgenommen, tanzen." „Aber wie bezaubernd dieses Schauspiel auch sein mag, die Frömmigkeit, Sittsamkeit und Hochachtung der Festtheilnehmer bilden ohne Zweifel den Hauptglanz, — eine Wolke von Heiligkeit scheint ausgegossen über aller Angesichter. Und der Triumph des Weltheilands ist nirgends vollendeter als in diesem Lande der Wildniß, wo man vor hundert Jahren seinen Namen nicht kannte." Sobald das Sakrament in das Gotteshaus zurückgebracht ist, verteilt der Priester die ausgestellten Lebensmittel und wendet das Beste den Kranken zu. Abends wird ein Feuer-

werk abgebrannt. „An dieser Prozession gefällt sich das gute Volk sehr," Weltbott 5, Teil 29, 556, 12, Charl. 1, 258 ff., Burriel 46 f., lettr. édif. XXV, 54 f., Charl. 1, 254, Southey 2, 340 f., Techo 298.

7. Öffentliche Lustbarkeiten.

a) Allgemeines.

Auch ohne diesen letzten Zusatz glauben wir, daß „das gute Volk" sein besonderes Interesse an solchen Schauspielen gezeigt habe, denn was Pater Charlevoix von den öffentlichen Vergnügungen behauptet, möchte auch auf rein kirchlichem Gebiete seine volle Geltung beanspruchen. Jene nämlich habe man für notwendig erachtet, nicht sowohl zur Erhaltung der Gesundheit, als vielmehr, um den Christen einen heitern Sinn, air de gaieté, zu bewahren. Befürchtungen für die Tugendmäßigkeit brauche man dabei keinesweges zu hegen, setzt der fromme Pater, um ja nicht den leisesten Verdacht auf das „gute Volk" fallen zu lassen, hinzu, im Gegenteil diene solches lediglich dazu, dieselbe recht liebwert zu machen und den Eifer anzuspornen, wenn man nur nach dem Exempel des königlichen Propheten das himmlische Vaterland sein Princip sein lasse. Nicht minder habe der Gesichtspunkt der festeren Verbrüderung und die Pflege des Gemeinsinns der Massen gegolten. In der That sei auch dadurch das Band fester geknüpft; daß jenes famose Princip zur Geltung gelangte, dafür sorgten mit wachsamem Auge die Väter, welche die Christen in den Grenzen der Wohlanständigkeit zu halten wußten, sowie der Ausschluß des weiblichen Elementes von aktiver Beteiligung, Charl. 1, 262 f. Ob dennoch nicht das „gute Volk" samt den frommen Vätern auf Abwege geriet, wird der Gang der Darstellung zu zeigen haben.

Diese öffentlichen Vergnügungen also trugen sämtlich kirchlichen Charakter nach dem „Exempel des königlichen Propheten". Selbstverständlich subsummieren wir hier nicht die oben erwähnten Spiele an den Sonntagnachmittagen, — aber es mochte sonst sein, was es wollte, die Väter verstanden es meisterlich, überall die Idee des Gottesstaates zur Geltung zu bringen! Will Pater Pauke dem spanischen Gouverneur seiner Mokobier Loyalität beweisen, diesen selbst aber in feierlichem Aktus ihre schuldige Unterwürfigkeit gegen den König von Spanien ins Gedächtnis zurückrufen, stellt er dazu ein Pferde-, Maultier- und Eselreiten an mit verschieden uniformierten Reitern, nebst Ringelrennen, bei dem auch

die den Feinden abgeschnittenen Köpfe in den Händen der jauchzenden Weiber nicht fehlten, — ihre Weihe aber empfing diese Parade durch einen Zug ins Gotteshaus und durch ein Hochamt. Aber der Schlesier Pauke ist ehrlicher denn jener andere Zeuge, denn das Ungehörige fühlend setzt er entschuldigend hinzu: „Man wird mir diese Erzählung der Feste vergeben, da sie zum Theil auch beweiset, wie sie Gelegenheit zu religiösen Gefühlsäußerungen gewesen sind.“ Andrerseits aber wahrt er die Tradition und fährt unter dem Banne jesuitischen Gehorsams fort, um ja nicht den Gerichten zu verfallen: „Selbst rauschendes Vergnügen war von dem Gebete begleitet, und so sehr meine Pfarrkinder dabei auf die Lustbarkeit gedacht haben mögen, so genossen sie diese doch erst, nachdem sie ihr Gewissen durch das Sakrament der Buße gereinigt hatten.“ Wie es mit diesen „religiösen“ Gefühlsäußerungen bestellt gewesen sei, zeigt der Verfasser selbst; ein Weiteres versparen wir für später, allein schon die nachfolgenden Ausführungen werden uns zeigen, daß nach Absolvierung der kirchlichen Einrahmung das „Weltliche“ gänzlich überwog, und alles zum Spektakelstück heruntersank, bei welchem das „himmlische Vaterland“ nicht mehr „Princip“ sein konnte. Mit gutem Bedachte haben darum auch von Charlevoix, Eskandon und Nußdorfer an die römischen Quellen dieser „öffentlichen Lustbarkeiten“ nur im vorbeigehen und unter Hervorhebung oben bezeichneter frommer Gesichtspunkte gedacht, um nur nicht den heiligen Nimbus, den die eigenen Ordensschriftsteller um die Reduktionen gewoben, zu zerstören, Hahn 5, 162, Balussi 2, 253, Pauke 112—118.

b) Das Fest des Schutzpatrons.

Seit alters ausgezeichnet war das Fest des Schutzpatrons oder der Patronin, waren Feste jesuitischer Heiligen. Sonstige kirchlich-weltliche Feste, wie zum Beispiel zu Ehren des Landesvaters oder sonstiger Größen spanischer oder römischer Zunge, machte man kurz ab, mit einem Hochamt meistens, um ja nicht die selbsterwählten Heiligen zu beeinträchtigen, Bach 49, vgl. Bret 2, 417. Bis zu welchem Grade die festliche Ausgestaltung gediehen war, möge die Beschreibung eines Festes des Schutzpatrons bei den Chiquitos erweisen. Unser Gewährsmann, die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart schauend, bald Selbsterlebtes, Reste verschwundener Tage, bald was alte Sakristeibücher und andere Aufzeichnungen ihm verrieten, vermengend, führt uns in vorzüglicher Weise, paradigmatisch, das Missionsdorf im Festgewande vor die Augen. Folgen wir um so vertrauensvoller seinen Worten, als Charlevoix 1,

258 uns vermuten läßt, daß es bei den Guarani ebenso herging wie an den Abhängen der Sierra von Santa Cruz.

Drei Tage währte das Fest. Schon der Tag vorher war für die Christen von Bedeutung, neue Kleider wurden ausgeteilt und da man Gäste zu erwarten hatte, Lebensmittel im Überfluß. „Am Morgen des ersten Tages ward um 9 Uhr das Fest eingeläutet, und Trommeln, Pfeifen und andere Instrumente ertönten von allen Ecken und Enden des Dorfes her. Hierauf begab sich die Dorfobrigkeit und alles Volk zur Kirche, wo der Pater Rector einem Alkalden die Fahne des Dorfes übergab, welche neben dem Altar stand und gleich dem Corpus Christi nur zur Verherrlichung großer Feste diente und dem Dorfe jährlich nur dieses Mal übergeben ward. Sobald diese Bandera vor der Kirchthür erschien, fiel alles Volk auf die Kniee nieder, alle Glocken fingen an zu läuten, mehr denn 100 Trommeln und Pfeifen ertönten, und die ganze übrige Musik fiel mit ein. Der Fahnenträger hielt nun eine Rede an den Pater und das Volk über die Verdienste des Schutzheiligen, über die Dreieinigkeit, die Mutter Gottes, Gehorsam, Arbeitsamkeit, Himmel und Hölle. Dann ward dreimal ein stattlicher Zug durch alle Hauptstraßen des Ortes gehalten; voran gingen Possenreißer, welche als alte Leute, Wilde, Tiger, Affen, Pferde u. s. w. verkleidet waren. Dann kam die liebe Jugend, welche ohne Unterlaß frohlockte und jauchzte, und hierauf die Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ihnen folgte die Musik. Hierauf kam die Fahne, welche von einem zu Pferde sitzenden Alkalden getragen wurde und von zwei andern Alkaden an seidenen Bändern gehalten ward. Diese drei Ehrenmänner zogen mit bedecktem Haupte einher, und ihre Amtsstäbe wurden ihnen vorangetragen. Der Fahne folgte die gesammte übrige Obrigkeit und zuletzt das ganze schöne Geschlecht, singend, tanzend, vor Freude weinend und die Arme nach der Fahne ausstreckend. Die Väter gingen nicht mit. Nach dem dritten Umzuge ward die Fahne in den Corridor des Trägers gebracht und dort auf ein Paradebett gelegt, wie ein neugebornes Kind eingewickelt; eine Ehrenwache ward bei ihr aufgestellt, und ein, gewöhnlich aus Anfängern bestehendes, Orchester spielte hier ohne Unterlaß."

„Nachmittags drei Uhr ward der Umzug von Neuem gehalten. Hierauf fanden in der Kirche feierliche visperas statt und wenn dieselben zu Ende waren, ward der Heilige auf die Schwelle des Haupteinganges getragen, und nun fingen die Volksbelustigungen an. Knaben, phantastisch gekleidet und gut eingeübt führten Tänze auf; dann ward das Stabspiel und der Bänderstangentanz getanzt und gespielt. Zur

Abwechselung wurden unter der Kirchthür Loblieder zu Ehren des Heiligen gesungen. Dann machten Männer pantomimische Darstellungen mit Lanzen und Fahnen, die Possenreißer ergötzten das Volk durch Hanswurstiaden; Glocken, Trommeln und andere Musik ertönte ohne Unterlaß. Während dieser Ergötzlichkeiten saßen die zwei Jesuiten und einige andere ihrer Mitarbeiter im Weinberge des Herrn in ihrem vollen Ornate, ernst und feierlich und auf Alles acht gebend, auf Prachtsesseln auf beiden Seiten des Patrons, von den Alkalden und Kirchendienern umringt; dabei winkten sie bald einigen Kindern, welche durch Lachen und Schreien die Festlichkeit zu sehr störten, freundlich zu. Bald hießen sie einen Alkalden einer Mutter mit ihrem Kinde Platz schaffen, damit sie die Tänze besser sehen könnte; bald riefen sie eines der Kinder zu sich, um es streichelnd zu liebkosen. Waren die angeführten Ergötzlichkeiten zu Ende, so wurde wieder ein Fahnenumzug gehalten, und dann die Fahne auf das Paradebett zur Ruhe gebracht. Rings um dieselbe brannten während der Nacht Laternen, und es waren eine Wache und ein Orchester bei ihr aufgestellt, welche beide alle zwei Stunden abgelöst wurden. Jeder Vorübergehende übrigens beugte das Knie vor der Fahne. Im Innern des Hauses war ein brillanter Ball, welchen der Ayudante und seine Gäste auf einige Minuten mit ihrer Gegenwart beehrten. Auch in allen Wohnungen ward die Nacht hindurch getanzt, gesungen und getrunken."

„Am folgenden Tage, dem eigentlichen Tage des Schutzheiligen, war schon früh morgens der Platz mit Ehrenpforten von Laub und Blumen geschmückt, ebenso alle Thüren der Kirche, des Colegio und die Wohnung der Alkalden, sowie die Stühle der Patres. Die Hauptthür der Kirche war mit Früchten des Feldes geschmückt. Um 8 Uhr ward zuerst wieder Fahnenumzug gehalten, dann aber kam als gallo del dia die Prozession des Schutzheiligen, bei der anstatt des Jauchzens und Frohlockens beim Fahnenumzuge, Ernst und Andacht herrschten." Ein Triumphgesang im höhern Chor zu Ehren des Heiligen schallte mächtig und erhebend daher. „Das Bild des Patrons war hierbei von denen aller anderen Heiligen der Kirche und von der Fahne begleitet. Die Prozession machte einen Umzug um den Platz und kehrte dann in die Kirche zurück." Teppiche, Früchte, Haustiere lagen auf dem Wege und an den Seiten, Gaben wurden voraufgetragen als Dankopfer für des Heiligen väterliche Fürsorge. „Dieser Prozession wohnten auch die Patres, mit Gold und Silber geschmückt, von Rauchfässern umgeben und unter prächtigem Himmel einhergehend, bei, sowie alle Kirchendiener

in vollem Ornate und die obrigkeitlichen Personen mit brennenden Wachslichtern. Sobald man in die Kirche zurückgekehrt war, wurde und zwar in der Landessprache eine Predigt über die Verdienste des Heiligen gehalten, sowie nachher ein feierliches Hochamt, welches manchmal an zwei Stunden dauerte. Hiermit war die gottesdienstliche Feier zu Ende, und nun wurde im Colegio ein Fest anderer Art gehalten: die ganze Obrigkeit trat ein, stattete ihre Glückwünsche ab und ließ sich an den aufgestellten Tischen zum Essen und Trinken nieder; ebenso erschien das ganze Dorf und erhielt vollauf zu essen und zu trinken. Das Innere des Colegio war jetzt einem Jahrmarkte zu vergleichen, so groß war das Drängen und Treiben in demselben, besonders durch die Weiber, welchen ja sonst der Zugang verboten war. Dabei ertönte Musik und die Knaben und Mädchen tanzten."*)

„Um 12 Uhr fingen die Glocken an zu läuten, zum Zeichen des Beginns einer der schönsten Cerimonien, welche ich jemals sah. Jede Familie brachte ihr Essen herbei, welches theils aus rohen Früchten, theils aus Schüsseln mit gekochten Speisen bestand; alle stellten sich in zwei langen, vor der Kirchthür beginnenden Reihen auf und legten das Essen vor ihren Füßen nieder. Hierauf erschien der Jesuit in reicher Kleidung, und der Patron ward an die Thür der Kirche getragen, alle Glocken fingen an zu läuten, die Musik spielte, ein Triumphgesang ertönte, und alle Anwesenden fielen auf die Kniee nieder und beteten. Der Missionar aber segnete, mit den Chorknaben zwischen den beiden Reihen der Knienden einherschreitend, das Essen, indem er es mit Weihwasser besprengte. In den Korridor der Kirche zurückgekehrt wandte er sich segnend nach dem Volke um, und nun erhob sich die kniende Menge, brach in ein Freudengeschrei aus, welches alle Glocken, Trommeln, Pfeifen und Gesänge übertönte, und trug frohlockend die Speisen nach Hause." Nunmehr gab sich jedermann der Fröhlichkeit hin und ließ sein Herz guter Dinge sein; herzlich waltete die Gastfreundschaft bei den reichlich gespendeten Lebensmitteln. Auch die Väter dachten jetzt

---

*) Ähnliche Festessen, aber von den vornehmsten Christen auf Kosten der Patres hergerichtet, erwähnt P. Eskandon; etwas Besonderes dabei war die vor dem Mahl stattfindende Weihe der Tische, welche unter Drommeten und Waldhornklang in das Kollegium getragen wurden. Der Heilige des Tages zierte einen der Tragtische. Auch ging wohl der Pater auf die Straße, um die dort stehenden Tafeln zu weihen, ein Akt, welcher wegen minderer Feierlichkeit den Christen weniger gefiel, Burriel 79 f.; vgl. hierzu die Weihen der Speisen am Patronstage bei den Chiquitos. —

an Erholung und Genuß unter Musik, Gesang und Tanz, nachdem die Berufspflichten streng und pünktlich erledigt. —

„Um zwei Uhr nachmittags ward der letzte und darum auch geräuschvollste Umzug mit der Fahne gehalten; diese ward hierauf in die Kirche zurückgebracht und dem Jesuiten überreicht, um nun von neuem an dem Altare aufgestellt und erst nach Verlauf eines ganzen Jahres dem Dorfe wieder übergeben zu werden. Diese Rückgabe war ein herzzerreißender Akt der Trauer, Alles wehklagte und weinte so laut und heftig, daß man hätte meinen sollen, alle Maisfelder wären verwüstet, und das ganze Dorf liege in Schutt und Asche. Doch dauerte diese Schmerzensscene nicht lange, denn um vier Uhr begann eine Fröhlichkeit entgegengesetzter Art. Auf der Plaza fanden Wettspiele statt" im Beisein der Väter; hier belustigte die Kletterstange, mit Preisgegenständen behangen, dort spielten die Mädchen eine Art Blindekuh, man schoß mit stumpfen Pfeilen, spielte „Rompe cabezas" oder „zerbrich den Kopf". Reiterspiele waren verpönt. Für alles bestanden Preise, ein Tusch verherrlichte den jedesmaligen Sieg. War das Spiel aus und die Jugend ermüdet, so ward von einem Balkon des Colegio aus die Colazion, d. h. eine große Menge Käse und hartgebackener Süßigkeiten unter das Volk geworfen, Bach 49 ff. —

„Mit einbrechender Nacht wurden die Kirche und das Colegio illuminiert, und um das Kreuz auf dem Platze herum ein Feuer angezündet. Um 8 Uhr fing die Comedia an. Für diese war auf dem Platze ein Gerüst erbaut, welches mit Stühlen für die zuschauenden Standespersonen versehen war, während das Volk sich im Halbkreise umher lagerte. Das Theater war durch einen Vorhang in zwei Teile geschieden, die Dekorationen waren äußerst einfach. Gewöhnlich ward am ersten Tage eines der bekannten sogenannten Autos sacramentales, wie San Ignacio, San Justo y Pastor, aufgeführt, die zwei folgenden Tage aber Entremeses, wie der Doctor Borrego, El barbero ó el borracho, El Colegial, El Eucharrero. Auch Pantomimas hatte man; jetzt aber werden diese nur noch in San Ignacio aufgeführt, wo ich ihnen beiwohnte; die erwähnten sechs dramatischen Stücke sah ich selbst noch aufführen. Früher wurden alle theatralischen Stücke in der Landessprache gehalten, jetzt aber finden sie in der spanischen Sprache statt. Der Doctor Borrego, Dr. Hammel oder Dr. Schaf, ist die beste jener Komödien und eine Satire auf die Ärzte. Im Barbero wird ein Knabe auf das Theater getragen, der den San Juan de Dios vorstellt; diesem hält man ein Licht unter die Nase und

an die Hände, welches er ausbläst und wegschlendert; dann erteilt er die Absolution mit der linken Hand und mit den Füßen und zuletzt gießt er auf den Barbier, der sich tot gesoffen hat und am Boden liegt, eine Kürbisflasche Chicha, worauf dieser lebendig wird, und alle Anwesenden Mirakel! Mirakel! schreien. In San Justo y Pastor werden zwei ermordete Knaben dieses Namens mit Stricken in den Himmel gezogen. In den Pantomimas sah ich 6 Männer neben einander knien, auf diese 4 andere und auf diese wieder zwei, auf diese zwei aber einen Knaben sich stellen und singen. Ferner malen in diesem Spiele die Spieler sich Fratzengesichter auf den nackten Leib, und indem nun dieser eingezogen wird, so beleben sich diese Fratzenschneidend wie wirkliche Gesichter u. dergl. Diese Unterhaltungen und das Tanzen dauerte die Nacht und zwei folgende Tage," Bach 55 ff.

„Ich kann unmöglich glauben," setzt Bach hinzu, „daß das Stück el barbero aus den Zeiten der Jesuiten herrührt, indem diese zu klug waren, um den Indianern solche Späße mit der Religion zu gestatten." Allein unter den Missionaren waren viele Deutsche, und es wäre nicht gerade sehr verwunderlich gewesen, wenn dieselben nach Art der bekannten derben deutschen kirchlichen Spiele, der Narren- und Eselsfeste, ihren Christen Erheiterndes dieser Art gebracht hätten, zumal im übrigen der kirchliche Kappzaum so scharf angezogen ward, daß eine Befürchtung nicht statthaben konnte, vgl. Southey 2, 348. Zum Überflusse können wir aus Generalats-Verfügungen nachweisen, daß Spiele immerhin zweifelhaften Wertes in der Missionsprovinz aufgeführt wurden: „Man erlaube keine Intermezzi und Comödien, vornehmlich bei Nacht und außer unserm Haus, wo Indianerinnen dazu kommen." Bei den Tänzen, gemeint sind ohne Frage mimische, sollen nicht „weiblich gekleidete Mannspersonen sich einfinden." „Man soll ihnen die Tänze der Pulcinelli und der Tracagnini nicht erlauben," Bret 2, 416 f., vgl. Burriel 76, zur Bewahrheitung der Angaben des Ibañez, wo Eskandon ausdrücklich eines „lächerlichen und groben Danzes, wie auch einiger Spiele, bei den spanischen Bauern gebräuchlich," Erwähnung thut. —

Schon früh, sehr früh, getrieben von sehr bestimmten Gründen, legte die Gesellschaft Wert auf scenische Darstellungen. Eine Veranlassung dazu war zum Beispiel die Centenarfeier des Ordens, welcher die Messis paraquaensis mehrfach Erwähnung thut. Neben vielen Festspielen, Seeschlachten, militärischen Stücken, Gesang und Tanzaufführungen, bei denen auch die Hölle nicht fehlte, machte in Encarnacion eine gelungene allegorische Darstellung der hundertjährigen Arbeit des

Ordens unter der Gestalt eines hundertjährigen, langlebigen, riesigen Alten mit silberweißem Haar, umgeben von einer Schar von hundert Knaben, welche verschiedenartig gekleidet, die verschiedenen Arbeiten der Gesellschaft vorführten und dem Greise sein Lob sangen, in besonderer Weise von sich reden. Hundert nachfolgende Stiere versinnbildlichten die hundert Jahre Arbeit der Gesellschaft Jesu und stellten zugleich dar, daß sie den Acker des Christenherzens zum Arbeitsfeld sich ersehen hatte!!!, Messis 119, 332—344. Unter hundert Bögen zog der Aufzug zum Tempel, wo hundert Brote verteilt wurden, hundert Kerzen den Altar schmückten, und hundert Sinnsprüche die Wände zierten zum Lobe der Gesellschaft. Über den drei Tempelthüren sah man drei Statuen, die Gesellschaft und zu beiden Seiten die Weisheit und Frömmigkeit darstellend mit der Inschrift: Die hundert Jahre alte Gesellschaft triumphiert, indem die Frömmigkeit sie führt und die Weisheit sie leitet! Nach einer Stunde fuhr ein ungeheurer Triumphwagen heran, den sechs Ungeheuer zogen; auf ihm saßen die Heroen der Gesellschaft und Päpste, Kaiser und Könige, Volk und himmlische Geister klatschten Beifall. Die vier Räder des Wagens waren die vier Gelübde, die Lenker die Generale, obenauf stand die Societas in weißem Kleide, welches die Reinheit ihres Eifers und die größere Ehre Gottes darstellte, ihr entgegen schritt wie seiner Braut Christus unter Begleitung seiner Mutter. So Pater Techo, die Messis ergänzend. Ein Drama schloß die Allegorie. Ganz andere Dinge noch förderte dieselbe Feier in den Hauptstädten zu Tage, Ungeheuerlichkeiten, welche wir, weil außerhalb der Reduktionen geschehen, übergehen müssen, Techo 365 f. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß gegen solche Blasphemien die oben erwähnten derben Späße nur Kinderspiel waren; aber notgedrungen mußte der Orden, um seine Zugkraft zu wahren, auch dergleichen zulassen, und der Schritt von der erhabenen Centenar- und Beräucherungsfeier zum Lächerlichen des Barbero war nicht gar weit. Ein ähnlicher Vorgang dort bei den Fastengebräuchen wie hier bei den öffentlichen Lustbarkeiten.

c) Die Pflege des öffentlichen Tanzes.

Noch ein Moment tritt hinzu, Bachs Ausführungen zu bewahrheiten. Da die Väter im Tanzen sehr große Gefahren sahen und vor allem gemischte Tänze verabscheuten als seelenverderblich, ebensowenig aber den Hang zu Tanzspielen auszurotten imstande waren, so stellten sie denselben in den Dienst der Religion, benutzten ihn vorwiegend bei ihren religiösen Festlichkeiten wie einst die „altheidnischen

Kulturstaaten", und erweiterten den einfachen Tanz zu scenischen Darstellungen mit Festspielen, „dramatic figure dances", „Komödien". Knaben vor allem und die männliche Jugend überhaupt, aber auch Weiber, wurden zu diesen Aufführungen herangebildet von kleinauf unter besonderen Tanz- und Musikmeistern, deren einer Pater Joseph Cardiel war, ein Lehrmeister in 70 Tänzen. Stets fanden diese Aufführungen auf dem großen Platze statt, zu Ehren der Jungfrau etwa, deren Fahnen und Abzeichen dann hervorgebracht würden. Jeder der Tänzer trug einen Buchstaben ihres Namens auf einem Schilde und in den Tanzaufführungen wurden alle Buchstaben zu dem Namen der Gebenedeiten zusammengebracht und in derselben Weise wieder entfaltet; in Zwischenräumen hielten die Tänzer vor ihrem Bilde still und beugten ihre Häupter zur Erde. Ebenso verfuhr man bei der gleichzeitig aufgekommenen Ignatiusfeier. Ein Fortschritt von diesem ersten, einfachen Tanzspiele, bei welchem die Tänzer oft selbst die Musikanten waren, zu wirklich dramatischen Darstellungen zeigte sich in dem beliebten Kampfe zwischen Christen und Mohren, in dem Prachtaufzuge der heiligen drei Könige, vor allem aber in dem Schaustücke, welches den Kampf Michaels mit dem Drachen und all seinen Teufelchen zur Aufführung brachte. —

Alle Berichte sind nun voll des Lobes über die Pracht der Kleidung der Tänzer, welche der spanischen nachgebildet, dieselbe ohne Frage übertraf und ihre Verwahrung im Jesuitenhause fand. Die Kleidung bestand aus „seidenen Livreen", „Tüchern von London, von Holland und feinen segovischen Tüchern," „Scharlach, Damast, Brocat, Atlas, Taffet". „Garnierungen und Knöpfe" erhöhten die Pracht dieser Gewandung. Ebenso bildeten Castagnetten, Stelzen, Klappern und Larven für die Gesichter ein notwendiges Kontingent. Im Laufe der Jahre müssen diese Dekorationsstücke, deren Wert und Berechtigung überhaupt sehr fraglich, ein zulässiges Maß weit überschritten haben, denn voll Unwillens wenden sich Verordnungen der Generale gegen die „unmäßige Gala der Tänzer", vor allem „aus Bedenklichkeit wegen der Ausgaben," sodann aber weil es bei einigen armen Völkern „wider die Liebe und zuweilen wider die Gerechtigkeit streiten würde, das Vermögen hierauf zu verwenden, während so viele Arme blos gingen." Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir abschließend hinzufügen, daß mit dem Überhandnehmen der „unmäßigen Gala" eine Verschlechterung der Spiele selbst Hand in Hand gegangen sein wird. Was man auf rein religiösem Gebiete zu leisten imstande war, haben wir oben ja zur

Genüge gesehen, und hier sollten wir edleren Regungen begegnen? Es liegt das in der Natur der Sache und läßt sich auf jedem andern Gebiete ebenso verfolgen und nachweisen, Techo 365 ff., 178, Burriel 74 ff., 91, Southey 2, 347 f., Bret 2, 400, 421, 495, Sepp 2, 8, 21, vgl. Charl. 1, 258, Chateaubr. IV, 5, 186, Bach 18. Orbigny bringt in seinem Reisewerke auf einer Tafel eine solche mimische Weise zur Abbildung; es frappiert der groteske Schmuck, die seltsamen Hauben, wunderliche Tanzgerätschaften rivalisierten mit ungeheuerlich gestalteten Blasinstrumenten; vgl. Gothein 31.

d) Die Musik und ihre Verwertung.

Zum Tanz und Spiel gehört die Musik; wollten die Väter das eine, so mußten sie das andere pflegen. So wird die Musik, deren wir schon oft gedenken mußten, zum integrierenden Bestandteil des gottesdienstlichen, kirchlichen Lebens. Wesentlich unterstützte dabei die Väter das eigenartige, musikalische Nachahmungstalent der Indianer, durch welches die Tonaufführungen zu einer seltenen Vollkommenheit heranwuchsen: die Indianer sangen „par instinct comme les oiseaux.“

Niederländer waren es, ein Pater Vasaeus vor allem, welche altspanisch-niederländische Weisen einführten und „stattliche Componisten“ hatten die Missionsväter in ihren Reihen aufzuweisen. Deren einer war Pater Sepp, welcher durch Einführung neuen Tonsatzes und methodischen Unterrichts sich weit und breit verdient und berühmt machte. Hand in Hand mit diesem Unterrichte in Musik ging die Anfertigung aller möglichen musikalischen Instrumente, deren besonders der oben genannte Sepp gedenkt. Die Ausgebildeten wurden zu einer Kapelle vereinigt, welche gewöhnlich aus 24 Personen mit dem Kapellmeister an der Spitze bestand, dessen Abzeichen ein Taktstock mit rotem Fähnlein war. Durch Vokal- und Instrumentalbegleitung verherrlichte dieser Chor die Gottesdienste. Eine besondere Kleidung zeichnete ihn aus vor den übrigen Christen. Man hatte alles Mögliche in Musik gesetzt, anderes herübergebracht aus dem Mutterlande. Die „Christenlehre“ war ohne Frage das erste, — siehe Band 1, — dem die Kompositionstalente der Väter sich zuwendeten. Später, als die famose Katechismustreiberei in Aufnahme gekommen, und kirchliche Feiern stattfanden, treten Arien, Motetten, Opern u. s. w. an Stelle dieses Erstlingswerkes und sonstige kirchliche Gesänge, welche alsdann Gemeingut der Christenheit wurden Church Coll. IV, 658, Techo 154, Sepp 1, 36 ff., 2, 1 f., Dobr. 1, 92, Pauke 38, 57, lettr. édif. XI, 424 f., Weltbott 1,

Teil 2, 47, 55 f., Hahn 5, 159 f., Wittmann, Herrlichkeit 51, Charl. 1, 257, Bach 48.

„Besonders bei den Chiquitos stiegen Gesang und Musik auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit. Nicht nur die Kirchenmusik war vortrefflich, und ein Hochamt muß im höchsten Grade imposant gewesen sein, sondern die Väter verpflanzten auch weltliche Musik nach Süd-Amerika .... Teils behielten sie alle Nationalinstrumente bei. Ein höchst sonderbares Gemisch, das aber vortrefflich harmonierte! Ich möchte die auf diese Weise vorgetragene Musik ihrer Wirkung auf das Gemüt nach etwas Ueberirdisches oder vielmehr Unterirdisches nennen; denn wenn z. B. alle die großen und kleinen Zwergpfeifen von großen und kleinen Bambusrohren, die aus dem Schwanz des Gürteltiers verfertigten Instrumente und die Klapper einfallen, so kommt es mir immer vor, als hörte ich den Samiel in Kaspars Trinkliede lachen. Dazu kommen aber nun noch zwei Dutzend kräftiger Trommeln, Trompeten, Hörner, Triangel, ein großer Reif mit Glocken jeden Tons, welche mit eisernen Stäben geschlagen werden, ein Unzahl von Violinen, Contrabässen, Hoboeen, Clarinetten und Flöten, 2 Harfen und endlich gleichsam der allgewaltig gebietende Feldmarschall des ganzen Heeres, die Orgel. Und dieses ungeheure, aus alter und neuer Welt zusammengetragene Orchester war auf das trefflichste eingeübt, und die unzähligen Töne desselben fügten sich so vollkommen, als nur irgend eine Musik sein kann, in einander. Bald ging dasselbe, in der großartigen Entwicklung seiner Harmonien, in ein herzerweichendes Adagio über, bald wieder führte es eine Scene gleich der Wolfschluchtscene vor, in der dem Zuhörer die Haare zu Berge standen. Daß die Jesuiten die indianische Musik beibehielten, war eine sehr weise Maßregel: wie viel theurer ward dadurch dem Indianer der christliche Gottesdienst, da er in demselben den Kuhreigen seines alten Vaterlandes wiederfand!“ Bach 45 f.

IV.

Das wirtschaftliche Leben und der Ertrag der Arbeit.

1. Der wirtschaftliche Betrieb.

Es ist im Grunde nicht viel Positives, was wir über diesen Punkt zu sagen wissen; Eskandon und Nußdorfer allein haben darüber berichtet, und ein richtiges Bild gewinnen wir nur dann, wenn wir rückwärtsschauend uns des bisher gezeichneten Lebens der Väter sowohl wie der Christen erinnern und vorwärtsblickend in gewaltigen Dimensionen den Handel und die andern Erträge und Bestände vor unsern Augen sich entwickeln sehen. — Jeden Morgen nach der Messe fanden die Oberbeamten beim Pater Rektor sich ein, um von ihm die Arbeitsanweisung für den Tag entgegenzunehmen, „wie das Volk an dem Tage zu verteilen sei, ob sie für sich oder für die Gemeinheit arbeiten sollten." Der Schall einer Trommel rief dann die Gesamtgemeinde zur Arbeit. Selbstverständlich waren die Handwerker und sonst bestimmte Kategorien von dieser täglichen Anweisung ausgeschlossen, da in den Werkstätten sich von selbst ergebende Arbeit ihrer wartete. Es ist also ein Irrtum, wenn Hahn mit andern behauptet, die drei ersten Wochentage hätten der Gemeindearbeit gegolten, die drei andern der Arbeit auf dem eigenen Acker; nein, der Pater Rektor bestimmte nach seinem Ermessen die Verwertung der Arbeitskraft, und der Hinweis auf den eigenen, wie wir gleich sehen werden, elend bestellten Acker, ist eine jesuitische Redensart ohne jeglichen Halt, Hahn 5, 155. — Für das Gros der männlichen Bevölkerung gab es stets genug und übergenug zu thun. Der weite Ackerbesitz der Reduktion, die Plantagen und Kulturen mit ihren meistens höchste Penibilität erfordernden Arbeiten, die Gärten und Theewälder heischten stets pflegende und säubernde, bestellende und aberntende Hand; die Häuser der Gemeinheit bedurften der Reparatur, die Straßen der Nach- und Aufbesserung,

Vorräte von Bau- und Brennholz mußten oft von weither herbeigeschafft werden. Unter gemeinsamem Gesange und den Tönen der begleitenden Instrumente, „denen sich das Gezwitscher und Schmettern der Vögel zumischte,“ rückte man kolonnenweise gemeinsam zur Arbeit, und beides „war geeignet, das Gemüt zu Gott zu erheben und den Fleiß durch religiöse Gefühle anzuspornen,“ Hahn 5, 155. Trefflich gesprochen, schade nur, daß es halb gegen die Wahrheit geredet und jesuitische Zeugen mit diesem poetischen Ergusse gefälscht sind! Wie die Männer empfingen auch die Weiber ihr tägliches Pensum, mit Ausnahme derer, welche einen Säugling an der Brust hatten; nach der Messe ward ihnen ein Quantum Wolle zugewogen, welches sie abends nach Gewicht gesponnen wieder abzuliefern hatten an den „Verwalter des Fleckens“. Auch im Cotignazu ward tagtäglich für die Gemeinheit von den internierten Weibern gesponnen, Burriel 29, 63 ff., Sepp 2, 6 ff., Southey 2, 352, Orbigny III, 1, 47.

Arbeitsreichste Zeit waren die Tage der Aussaat und Ernte, welche dreimal im Jahre wiederkehrten. Jegliche andere Arbeit ruhte dann. Zuerst ward gemeinsam der Tupambac zur Einsaat und Ernte geschickt gemacht, denn da lagen die Wurzeln der Kraft des Gemeinwesens. Dann schritt man zur Bestellung des „Privatackers“ der Christen; genau ward der Tag beginnender Beackerung nach Rücksprache mit dem Pater Rektor bestimmt; jedem ansässigen Einwohner wurden zwei Ochsen zum Pflügen angewiesen, und mangels derselben geschah die Ausleihung an Kazikschaften der Reihe nach. Dem Kaziken lag es nunmehr ob, „für richtige Arbeit seiner Stammesgenossen Sorge zu tragen. Indes der Jesuit und der Bürgermeister bewachen selbst die Ausführung der Arbeit“ und „„beleben mit ein oder zwei Dutzend die Trägheit der Christen““, wo immer es nötig. Nach Zurichtung der Ländereien wird an einem bestimmten Tage allen ein bestimmtes Maß Aussaat im Jesuitenhause gegeben. Die Austeilung geschieht aus dem gemeinen Vorratshause, denn die Indier haben gemeiniglich so wenig Nachdenken, daß sie insgemein alles, was sie eingeerntet hatten, vezehren oder verschleudern, ohne das mindeste zur Aussaat zu verwahren, und selten bringt man es dahin, daß der Indier im September oder Oktober noch Vorrat habe. Selbst diese Aussaat verzehren sie noch ganz oder teilweise; daher ist es ebenso notwendig darüber zu wachen, daß sie säen als daß sie pflügen. Wer betroffen wird, daß er statt zu säen sein Korn verzehrt hat, der erhält eine Tracht Schläge und ein ander Maß Mais,

bis er endlich säet, sollte man ihm auch bereits zwei bis drei mal geben."

Damit nun der Christ die sprießende Saat gehörig „abpasse", bleibt er in seiner Erntehütte draußen auf dem Felde, — eine wie wir gleich sehen werden höchst nötige Konzession an die Faulheit des glücklichen Besitzers des „umsonst geschenkten" Ackers. Denn „wer wird aber wohl glauben, daß dieses Volk so nachlässig und träge, so ganz sorglos und gar nicht haushälterisch sein könne, denn wenn ihre Feldfrüchte bereits völlig reif, muß der Pater selbst oder durch andere darüber wachen, daß ein Indier einernte, was ihm Gott gegeben hat und es nicht auf dem Felde verderben lasse; ja es sind zu Zeiten Bestrafungen nötig, damit sie ihren Mais einernten." Nur „in Ansehung der Baumwolln-Ernte, als einer nicht so unentbehrlichen Sache, sieht man durch die Finger. Sie lassen also auch viel Baumwolle auf ihren eigenen Pflanzungen verderben, ohnerachtet der vorsichtigen Verfügung, daß die Gemeinheit ihnen dieselbige austauschet." Kurz vorher bemerkt derselbe Pater Eskandon: „Die Weiber spinnen auch wohl für sich selbst oder für die Gemeinheit. Doch nur wenige spinnen für sich selbst, da sie eben so träge und sorglos, ich will nicht sagen faul, zu sein pflegen wie die Männer. Allein auch diese Regel ist nicht ohne Ausnahme, denn etwas Baumwolle säen sie noch alle oder gewiß die meisten. Und welche nicht Lust haben für sich zu spinnen, überliefern sie ans Magazin, aus welchem ihnen einige Ellen Zeug als Bezahlung gegeben werden," Burriel 80 ff., 196, Weltbott 1, Teil 2, 47, 58. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie der arme Apologet seines Ordens sich windet und dreht; aus dem ersten bedeutsamen „auch wohl" wird ein bedenkliches „doch nur wenige". Indes das scheint ihm zu hart geurteilt, könnte auch dazu angethan sein, den heiligen Nimbus zu zerstören, flugs wird ein Pflaster aufgelegt, denn keine Regel ohne Ausnahme, warum denn nicht hier in dem glücklichen Paraguay? also etwas Baumwolle säen sie doch noch alle, ach nein, nicht alle — ein kühner Anlauf wider die Wahrheit, „gewiß aber die meisten", — dann ein tiefer Fall, denn schließlich sieht der Pater Rektor bei „dieser nicht so unentbehrlichen Sache" durch die Finger, der Schade bleibt, die Baumwolle verdirbt und der stinkend faule Indianer bleibt an den Rockschößen des Ordens hängen trotz Eskandon!

Wahrlich, eine treffliche Illustration zu unsern Ausführungen über die „Landfrage" in den Reduktionen! Ja wir begreifen den Christen, der das Land nicht sein nannte, der wohl wußte, daß er

nicht zu darben brauchte, der schlechter Christ genug war, eine Tracht Prügel gern dafür in den Kauf zu nehmen, daß er in dieser liederlichen Weise seine Ackerwirtschaft betrieb und seinen Magen doch voll bekam! Der Acker nicht sein, die Saat nicht sein, die Stiere nicht sein, die Zeit nicht sein, die Initiative genommen, der Fronherr mit der Knute über ihm, wer mag da arbeiten, wenn er die Magazine voll weiß bis unter den letzten Sparren! Und der famose Baluffi wagt es, sich fast überschlagend in Begeisterung und triefender Lobrede zu schreiben: „Wohl mochten auch dort dem Müßiggange nicht Abgeneigte nicht mangeln, die Trägheit wurde jedoch sofort von dem allgemeinen Beispiele der Rührigkeit, vom guten Rat, von dem peinigenden Gedanken, daß dadurch die Klarheit der Seele getrübt werde!!!, mit fortgerissen. So war es denn jenen, welche infolge eines phlegmatischen Temperamentes und spannungslosen Sinnes zu müßiggängerischer Freiheit geneigt sein mochten, nicht gestattet, sich von den landwirtschaftlichen Verrichtungen loszusagen,“ Baluffi 2, 245. Wir enthalten uns jeglichen Kommentars betreffs dieses superlativen Unsinns aus der Feder eines Kardinals, — allein so macht man Paraguay-Geschichte.

Früh morgens auch, in Prozession und mit Gesang, zog die männliche und weibliche Jugend gemeinsam auf das Feld der Gemeinheit, um angemessene Arbeit zu verrichten. Ihr besonders war die Baumwollernte anvertraut; unter Musik und vom Aufseher geführt lesen sie die Samenkapseln von den Stauden. Lästige Vogelscharen von den Feldern zu treiben, Kräuter, Wurzeln und Früchte in den Wäldern zu suchen, die Kulturen vom Unkraut zu säubern, die Straßen und Wege zu reinigen, das war ihr Tagewerk. Ja Pater Sepp, der Unermüdliche, läßt die Büblein und Mägdlein Ziegel streichen und seine Hochöfen mit stets trockner Ware versorgen, — das „Alles unter fröhlicher Musik und Gesang,“ Burriel 29, 84, Sepp 2, 16, 20, Southey 2, 344. Alles, was auf diese Weise erarbeitet ward, sei es von Erwachsenen, sei es von Kindern, nahmen die großen Getreide- und Rohproduktenmagazine auf, welche unter Magazinwärtern standen, die über alle Eingänge Buch führten, lettr. édif. XIII, 263. Riesige Ernten wurden ohne Frage erzielt, an Getreide verschiedenster Art, an Baumwolle und anderm Gute, Sepp 2, 16. — Während auf diese Weise die Hauptmasse der Bevölkerung dem rationellen Ackerbau zugethan ward, warteten erlesene Männer, echte Gauchos, des großen Viehbestandes, gewandte Rinderhirten wetteiferten mit sorgfältig gelehrten Schafzüchtern, und die Bedienungsmannschaften der Pferde- und Esel-

stutereien suchten es beiden zuvorzuthun in Heranziehung vielgepriesenen Materials unter Wartung der Väter. Gärtner und Federviehverständige hüteten die kostbaren Schätze, welche die Gärten und Zuchthöfe bargen. Andere fuhren stromauf und stromab im Interesse des Handels, oder gingen als Pack- und Saumtierführer weite Wege; wieder andere suchten die weitentfernten Theewälder auf und brachten zur Eigenernte der Reduktionen auf schwer beladenen Barken und bepackten Saumtieren die Fülle der Theegründe in lederne Säcke gestampft. Noch andere beuteten Salzlagunen aus, um das in den Guarani-Reduktionen fehlende, kostbare Mineral herbeizuschaffen, Dobrizhoffer 1, 215, 549, 287, 270, Charl. 2, 351, Burriel 87 f., Southey 2, 349, Moussy und Raynal s. o., Bach 28. Einen jeden wußten die Väter dahin zu stellen, wo seine Kraft und sein Geschick paßten, und jedermann ging die Wege und that die Arbeit, welche ihm geheißen war, und was er erbracht, wanderte in die Magazine des Ordens, um seiner Zeit seinen Weg zu finden zum Besten der Gemeinde oder ad incrementum Societatis.

2. Der industrielle Betrieb.

Peinlicher noch und minutiöser verwerteten die Väter auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und der industriellen Erzeugung von allerlei Waren das Grundprincip der Arbeitsteilung, welches auch im Wirtschaftsbetriebe zur Geltung gekommen war.

Und von bewundernswürdigem Erfolge ward dieses System gekrönt; der Jesuitenstaat in der Wildnis ward zum einzigen Industrielande Südamerikas. Das aber war nur natürlich, denn mit andern Lastern des Mutterlandes war auch die hochmütige Verachtung der Arbeit, insbesondere der Handarbeit zu den Kreolen gewandert. Auf diesem Gebiete auch fanden die Väter mehr Entgegenkommen von Seiten ihrer Christen; war es natürliche Anlage, die es bewirkte, war es das Kunsthandwerk selbst, welches als Triebfeder die natürliche Indolenz überwand? Beides dürfte nicht abzuweisen sein!

Besonderen Zünften mit Zunftmeistern an der Spitze waren die einzelnen Branchen übertragen; reger Wetteifer herrschte unter den Oberbeamten oder Meistern; es galt den angewiesenen Posten behaupten und immer besseres leisten! Wie reiche Thätigkeit entwickelte sich in den Werkstätten und Ateliers; nichts fehlte, was etwa auf dem großen Weltmarkt könnte geworfen und mit Vorteil umgesetzt werden. Nur vollkommene, fehlerfreie Ware ging aus diesen Stätten des Kunstfleißes

hervor. Lederfabrikanten und Sattler sorgten für den weitgehenden Bedarf der reitlustigen Bevölkerung der verzweigten Distrikte. Schuhmacher arbeiteten für den Export, nicht minder die Weber, Möbeltischler und Schmiede. Kostbare Teppiche und bunte Decken aus Schafwolle finden reißenden Absatz zu 25, 12 und 6 Thalern das Stück. Pater Pauke allein verfertigte deren 300 in einem Jahre mit den Kräften seiner kleinen Reduktion. Baumwollene Zeuge werden in Menge begehrt, Tausende von Ellen liefert jährlich jede Reduktion außer dem Selbstverbrauche auf den Weltmarkt, im ganzen 60—80 000 Ellen à 5—6 Realen. Immer begehrt sind die Erzeugnisse der Rosenkranzdreher in dem bigotten Peru, und gern gesehen die Votivkerzen aus kostbarem indischen Wachse. Dreißig bis vierzig Maultiere und fünfzig Pferde stehen stets bereit in jedem Dorfe, den Handelsverkehr zu vermitteln, Orbigny III, 1, 45 f. —

Allein über dem Großbetriebe vergessen die Väter keineswegs die Bedürfnisse ihrer Christen, sowie ihre eigenen; nein, was die Reduktion bedurfte, in den Werkstätten ward es hergestellt von kundiger Hand. Der Schmuck der Gotteshäuser in Silber und Gold, in Wandmalereien und Skulptur, die Gewandung der Tänzer und Chorknaben, die Instrumente der Musikanten, die mächtigen Orgeln, — die Bequemlichkeiten im Hause der Väter von der Wanduhr mit Viertelstundenschlag bis zum Teppich am Boden, von den geschnitzten Möbeln bis zu den Ornamenten in Stein und Holz, — die feinsten Geräte für die kunstgewandte Hand des Mechanikers bis zu den gewaltigen Glocken in den hohen Steintürmen, — in den Werkstätten am Hause der Väter ward das alles bereitet. Was irgend an Kunstfertigkeit in feiner und feinster Bearbeitung von Erzen, Holz und Stein, in Technik und Kunst malerischer Dekoration das Abendland bot, was irgend an Rohmaterial zu importieren war, hier ward die Kunst gewißlich gelehrt und betrieben und das Rohmaterial sorgfältig verarbeitet. Nicht überall natürlich waren diese Betriebe und Fertigkeiten die gleichen, die Lage und die Erzeugnisse des Landes sprachen ein gewaltiges Wort mit; nicht überall auch standen Männer an der Spitze wie Sepp der Tiroler und Pauke der Schlesier, der alten Väter nicht zu gedenken, obgleich der Orden die geheiligte Tradition der „heiligen Voreltern" wahrte, so gut er vermochte, stets Meister in allerlei Werk nach Paraguay zu senden. So waren es auch verhältnismäßig nur wenige Reduktionen, in welchen Glockengießereien sich befanden, und unsers Wissens nur eine, in welcher eine Druckerei errichtet war, welche mit

selbstgegossenen Lettern arbeitete. Überall aber ward die feine Kunst der Kalligraphie geübt, um den Druck zu ersetzen. Da es die eigenartigen Verhältnisse erforderten, führten die Väter auch die Fabrikation von Kriegsgerät ein, gossen Kanonen, bereiteten Munition und Waffen zum Nahkampfe, Samml. 3, 234, 236, 239, 242 f., 252, Orbigny III, 1, 45 f., Dobrizhoffer 2, 85 f., Burriel 24 f., Sepps Brief aus Yapeyu, Beschreibung der Reduktionen und Leben der Väter in diesem Lande, Pauke 92 f., 94 f., lettr. édif. XI, 424 f., XV, 347 f. XIII, 261, Weltbott 1, Teil 2, 47, Dobr. 1, 144, Techo 275, Charlev. 1, 241 ff., Sepp 1, 36; 2, 16, 22, Bach 35. Betreffs des Kriegsmaterials s. u. —

Rastlos arbeitete die Maschine, täglich, stündlich; „niemand war von der Arbeitspflicht ausgenommen, keiner aber auch mit Arbeit überladen, indem dieselbe genau eingeteilt und abgemessen war." So mußte die Industrie zu hoher Blüte gelangen, und die Erzeugnisse des Missionslandes weiten Ruf genießen. Sonderlich war es das Chiquitos-Missionsgebiet, welchem die höchste Entwicklung vorbehalten blieb. Die Guarani-Mission ward zu häufig durch die bekannten Gärungen in der Bischofsstadt gestört, Kriegsdienst der Männer, von seiten der Krone gefordert, förderte rauhe Sitten und harte Hände, legte den an sich geringen Eifer zu geregelter Thätigkeit lahm, zog die Väter zu häufig ab und ließ ihr Interesse geteilt sein zwischen daheim und draußen, denn es handelte sich um Sein und Nichtsein der Mission! Bei den Chiquitos kam das alles nicht in Frage, und die Künste des Friedens konnten in stiller Beschaulichkeit wachsen, Handel und Wandel blühten auf, nach Peru und Indien gingen die Waren, und mit europäischen Erzeugnissen konnten die Chiquitos-Produkte reichlich den Wettbewerb aushalten. Wir stehen auch schließlich nicht an, es dem Orden zur Ehre zu rechnen, daß er mit solchem Nachdrucke dieser Thätigkeit Vorschub leitstete.

3. Die Erträge dieses wirtschaftlichen Systems und des Handels.

Diese rationelle Ausbeutung des Menschenmaterials sowie die Benutzung und stete Befruchtung der natürlichen Kräfte des vorgefundenen Grund und Bodens mußten riesige Erträge abwerfen; schon deuteten wir es im Laufe der Entwicklung verschiedentlich an. Ja, mit gierigen Augen schauten die spanischen Kolonisten nach dem Missionslande hinüber, und die Sage von nie geschauten Reichtümern ging um in den

Städten und auf den mageren Hacienden der Herren des Landes, schwoll an von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und forderte immer dringender die Abwehr des dadurch bedrohten Ordens heraus. So liegen uns denn einige höchst interessante Berechnungen, Bilanzen und Reduktions-Haushaltungspläne vor, welche an der Hand jesuitischer Quellen auf ihren Wert zu prüfen wir uns nicht versagen dürfen. Wir können dabei natürlich nicht ins Breite gehen und die einzelnen Posten nachrechnen, sondern geben nur das Facit, nicht als ob wir uns scheuten, oder als ob uns die jesuitische Berechnung zu stark wäre, — nein, der vor uns liegende Weg ist noch weit und jede Krümmung meiden heißt Raum gewinnen für wichtigere Sachen. Eine kurze Besprechung ist aber um so mehr geboten, als der Orden sich stets bemüht hat, das Gegenteil von der Wahrheit zu beweisen.

Pater Nußdorfer stellt in seiner Verteidigungsschrift, bei Burriel 152—170, den Haushaltsplan für die Reduktion N. N. am Uruguay auf. Es muß billig auffallen, daß der Mann den Namen der betreffenden Reduktion nicht angiebt, wohl aber bereit ist, ihn auf Verlangen zu nennen. Warum so geheimnisvoll, wenn er reine Sache hat? Sodann aber verschiebt er die ganze Rechnung und den Mittelwert des Etats einer Reduktion dadurch, daß er eine solche nahm, welche plötzlich einen Zuwachs erhielt von 258 Familien; entweder er ließ die Fremdlinge außer Ansatz, oder er wählte den Etat einer andern Reduktion, dann erst konnte von Zuverlässigkeit die Rede sein! Doch wir müssen seinen Fußstapfen auf diesem Irrwege folgen! — Nachdem jede Einnahme und Ausgabe berechnet, für Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. gesorgt, sonstige Bedürfnisse bestritten, blieben für den Flecken in der Missionskasse 7785 Pesos stehen, welche dem Gemeinwesen gut sind. Auf den Kopf einer Bevölkerung von 3443 berechnet wäre das ein Guthaben von zwei Thalern für jeden. Pater Nußdorfer giebt ausgesprochenermaßen mit diesem Etat eine mittlere Proportion und damit uns ein Recht, nach diesem auf die andern, auf die Gesamtheit zu schließen. Nehmen wir die runde Summe 7000 Pesos, rechnen das Fehlende auf Viehsterben, Seuchen, Mißwachs und sonstige Verluste, multiplizieren dieselbe mit 33, der Zahl der Reduktionen, so ergiebt das eine Summe von 231 000 Pesos Reingewinn, ungerechnet die Chiquitosgemeinheiten, welche nach Page jährlich ein Barvermögen von 250 000 Mark in Kassa hatten. „Solche Leute aber nenne ich nicht reich oder vermögend,“ schließt Pater Nußdorfer ab, „sondern sie haben höchstens ihr mäßiges Auskommen. Meiner Meinung nach passet sich

auch auf die Indier Pauli Wort: Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen! Ebensowenig kann man, was jede Mission besitzt, ein großes Vermögen nennen, denn sie hat doch nichts anderes als Nahrung und Kleidung, für Erben wird nichts aufbewahrt.“ In Bezug auf die Indier möchte der Pater wohl recht haben, die Ärmsten mußten sich schon begnügen, — aber ist denn ein Reingewinn von etwa einer halben Million, den eine Christengemeinde aufbringt, rein nichts, daß man so geringschätzig von ihm redet?

Gegen den „fremdländischen Anonymus“ und dessen Gewinnberechnung eifert Pater Gaspard Rodero, lettr. édif. XXI, 320 ff. Allein was sollen wir von einer Apologie sagen, in welcher der Verfasser frischweg behauptet, die Missionare würden von den Reduktionen erhalten und bezögen kein anderes Honorar, da sie doch Staatsdiener waren und von der Krone ausreichend besoldet wurden? Vor allem aber bringt es der Pater fertig, das Einkommen der Reduktionen in der Ausgabe aufgehen zu lassen, ein Verfahren, welches Pater Nußdorfer allein schon richtet. Im zweiten Artikel des Dekretums Philippi endlich stellt die Krone den Gewinn von 30 Reduktionen fest auf 100 000 Thaler, — ein Gewinn, welcher durchaus zur Erhaltung der Reduktionen nötig sei, vgl. Beweisstücke bei Charl. 3, Weltbott 5, Teil 28, 552. Wir werden später zu zeigen versuchen, wie seltsam die Anfertigung dieses Dekretes vor sich ging! — Sicherlich kommen wir auf diesem Wege nicht weiter, denn immer haben die Väter sich bemüht, den allerdings oft ungeheuerlichen Behauptungen der Feinde gegenüber mit eben so unglaublichen Ungeheuerlichkeiten aufzuwarten, oder aber in beliebter Manier zwar nichts Falsches, aber nur Halbwahres zu sagen. Wie die Welt damals, der König mit seinen Räten an der Spitze, dem haben glauben können, ist uns unerfindlich. Kommissionen und einzelne Beamte zogen aus, die Rechnung zu legen, heilige Eide wurden geschworen, und siehe, stets ging der Orden glänzend hervor! Geradezu klassisch waren in dieser Beziehung die Erhebungen über die Tributfrage, welche von den Vätern stets in äußerst geschickter Weise mit der Einkommenfrage überhaupt verquickt wurden; auch hier erreichten sie, daß die äußerste Armut ihrer ungelenken, andrerseits und in anderm Zusammenhange aber bis in den Himmel gerühmten geistlichen Söhne und Töchter konstatiert, und der Tribut fast auf Null reduziert wurde; siehe die Verhandlungen und Beweisstücke bei Charlevoix, lettr. édif. XXI, Dekretum Philippi. Dieses eben genannte Dokument be-

stätigte endlich, was die Väter wollten, und scheinbar siegreich schlug der Orden die Besitz- nnd Einkommenfrage nieder. —

Wenn Pater Nußdorfer wirklich mit seiner Aufstellung recht hat, so möchten wir wohl fragen, wo in damaligen Zeitläuften ein Gemeinwesen dieses Schlages zu finden gewesen sein möchte, welches das Rechnungsjahr pro Kopf mit genanntem Reingewinn hätte abschließen können? Allein bringen wir das bare Geld zunächst lieber gar nicht in Anschlag! Ein Gemeinwesen mit 20000 Stück Hornvieh, 2500 Zugochsen, 600 Pferden auf den Viehposten, 80 Zugpferden, 362 zahmen Mauleseln und 6000 Schafen, mit vorzüglich angebauter Länderei, großartiger Selbstmanufaktur, ungerechnet die Baulichkeiten, ist sehr vermögend! Ein Gemeinwesen mit unerschöpflicher, stets sorgsam gepflegter Arbeitskraft seiner Bewohner besitzt eine Goldgrube, welche denen von Potosi den Rang streitig zu machen wohl imstande ist! Und eine Gesellschaft, um nicht zu sagen Mission, welche das alles ihr eigen nennt, frei darüber verfügt, ist eine ungeheuer reiche! Und mit leeren Händen sind die Missionsprokuratoren sicherlich nicht nach Rom gefahren, auch nicht nach Madrid! „Im Jahre 1725 hat der Prokurator Rau 400000 Stück vom Achten nach Europa von Buenos Ayres aus mitgenommen; dem Berichterstatter ward von dem damaligen Provinzial (1725) gesagt, daß zwei Prokuratoren 170000 Stück vom Achten nach Europa brächten zu einer guten Aufnahme an dem Hofe von Madrid und Rom“, Sammlung 3, 237 f. Wir glauben es dem Bischofe Peralta gern, daß die Kasse der Prokuratoren manchmal ganz erschöpft ist, meinen aber nicht allein infolge des Aufwandes für Ausrüstung und Überfahrt der Missionare, für Unterhalt in den Kollegien, denn die Sendlinge kamen in wohlgepflegte Gemeinschaften und mit allem versehene Missionsposten! Unglaublich klingt auch die Summe von 80000 Thalern, welche Sepp seine und seiner Genossen Überfahrt kosten lassen will samt Ausrüstung, bezahlte doch die Krone das meiste und Sepps Überfahrt unter Vieh und allerlei Ungeziefer macht wahrhaftig nicht einen 80000-Thaler-Eindruck! Rühmt nicht auch derselbe Pater sein „armes Röcklein Christi“? Und was kostete denn die Stromfahrt mit den indischen Bootsknechten? Eine Erschöpfung konnten einzig obige Ausgaben zuwege bringen, und vor allem die weite Kasse des Generals zu Rom, Weltbott 5, Teil 28, 552, 50 f.; 1, Teil 2, 47, 56, Bret 2, 405, Bach 66.

Gewiß, der tägliche Unterhalt von Tausenden „fraßgieriger“ Indianer kostete ein enormes, aber welchen Überschuß die Väter ihr nannten,

hat uns neben den soeben erbrachten Aufstellungen schon früher die übertriebene Pracht der Gotteshäuser gezeigt. Auch sonst fließen die Quellen reichlich genug, um von dem enormen Besitze und dem daraus fließenden, durch Tauschhandel besonders erzielten Ertrage uns einen Begriff zu machen, denn alles floß in die Hände der Väter, da die Christen vor dem bösen Eigennutze mußten bewahrt werden; wie sie nichts ihr nannten, so erbrachte ihnen auch der Handel so wenig wie der Besitzstand der Gemeinheit. — Da das Land überhaupt einen so unglaublichen Reichtum an Vieh besaß, daß die Reisenden erst durch voraufgesandte Reiter eine Bahn in die riesigen Herden machen lassen mußten, um durchzukommen, was oft drei bis vier Tage kostete, darf es uns nicht wunder nehmen, wenn Yapeyu 500 000 Ochsen besaß, St. Michael aber noch mehr, Dobrizhoffer 1, 276, 280, Weltbott 1, Teil 2, 47, 56, lettr. édif. XIII, 235. Zwar leugneten es die Väter gern, daß die von diesen Tieren verwerteten, nach Buenos Ayres verfrachteten Häute ein enormes Geld einbrachten, allein es bestand thatsächlich ein lebhafter Häuteexport! Die Missionsprovinz im Dreistromlande züchtete allein 80 000 Maultiere zum Versand nach Peru; das Stück kostete unabgerichtet im Produktionsgebiete 3 spanische Thaler, in Peru 10 bis 14. Pater Dobrizhoffer kannte Stutereien mit 4000 Maultieren und weit mehr Stuten; mittelmäßige Meiereien brachten jährlich immerhin 200 und mehr Maultiere hervor, und Pater Sepp giebt den Mindestbestand einer Reduktion mit 4—5000 Pferden an, Dobr. 1, 306 f., Weltbott 1, Teil 2, 47, 49. Derselbe erste Gewährsmann überschlägt die in einigen Reduktionen vorhandene Zahl der Schafe auf 30 000 Stück, — St. Thomas besaß 40 000, — während andere nach Zahl der Bewohner und Ergiebigkeit der Weiden weniger besaßen, Dobr. 1, 315. Weltb. a. a. O. Das Jesuitenkolleg zu Buenos Ayres war imstande auf einmal 20 000 Ochsen für 12 000 Kronen zu verkaufen, Church. Coll. IV, 633 ff., vgl. Pauke 91; das Kollegium zu Cordoba besaß drei Estanzien mit 8000 Zuchtmaultierstuten, 3000 Maultieren und 14 600 Ochsen, Pauke 38. Als Pater Pauke die Reduktion St. Xavier bei den Mokobiern 1767 verließ, übergab er den spanischen Beamten 24 000 Stück Hornvieh, 1200 Maultierstuten zur Zucht, 400 junge Maultiere, 1560 Pferde, 1700 Schafe, 500 Zugochsen, — und wie kurze Zeit nur hatte diese Reduktion bestanden! Pauke 144. Raynal endlich berechnet für das Jahr 1768 für alle Missionen folgenden Viehbestand: 769 335 Stück Rindvieh, 94 983 Pferde oder Maultiere, 221 537 Hammel, Raynal 2, 289. Vergleich zu vorstehenden

Angaben die Aufstellungen des Generals Angles Sammlung 3, 233, 263 f., 271, Bret 2, 435, Bach 6, Rengger 169, Bougainville 99, Page 516 u. a. m.

Eine ganz bedeutende Einnahmequelle war ferner der Paraguay-Thee. Frezier giebt die Ausfuhr nach Peru auf 50000 Arrobas, nach Chile auf 25 000 Arrobas an, und wenn dieser Artikel etwa eine Million Piaster aufgebracht habe, habe der Anteil der Jesuiten mehr als die Hälfte betragen, Frezier 445, 582. Moussy berechnet die Theeernte der Väter auf 40 000 Arrobas gleich 480 000 Kilo, wovon aber nur 12 000 Arrobas nach kaiserlicher Verordnung ausgeführt werden durften; immer aber habe der Missionsthee auf den Märkten den Vorzug gehabt, Moussy 3, 672, Burriel 88. Die Reduktionen gebrauchten etwa 25 bis 30 000 Arrobas. Lassen wir Moussys Werte zu Recht bestehen, multiplizieren die Ausfuhrsumme mit 5 Realen, dem Preise einer Arroba, so betrug der Gewinn 60 000 Realen, ein nicht zu verachtendes Geschäft; und mit Pater Rodero geben wir gern an dieser Stelle den Anonymus preis, wenngleich wir festgestellt haben, daß die weitere Rechnung Roderos so wenig stimme wie die seines Widerpartes, lettr. édif. XXI, 333 f., vgl. Weltbott 5, Teil 28, 552, besonders Seite 34, wo eine höhere, für den jesuitischen Staatssäckel also noch günstigere Berechnung Raum gefunden hat. Noch höhere Ausfuhr- und Verkaufswerte dieser Ware stellt General Angles zusammen; ausgeführt seien 80 000 und und 30—40 000 Arrobas beider Theesorten, à 9—14 und mehr Realen! Sammlung 3, 235 f. Wer konnte die Väter kontrollieren und ihre Ausfuhr zu Lande und zu Wasser ihnen nachrechnen, oder was fragten sie nach Königsverbot und Erregung der Kaufleute, diese souveränen Handelsherren, wenn die Ernte günstig ausgefallen und die Theehäuser voll waren? Trotz mancher Schlappe waren sie immer wieder auf dem Plan! Allerdings behaupten sie, die Handelsvorschriften genau ausgeführt und zur Kontrolle stets ihre Abschlüsse Rentmeistern vorgelegt zu haben, allein hat uns nicht Nußdorfer zur Genüge gezeigt, wie man es zu machen gewohnt war? Vgl. Dobr. 1, 140, Arnauld, Morale pratique 32, Seite 39 der Einleitung, Jésuites Marchands 189 f., Sammlung der neusten Schriften wider die Jesuiten, Band 1 und 2, welch letztere besonders ausgiebiges Material zu liefern imstande sind.

Höchst interessant endlich sind die Berechnungen, welche Pater Ibañez hinsichtlich des Einkommens der Missionsväter aufstellt; es sind nach Abzug aller Unkosten und Aufwendungen Hunderttausende, welche jähr-

lich erübrigt werden, ungerechnet die Millionenwerte, welche die unbewegliche Habe, die Liegenschaften, Gebäude u. s. w. repräsentieren. Es sind ja nur Wahrscheinlichkeitsberechnungen, welche selbst ein Ibañez machen kann, aber wenn der Pater Matthias Strobel, Missionssuperior, den Ausspruch thut: „Nur die liegenden Grundstücke, welche die 7 Völker verloren hätten, betragen Millionen von Pezzi," oder wenn ein anderer, Pater Ladislaus Oros, feststellt: „Gewiß das, was man gar leicht von den Indianern zieht, kann auch nach der niedrigsten Rechnung auf 30 000 000 (Millionen) Pezzi, d' Argento di Plata, gerechnet werden," so, meinen wir, hat Ibañez sehr bescheiden gerechnet und was er aufstellt, gewinnt glaubhaften Wert. Warum sollte nun ein Anonymus nicht recht haben, welcher den Verdienst, den eine jede Christenfamilie aufbringt, auf 50 Pfund berechnet, und nur darin fehlgreift, daß er die Bewohnerzahl zu hoch schätzt? Wir gehen auf die Zahlenangaben nicht weiter ein, da wir in unsern bisherigen Aufstellungen genügend Beweismaterial für das „Incrementum Societatis" meinen herbeigetragen zu haben, Bret 2, 386—405, Frezier 581 f. —

Sehr lehrreich war für uns ein Passus bei Bach, welcher betreffs der bislang außer acht gelassenen Chiquitos-Mission dem endlichen Gewinne das riesige Anlagekapital entgegenstellt. Allen Urkunden zufolge soll nämlich diese einzige Mission „das Haus Loyola" über eine Million harte spanische Thaler gekostet haben. Ohne Frage kostete diese Gründung, da betreffs der wirtschaftlichen Verhältnisse eigenartige Zustände obwalteten, viel, sehr viel, dieselbe trug aber auch nach zehn bis zwanzig Jahren nicht bloß reichliche Zinsen, sondern gab auch das Kapital selbst wieder zurück! Unsummen brachte allein das Salzmonopol der Salinen von San José und Santiago, welche Paraguay, Matto Grosso, Santa Cruz und Moxos mit Salz versorgten, Unsummen die Goldwäschereien von St. Xavier und Santo Corazon, die Silbergruben von San Juan! Hunderte von Maultieren und Pferden brachten beständig feine und dauerhafte Baumwollzeuge nach La Plata und Peru, und weithin berühmt und gesucht war das Wachs von Chiquitos! Dabei hatten die Väter für ihre Produkte stets freie Bahn, monopolisierten sie, wie immer nur möglich, vereinbarten unter sich, um den Preis nicht zu drücken, die Produktion jeder Missionsprovinz und wurden so völlig Herren des Marktes. Welch ein Spekulationsgeist sie besessen, mag weiter daraus ersehen werden, daß bei einem jährlichen Transporte von Tausenden von Schafen nach Lima man jedem einzelnen Tiere einen Strick von Lamahaaren um den Leib wickelte; dieser ward in Lima für

zwei Realen verkauft, kostete aber den Vätern weder für den Ankauf etwas, da ihn die Indianer umsonst verfertigten, noch auch für den Transport, da das Schaf wegen desselben nicht längere Zeit zur Reise gebrauchte.

Alle Waren wurden an die Prokuratoren konsigniert, welche die einfache und doppelte Buchführung gründlich verstanden und ebensogut ihre großen und schweren Handelsbücher besaßen wie irgend ein Haus in London. Große Magazine oder Offizinen waren auf den Stapelplätzen errichtet, in denen die Frachten gelagert wurden, um von hier aus im Groß-, wie ebenso im gewinnbringenden Kleinhandel vertrieben zu werden zum empfindlichen Schaden des eingesessenen Kaufmanns. Hier auch war der Ort, wo der Orden seine Geldgeschäfte mit den höheren spanischen Beamten, selbst mit den Gouverneuren betrieb. Gewöhnlich fehlte es nicht an Rückfrachten, zumal der Prokurator den Handel nach außen wie ins Innere in den Händen hatte, für die Reduktionen sowohl wie für stadtartige Niederlassungen jenseits des Missionsgebietes, Bach 64 ff., 34 f., 7 f., Sammlung 3, 236 f., 271 ff., Gothein 40 f. Wesentliche Unterstützung fanden diese Bestrebungen unbegreiflicherweise bei der Krone Spanien, welche wahrscheinlich „um der Armuth der armen Indianer willen“ schon 1684 jeglichen Zoll auf Thee und andere Waren aufgehoben hatte, lettr. édif. XXI, 419.

Nehmen wir zu den bisherigen Aufstellungen hinzu, daß von eigentlichen Unkosten im Betriebe nicht die Rede sein konnte, daß die Väter so billig arbeiteten, wie nie ein spanischer Edelmann und Kolonist, daß dem unerschöpflichen liegenden Besitze die unerschöpfliche Kraft der arbeitenden Hände die Wage hielt, so begreifen wir, wie mit erdrückender Gewalt die Väter alles beherrschten und eine Animosität gegen sich heraufbeschworen, welche ihnen den Boden unter den Füßen weggrub. Daher besonders der Haß der spanischen Kolonisten, die Jesuitenunruhen in Assumption, die Pläne eines Antequera, vgl. Sammlung 1, Schutzschrift des Portugiesen 9, überhaupt diesen Band und die folgenden zu dieser die spanische und portugiesische Welt damals bewegenden Frage, Weltbott 5, Teil 28, 552, 43. Und als das Tochterland nicht imstande war, den furchtbaren Krebsschaden zu heilen, an dem sein Dasein dahinsiechte, brachte man seine Klagen vor den Thron des Königs und die Ohren des Papstes, und die ganze abendländische Christenheit hallte wieder von den seltsamen, unsaubern Dingen, den Handelspraktiken, Kauf und Verkauf, von Dingen, welche heiligmäßigen Männern nicht ziemten, aber in den „heiligen Missionen“ sich zutrugen, von Dingen,

welche von jeher und wiederholt besonders in Süd-Amerika durch kanonische Verbote unbedingt untersagt waren. „Es schien die schimpflichste Usurpation, daß diese Ordensleute es wagten, den gesamten Ertrag eines Landes einzukassieren, sowie es der frevelhafteste Ungehorsam schien, daß sie offen den Anordnungen der Kirche Hohn sprachen.“ Noch einmal gelang es den Vätern, den Sturm des Unwillens zu beschwören, das königliche Dekretum sanktionierte auch den Handel um der „Unfähigkeit der armen Christen zu dergleichen Unternehmungen willen.“ Einem andern war es vorbehalten, den Bann zu brechen und die jesuitische Missions- und Handelsgesellschaft zu stürzen nach Verdienst, vergl. Mémoire de Pombal 1, 126 ff., Recueil des Décretes apostoliques 1, 17 ff., Stück 6, 54 ff., Stück 11, 86 f.; Band 2, Stück 39, Touron X, 258 ff., Gothein 41 f. — Unmöglich können wir uns auf diese Dinge näher einlassen, welche die Jesuiten natürlich kräftiglich leugnen; es würde nicht schwer werden, aus dem vorliegenden Materiale einen leidlichen Band zusammenzustellen, einerseits sorgte dafür das spanische Übel, die Vielschreiberei, andrerseits der stets wiederholte Versuch der Väter, in Unschuld ihre Hände zu waschen, — genug, festgestellt zu haben, daß ein schwunghafter, einträglicher Handel bestand; vergl. Charlevoix 3, Weltbott 5, Teil 28, 552, lettr. édif. XXI, Moussy 3, 665 f., 671, woselbst ausführlich neben anderm die Handelsfragen erörtert werden. Es war in der That ein merkwürdiges Unterfangen, die Welt das Märchen von den armen Missionen glauben machen zu wollen, welche den Streitern Christi nur Mühe und wenig Gewinn einbrächten, und unser Anonymus hat wohl recht, dieses „wenig“ dahin auszulegen, daß es heiße: „Nunquam satis“! Frezier 582. Vgl. Critische Jesuitergeschichte 483. —

Nur in einem Falle waren diese handeltreibenden Missionare coulant: wenn fremde Händler den Bann der Reduktionen betraten! Die Ramada nahm sie auf; dort fanden sie alles aufs beste und wohnlichste bereitet. Alsbald erschien der Pater Gehülfe, grüßte den angekommenen Fremdling höflich, besah seine Waren und ging dann mit der Preisliste weg um sich mit dem Pater Rektor über die zu machenden Einkäufe zu beraten. Bald war das Geschäft gemacht, der Pater empfing und bot dafür dem Reisenden den Preis in Landesprodukt und eigener Manufaktur. Drei Tage durfte der Fremdling weilen. Am Tage der Abreise empfing er den ausbedungenen Preis, die Packtiere, welche unterdes sorgfältig gehütet waren, erschienen vor dem

Hause, man half dem Manne einpacken und aufladen, gab ihm hinlänglich Lebensmittel mit auf die Reise. Welch ein herrlicher Handel, in dem man sogleich alles verkauft und die Bezahlung erhält und noch dazu durchaus keine Unkosten hat, weder in der Mission noch auf der Rückreise, Bach 41 ff. Welches aber der Grund dieser ungewöhnlichen Coulanz gewesen, wird später klar werden! Soviel vom „Incrementum Societatis Jesu!" —

V.

Die staatliche Ordnung.

Der Inhalt dieses letzten Kapitels bietet nicht unwesentlichen Teiles sich als Ergebnis des bisher besprochenen Lebens in den Reduktionen dar. Die Entwicklung selbst hat die einzelnen Bausteine gebracht, wir haben also zum Teil nur zusammenzufassen, einzelne besondere Teile aber nachzutragen, zu ergänzen, um auch hier ein abgerundetes Ganzes vor Augen zu haben. Selbstverständlich kann es uns hier nicht zu thun sein um ein endgiltiges Urteil über den Staatsbau, wie ja auch die Mittel, vermöge welcher er zusammenwuchs und gehalten wurde, noch nicht vollzählig vorliegen; erst der dritte Band wird völlig Licht bringen. Zum Verständnisse glauben wir nur, auf den ersten Band verweisend, daran erinnern zu müssen, daß, was die Väter trieb, die sociale Not war, das Elend und die Verwahrlosung der geknechteten Eingeborenen. Um dieser willen, um das arme Volk zu beglücken, „eine Pflanzstätte unlösbar vermählter Tugend und Wohlfahrt zu konstruieren", führten sie auf, was das folgende darlegen soll.

Ein wohlberechnetes, strenglienig abgemessenes, schönes Kunstwerk, in allen Teilen vollkommen, leicht übersehbar, abgerundet nach innen und außen sind die Reduktionen, die Siedeldörfer selbst die Träger, die Repräsentanten dieser Schöpfung. Überall hat die Meßschnur gewaltet, in einem großen, eng gefügten Komplexe, wohnt die Gemeinde, ein „Abbau" ist nicht gestattet, auf den Mittelpunkt, die Kirche und das Väterhaus, drängt alles zu. Aber überall dieselbe Konstruktion, derselbe Bau; wie Ebenmaß im einzelnen waltet, so wird das Ganze von seltener Ebenmäßigkeit getragen: Uniformität überall! Und in diesen Centren vollzieht sich das Leben nach bestimmten Gesetzen und Regeln, nichts ist außer Anschlag gelassen, nicht das Geringste übersehen; wie in einem modernen Staate ein Rad in das andere greift, wie die Fäden der Verwaltung gleich Sehnen und Gelenken den großen, gewaltigen Leib durchziehen, in Bewegung setzen und

erhalten, so in diesem kleinsten Gemeinwesen in den Urwäldern Paraguays! Klar treten uns die bewegenden und tragenden Momente dieses staatlichen Innenlebens entgegen.

Ein einziges Volk von Brüdern, nach Stämmen und Geschlechtern getrennt und doch geeint, bewohnt diese Stätten; uralte Familien- und Stammestradition waltet über der Gemeinde und hält die Zweige und Zweiglein fest um den uralten Stamm. Physisch und psychisch gleichartig gestaltet scheint und ist thatsächlich einer Individualität kein Raum gegeben; was etwa davon vorhanden, fiel unter der alles erdrückenden Uniformität des Zusammenwohnens und Regimentes, — disparater und verzweifelter Elemente wußte man sich, wie wir sehen werden, geschickt zu entledigen, — nichts eben sollte das Glück des Einzelnen stören, seine Wohlfahrt war ja Zweck und Ziel des Gemeinwesens! Ein einig Volk von Brüdern in dem einen großen Hause unter einem einigen Hirten! Denn mit unumschränkter Machtvollkommenheit steht der Pater Rektor an der Spitze, und in klarer Gliederung läuft seine Macht aus in der allgebietenden Stellung des großen Monarchen dieses seines Ordens, des Generals in Rom. Dieser der eigentliche Herr des Ganzen, Provinziale, Superioren, Prokuratoren und Rektoren seine ausführenden Gewalten, jede mit mehr oder minderer Machtbefugnis, über größere und kleinere Kreise gebietend. Ihr volles Interesse läuft nur auf eins hinaus, ihre Erziehung und Schulung beabsichtigt nur eins, ihre Auswahl auf diesen Posten wiederum nichts anderes als dieses, den Staat in sich selbst zu konzentrieren: l'état c'est nous! Und wunderbar, in welchem Umfange dieses gelang! Eine geringe geistige Aristokratie von etwa 100 Männern lenkte eine tausendfach so große Zahl Unmündiger und „Kinder". Wohl stand ein Stab von Beamten diesen Volksführern zur Seite, und täglich eingehende Rapporte vermittelten den Willen der Staatslenker, der großen wie der kleinen, der harrenden Volksgemeinde, — bis ins kleinste ist ihre Aufgabe bestimmt, jeder kennt nur eine ihm obliegende Pflicht, allein um die Macht oben nicht zu schwächen und die Gleichheit nach unten nicht zu durchbrechen und aufzuheben, lag wie die Wahl dieser Mittelspersonen bei dem Pater Rektor, so auch ihre Macht, und diese war folglich eine minimale, gleich Null. Ein persönliches Eingreifen war ihnen in keiner Weise gestattet, eine Initiative einfach untersagt. In das dem Namen nach demokratisch gestaltete Gemeinwesen paßte ein selbständiges Beamtentum ebensowenig wie eine Vorherrschaft der alten Adelsfamilien, der Kaziken der Stämme. Aber die eigene Geistes-

aristokratie den Eingeborenen zu öffnen, ist den Vätern nie beigefallen; es war ein offen ausgesprochener und streng beobachteter Grundsatz, daß kein Indianer, sei es als Priester, sei es als Laienbruder aufgenommen werden dürfe, daß keiner ein höheres kirchliches Amt, als das eines Ministranten bekleiden könne, Dobrizhoffer 1, 37: Eine Aristokratie in allerweitester Form der Oligarchie!

Genau geregelt, bis ins kleinste vorgezeichnet ist von diesen Gewalthabern der Volksgemeinde ihr tägliches Leben. Eigenes Ermessen ist ausgeschlossen, es gilt nur ein Wille als bestimmend. Vom Morgen bis an den Abend verläuft das Leben in bestimmten Grenzen, religiöse Pflichten wechseln ab mit wirtschaftlichen Obliegenheiten. Religiöses und politisches, oder besser sociales Leben ist völlig verschmolzen. Religion und Arbeit das Band und Mittel der Beherrschung! Arbeit, diese edle Gottesgabe — hier hat sie ihren Sitz und Thron aufgeschlagen, und die Religion giebt ihr ihre Weihe, der religiöse Affekt kommt zu weitgehender Ausnutzung. Religiöses und weltliches Dasein sind völlig vereinigt; und wie war es anders möglich? Als religiöse Bekehrer aufgetreten mußten die nachherigen Staatslenker die Idee beibehalten, welche sie uranfänglich geleitet, der sie zum Teil ihre Erfolge verdankten. Diese Idee gab ihnen die Macht, ihrer Auktorität die geheimnisvolle Weihe, mit ihr verwirklichte sie das Bild des Gottesstaates auf Erden, der wie ein schöner Traum ihnen vorschwebte. Wiederum war die Arbeit und die darauf sich erbauende Civilisation nur das Mittel zum Zweck der Seelengewinnung! Der Mann, der dem Indier das Dasein verschönte, ihm reichlich Nahrung und Kleidung gab, der seine Seele rettete, stand so erhaben, so hoch, daß dieses allein uns die Stellung erklärt, welche einer unter Tausenden zu bewahren und zu gewinnen imstande war, den Gehorsam, den die Christen allewege bewiesen! Priestertum hieß die Machtfülle der Väter und dieses Staates, Priesterverehrung der Gehorsam der Christen, der Bürger! Von diesem Gehorsam blieb nichts ausgeschlossen, die intimste Lebensäußerung sowenig, wie Spiel, Tanz und Belustigung, die Verlobung unterlag ihm wie der Eheschluß, der Verkehr oder Nichtverkehr, wie die Lust am einfachen Schmucke. Wie ein eisernes Band hielt dieses Staatsgrundgesetz alles zusammen.

Allein weder die Arbeit, noch der religiöse Affekt wären imstande gewesen, dieses Gemeinwesen so zu gestalten und zu erhalten, wenn nicht die Grundlage die kommunistische gewesen wäre. Das Volkswohl war die Parole der Väter unter den geknechteten Eingeborenen; wider

dasselbe stritt die Enterbung der Massen, die Knechtung unter sklavisches Joch, andrerseits die Anlage der menschlichen Natur, die Gier nach Besitz und Macht, wider dasselbe der daraus erwachsende Kampf um das Dasein, die daraus entspringenden Laster. Um des geplanten Volkswohles willen hob man anscheinend den Unterschied zwischen Herr und Knecht auf, keiner sollte dem andern nachstehen an Wert der Persönlichkeit, und schuf den Staat auf breitester Grundlage der Demokratie, um des zweiten, ethischen Momentes willen schaffte man das Privateigentum ab, machte Allen alles gemein, um Alle „Ein Herz und Eine Seele“ zu machen. Wir haben gesehen und quellenmäßig nachgewiesen, daß thatsächlich vom Privateigentum nicht mehr die Rede war trotz gegnerischer Behauptung, und wenn je, so war es ein Minimum, nur insofern von Wert, als derselbe in dem jedesmaligen Affekte des Besitzers begründet war. Alles Übrige war „Tupambac“, der Gemeinheit gehörig, Sache Gottes, Burriel 30. Der Gemeinheit gehörte die Arbeitskraft und die industrielle Fertigkeit, der Gemeinheit jeglicher Besitz, beweglich und unbeweglich, gemeinsam rang man diesen Gütern ihre Erträge ab, und alles Kapital bildete die Gemeinschaft und übergab es dem Einzelnen zur Nutznießung. Aber nicht also, als ob jeder nur zu nehmen brauchte, die brüderliche Liebe hätte das vielleicht zugelassen ohne Neid und Zank, nein gewaltige Magazine nahmen die Vorräte auf, und der Staat teilte aus an die arbeitende Volksgemeinde an Nahrung und Kleidung. Peinlich genau wachten die Väter, daß nichts ihrer Kontrolle entging, nicht das Huhn im Topfe war sicher vor ihrer Nachfrage, noch das Ei im Neste der Henne, denn es war eben Allen alles gemein, Frezier 581, Sammlung 2, 411; 3, 238. — Ein alles umschließender Staatshandel vertreibt die wirtschaftlichen Erträge, teils Rohprodukte, teils industrielle Erzeugnisse; ein nennenswerter Gewinn des Einzelnen ist auch hier wieder ausgeschlossen, dem Eigennutze des Einzelnen beugte eben dieser Handel der Gemeinheit vor. Ein immerhin beträchtlicher Gewinn diente zur Erhaltung des Getriebes, zur Herbeischaffung von Rohmaterial, die Hauptsumme aber floß in andere Kanäle, um wiederum der Gemeinheit, dem seltsamen Jesuitenstaat in Paraguay, zu dienen. Auch insofern war dieser Handel geboten, als die Väter in ihm die einzige Quelle des baren Geldes besaßen, „also nach gemeiner Ansicht die einzige Quelle des Reingewinnes der ganzen Volkswirtschaft“. Vgl. zu Vorstehendem Gothein 1—41. „Für die Jesuiten, fährt der eben citierte Gewährsmann fort, war der Staatshandel die notwendige Folge der gesamten kommunistischen Wirt-

schaftsverfassung; die Verwendung ihrer Überschüsse war nur die Konsequenz der Souveränetätsrechte, die ihnen in diesem Lande thatsächlich, wenn auch nicht ausdrücklich zugestanden waren", von denen zu handeln wir bald genug Gelegenheit finden werden.

„Von größerer Wichtigkeit noch als der auswärtige Handel mußte für einen Staat von der Konstruktion der Missionen, für welchen Ausschließung und Selbstgenügsamkeit (siehe Band 3) maßgebend waren, der innere Verkehr sein. Innerhalb jeder einzelnen Reduktion kam infolge der Ablieferung aller Produkte in die Magazine und der obrigkeitlichen Austeilung derselben ein Austausch gar nicht in Frage; wohl aber hatte ein solcher zwischen den einzelnen Niederlassungen statt zu finden. Hierbei wenigstens äußerten sich die großen Unterschiede in der Naturbeschaffenheit des Landes. Anfangs hatten die Leiter der bestgelegenen Reduktionen nicht übel Lust ihren Gemeinden zu einem dauernd besseren Zustande zu verhelfen als den übrigen, und zeigten sich entweder karg bei ihren Unterstützungen oder wollten eine Verpflichtung der Empfänger aus denselben herleiten. Es bedurfte eines eigenen Befehls des Jesuitengenerals, um diesen Mißbrauch abzustellen und das Princip zu wahren, daß innerhalb der kommunistischen Wirtschaftsordnung auch den Gemeinden kein Eigentum zukomme, daß zwischen allen die vollkommenste Gleichheit herzustellen sei", Gothein 42, anders zu verfahren „streite wider die Liebe", Bret 2, 422. Da man nun in dieser großen Hauswirtschaft nur die Posten umschrieb, bedurfte man eines Tauschmittels, des Geldes, nicht. So gab es in den Reduktionen kein Geld, die gemeinsame Produktion, die obrigkeitliche Verteilung, die Organisation des Umtausches hatten ein besonderes Tauschmittel überflüssig gemacht. Und „diese völlige Unbekanntschaft mit dem Gelde erschien den Jesuiten als der eigentliche Triumph ihrer Staatsweisheit. Die auri sacra fames, die Goldgier, ward ja von alters her als der eigentliche Ausdruck des wirtschaftlichen Eigennutzes betrachtet: hier war sie überwunden, und das war ein deutliches Zeichen, daß auch ihre Quelle verstopft sei. Gegenüber der theoretischen Überschätzung der Edelmetalle gefielen sich die Jesuiten im Hinweise auf ein Land, das derselben entbehre und sich des höchsten Wohlstandes doch erfreue. Noch nach der Aufhebung des Ordens sprach Dobrizhoffer aufs klarste diese Gesinnung aus, wenn er den Tadlern der Jesuiten zurief: „„Lasset uns lieber darauf denken, wie wir das auch in Europa zustande bringen, was sie ohne Zwang und ohne Geld bei den Guarani bewerkstelliget, nämlich daß einer für alle und alle für einen arbeiten, daß niemand etwas zu kaufen und zu

verkaufen habe, daß der Gebrauch des Geldes aufhöre, und daß es eine Wahrheit werde, daß den Göttern alles um die Arbeit feil sei. Sie sind immer beschäftigt, ohne aber unter der Last der Arbeit zu unterliegen. Von den Üppigkeiten des Lebens wissen sie nichts, ersparen sich auch keinen Überfluß und sind demnach weit glücklicher als unsere Reichen, weil sie sich mit wenigem begnügen. Denn glücklich ist nicht der, der viel besitzt, sondern der, der wenig braucht.‟" Dobrizhoffer 1, 16 f., Gothein 42 f., lettr. édif. XXI, 352, Dobrizhoffer 1, 274, vgl. Recueil 2, 65 ff., Moussy 3, 664 ff., Washburn 1, 104, Jésuites marchands 251, 256, 261, Bret 2, 386—405, Sammlung 1, 44; 2, 516; 3, 238 f., 311 ff. —

Schon bei Erörterung der Landfrage in den Reduktionen haben wir einiges über diese Zustände erbracht, meinen aber, daß hier der Ort sein dürfte, die Frage über den Kommunismus abschließend zu besprechen. Und da stellen wir zuvörderst fest, daß ein Kommunismus überhaupt nicht bestand, diese jesuitische Einrichtung verdient nicht einmal uneigentlich diesen Namen; der Indianer war enterbt sans phrase, Staatseigentümer waren die Jesuiten, und der so oft uns begegnende Ausdruck „Gemeinheit‟ ist lediglich ein klassischer Ausdruck für „Incrementum Societatis Jesu‟, Gesellschaftsbereicherung auf Unkosten der Christen. Das uralte auf göttlicher Verordnung fußende Recht des Eigentums war thatsächlich vernichtet, und eine leere Redensart war es zu sagen, daß den Christen alles „gemein‟ gewesen sei, sich damit zu brüsten, ein Pauperismus habe nicht einreißen und den Staatsbestand alterieren können! Ja, sie hatten an allem gemeinen Anteil; der Staat mußte sie füttern und kleiden und amüsieren und kirchlich erbauen, aber er that das in wohlverstandenem und gesuchtem Eigeninteresse, die Goldgrube indianischen Menschenmateriales nicht versiegen zu lassen, allein das ganze Missionsgebiet glich einem großen Armenhause, in welchem die Insassen, die Armenhäusler, um ihr Tägliches sich müheten und mit ihrem, aber expropriierten Vermögen den Jesuiten die Taschen füllten: Enkomienda in geistlichem Gewande.

Es war ohne Frage sehr fein berechnet, daß alles „Tupambae‟ hieß, so täuschte man die Christen am besten über den schändlichen Trug hinweg! „Sache Gottes‟, — welch ein Hintergrund eröffnet sich dabei nicht in dem arglosen Gemüte! Und sollte je einem unter ihnen der Verdacht aufgestiegen sein, es möchte doch eine eigene Bewandtnis sein um diese „Sache Gottes‟, — war nicht der Pater selbst der hocherhabene und heilige Vertreter dieses Gottes, und war somit nicht

seine Sache allerwege „Gottes Sache“ geworden? Priesterverehrung der Grund seines Gehorsams, der Aufgabe seines Besitzes und damit, wie wir erfahren werden, seiner selbst, eine Konsequenz römischen Kirchentums überhaupt. So aber prägte der Name den bösen Thatbestand um und stellte ihn unter religiöse Beleuchtung. (Vgl. Evang. luth. Kirchenzeitung 1891, Nr. 14 ff. Kommunismus in christlichem Gewande.) Es heißt doch die Sache auf den Kopf stellen, wenn ein Baluffi zu unterscheiden sucht zwischen Ausübung und nicht Ausübung des Besitzes, oder noch feiner, die Christen hätten sich desselben lediglich zu ihrem Besten, keineswegs aber zu ihrem Nachteile bedienen können!! Die Indianer hatten sich überhaupt nicht zu bedienen, wie wir mit steigender Deutlichkeit gesehen haben, und wenn sie sich des angeblich ihnen gehörigen bedienen sollten, geschah es unter Schlägen, und es ward trotzdem eine Sudelei! Schreibt der Mann aber endlich, es sei der „eigentliche Genuß eines unbegrenzten Eigentums gewesen, denn da ihnen niemals etwas abgegangen sei, habe diese Verbürgtheit des Unterhaltes allen anderen stets gefahrvollen und unsicheren Arten des Besitzes den Rang abgelaufen“, so bedauern wir in der That lebhaft, daß besagter Kardinal nicht mehr imstande sein konnte, bei Abfassung der neusten päpstlichen Encyklika: „de conditione opificum“ Handlangerdienste zu thun, denn wer weiß, was aus diesem feinen Fündlein unter so geschickter Hand hätte erwachsen können! Allein wir wollen uns trösten über den Ausfall, denn mit uns verurteilt der unfehlbare Papst der Jesuiten Treiben, denn Eigentum und Erbrecht stellt er unter göttliche Sanktion. Die bekannte Stelle aus der Apostelgeschichte hier einbeziehen, die Väter thun es mit Vorliebe, hieße Heiliges an den unrechten Ort bringen, denn mit dem, was dort erzählt wird, hat dieses jesuitische Gebaren absolut nichts gemein, Weltbott 1. Teil 7, 169, 64, Bret 2, 485 f., Recueil 1, 20, Baluffi 2, 244, vgl. die ebenso tollen Tiraden in lettr. édif. XIII, pag. 9 der Einleitung, 248. —

Von vornherein haben die Väter, wie nicht anders möglich, wollten sie zum Ziele gelangen, dieses verfolgt und systematisch ihre Christen dem „goldnen Alter des Christentums“ entgegengeführt und darauf ihre Erziehung angelegt. Die Eigenart der missionarischen Bewegung, der Zulauf der Massen kam ihnen zur Hilfe; dieselbe sofort in leibliche Pflege nehmend, selbst für die elementarsten Bedürfnisse Sorge tragend (Weltbott 2. Teil 14, 325, 73 f.) gewöhnten sie die Christen an das System „allgemeiner Versorgung“, und der Schritt zum Kommunismus ward dann leicht gethan. Auf dem betretenen

Wege ging man dann weiter, und „die Abgezogenheit von den irdischen Gütern“ bildete ohne Frage ein stehendes Lehrstück in dem jesuitischen Katechismus und ward in den Predigten gewiß lebhaft erörtert, worauf die Übersetzung des Nierembergischen Buches „de la diferencia entre lo temporal y eterno“ in Guarani schließen läßt, Messis paraq. 112, lettr. édif. XIII, Einleitung IX f., Nachricht eines Engländers bei Burriel 14, Graty 237, Bret 2, 421, 482, Jésuites marchands 251, Sepp 2, 3.

Ob es den Vätern leicht oder schwer geworden, diese Art einzuführen, wollen wir hier noch nicht beantworten, meinen aber entschieden die Ansicht zurückweisen zu müssen, als sei gerade dieses System wie geschaffen gewesen für Leute, die an fessellose Freiheit gewöhnt die komplizierten Verhältnisse des Eigentums schwer in sich aufgenommen hätten! Das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten und an stufenweise aufsteigender Civilisation unter Wilden von vornherein verzweifeln! Wahrhaftig, so urteilen heißt unter jesuitischer Flagge segeln! (Southey 2, 335.) Was die Jesuiten wollten, spricht Pater Sepp in seiner Unschuld klar und deutlich aus, wenn er aus der heiligen Mission also berichtet: „Wir kommen damit (der Unterweisung des Volkes in Ackerbau und Industrie) täglich weiter und unsere Völker werden **uns** immer nützlicher“, Sepp 2, 3. Dieses das Thatsächliche über den Kommunismus des jesuitischen Gottesstaates, die furchtbaren Konsequenzen werden uns zu beschäftigen haben bei dem Kapitel: War das die Lösung der Indianerfrage? —

An diesem Orte der Volkserziehung, allerdings einer besonderen Art, als integrierenden Bestandteiles der Aufgaben des Staates gedenkend, könnte es angezeigt erscheinen, der Jugenderziehung überhaupt näher zu treten. Allein da, wie wir sehen werden, eine seltsame Verquickung religiöser und einfach wirtschaftlicher Momente auf diesem Gebiete vorwaltet, wir auch von vornherein und mit Recht diesen Zweig der Missionsthätigkeit unter die Missionsmittel der Väter gestellt haben, schieben wir diesen Punkt zur Seite und wenden uns der Strafrechtspflege zu, in welcher staatliche Machtvollkommenheit am klarsten und schärfsten zum Ausdrucke kommt. Zwar ist dieser Staat ein „Gottesstaat“, und religiöse, kirchliche Zuchtmittel waren in ihm an der Tagesordnung, indes wir scheiden diese Seite aus und erörtern lediglich die obengenannte Pflege in rein staatlichem Sinne. Ob thatsächlich die Strafe, wie Gothein will, nur Zuchtmittel zur Besserung irrender Kinder war, in dieser großen Familie, wo man das Weltideal von

einer Herde und einem Hirten verwirklicht zu haben glaubte, ob eine eigentliche Gesetzgebung nicht existiert, da man habe von dem Buchstaben absehen dürfen gegenüber den stets lebendigen Empfindungen, an die man nur anzuknüpfen brauchte: Gehorsam, Demut, Liebe, Reue, Zerknirschung und Furcht vor dem Stellvertreter des Allmächtigen und Allwissenden, möchte uns mehr als zweifelhaft erscheinen, Gothein 49. Natürlich haben sich die Väter wohl gehütet, das verlautbaren zu lassen, was einer der Ihren uns überbracht hat, Chateaubriand geht gar so weit zu behaupten, in den 1½hundert Jahren des Bestandes habe kaum ein Indianer Geißelhiebe verdient, Génie du Christianisme IV, 4, 190.

Die Untersuchungs- wie Strafgewalt, dieses eindringlichste Merkzeichen der Souveränetät, besaß der Pater Rektor; ein irgend welches Recht stand den sogenannten Richtern und sonstigen Beamten nicht zu. Für schwierige Fälle war die Entscheidung dem Provinzial vorbehalten, dem 6 von den ältesten und verständigsten Männern in den Reduktionen am Parana und Uruguay zur Seite standen. Bürgerliche und kontentiöse Gesetze, sowie Verordnungen für peinliche Fälle, welche aus der Kanzlei des Generals selbst hervorgegangen waren, bildeten den Maßstab des Richters. Ibañez, welchem wir diese und die folgenden Notizen verdanken, giebt aus den Gesetzen und Verordnungen Auszüge, welche verraten, wie peinlich genau dieses Staatsrecht ausgeübt ward; nichts war außer Acht und Ansatz gelassen, was etwa in solchem Gemeinwesen Grund eines Rechtsstreites bilden könnte, Grenz- und andere Fragen, Berufungsinstanzen u. s. w. bilden z. B. den Inhalt eines Erlasses vom 13. XII. 1732. Tirso Gonzalez und Tamburini erörtern in besonderen Verfügungen die peinliche Gerichtsbarkeit. Da giebt es Haftstrafe von 3 Monden mit viermal 25 Schlägen und Liegen im Block, auf Vergiftung mit tödlichem Ausgange steht ewiges Gefängnis, Sünden wider das 6 Gebot sind zu ahnden mit 2 Monaten Staatsgefängnis und dreimal 25 Hieben. Für Weiber, schwangere ausgenommen, besteht Züchtigung, Haarabschneiden und Spinnhaus zu Recht. Noch manch andere bedeutsame Bestimmung folgt in demselben Erlasse, über das Verhalten gegen Beamte im Falle verbrecherischer Vorkommnisse, über Voruntersuchung und definitive Entscheidung bei schweren Thaten, über Versetzung der Strafbaren infolge von Unverbesserlichkeit und Widerspenstigkeit, über Verhalten gegen die Zauberer, welche nach Gefängnis und Schlägen ad libitum zur Beweisung der Strenge und Beschimpfung in jedermanns Gegenwart in die Länder der Spanier

verjagt werden sollen. Uns will es in der That nicht scheinen angesichts dieser Strafen, als habe man dort nur nach Buße und Besserung getrachtet! Um so weniger können wir uns zu dieser Ansicht entschließen, wenn wir einen Erlaß des Generals Tamburini in Betracht ziehen, den Gothein für seine Aufstellung verwertet, da derselbe Milderung der Strafzumessung wie der Vollziehung derselben in den stärksten Ausdrücken befehle. Der Tenor des Erlasses widerspricht dem, vor allem der Schluß, in welchem die Absicht des Staatsoberhauptes, sein staatliches, souveränes Recht zu wahren, nackt zu Tage tritt. Wir erwarten mit Fug und Recht von einem oberhirtlichen Schreiben mehr als dies; in extenso geben wir darum, zur Kennzeichnung von jesuitischem Absolutismus, den Erlaß wieder:

„Ich sehe, daß die Bestrafung und die Art die armen Indianer zu behandeln, so zunimmt, daß die Strenge gegen sie auf den höchsten Gipfel steigt, den Tyrannen, die heiligen Märtyrer zu quälen, zu erfinden gewußt haben. Es ist eine wahre Unmenschlichkeit, die man gegen die Schuldigen verübt, da man sie zu einer ewigen Gefangenschaft verdammt, sie Tag und Nacht an einigen Oertern in der Tiefe eines verborgenen Ortes hält, sie mit beiden Füßen in den Stock spannet, ein paar Handeisen anlegt, ohne daß sie jemals ihre Stellung bis an den Tod verändern können, ohne daß man ihnen auch bis in den letzten Hauch einige Erleichterung schafft. Denn man nimmt ihnen die Handeisen nicht einmal ab, wenn man ihnen das heilige Oel giebt. In diesem erbärmlichen und marternden Zustand erschwert ihnen sogar ein mancher Pfarrer das Essen, so daß nicht wenige in achtzehn, andere in zehn Monaten, oft ohne Sakramente, bloß vom Haupt bis auf die Füße, ohne einen Sklavenrock, sich zu bedecken, gestorben sind. Die Unmenschlichkeit ist so groß, daß sie von mir begehren, ich solle erklären, der Provinzial solle keine Gewalt haben, einen zu befreien, den ein anderer Provinzial oder Superior zu einer solchen ewigen Gefangenschaft verdammt hat. Ich hingegen erkläre im Gegenteil, daß er ihn auf freien Fuß stellen kann, wenn er seine Besserung sieht und ohne größere Gefahr hoffen kann, daß er in diesem Zustande der Besserung beharrt (?? wie das zu eruieren unten im Verließ ist uns unerfindlich geblieben). Ich befehle demnach, daß keineswegs das, was wir beständiges Gefängnis nennen, über 10 Jahre währen soll, das Verbrechen mag beschaffen sein wie es will; ich befehle auch, daß keineswegs kein Delinquent einem weltlichen Richter oder Statthalter, von welchem Ansehen es auch sei, ausgeliefert werde." Bret 2, 413 f., vgl. 406—414, vgl. Burriel

13, 32, 63. Schließlich spricht auch das wider Gotheins Auffassung, daß in diesem Staate die Todesstrafe zu Recht nicht bestand, Burriel 13. Der Vollzug aller Strafen lag in den Händen der Reduktionsbeamten „unter Beystand des Vaters“, Bret 2, 494 f., Sepp 2, 5 f.

Neben diesem so gestalteten Strafkodex bestand offenbar der Kodex oft grausamer, unmenschlicher, selbst das Weib nicht schonender Willkür, welcher sicherlich ebenso gefürchtet war wie jener, Bret 2, 472, 477, 493, Charl. 1, 252, 465, Fernandez 118 f., Weltbott 3. Teil 17, 391, 113, Bach 38, Frezier 580, Ulloa 1, 544, Southey 2, 352, Burriel 178 ff., 196, Weltbott 1. Teil 2, 47, 58; 3. Teil 17, 389, 101, Dobrizhoffer 2, 23 ff., Sepp 2, 5 f. Eine Möglichkeit, Klage über solche Vorkommnisse beim Superior anzubringen, gab es kaum, denn also schreibt P. Arteaga: „Auch in diesem Stück beschweren sich die Indianer, wozu noch kömmt, daß, wenn ein Indianer Grund hat, sich über den Pfarrer zu beschweren, es unmöglich ist, der Sache abzuhelfen: denn er hindert auf eine listige Weise den Rekurs an die Superioren. Man muß also krepieren und zu Grunde gehen und darf keinen Mund aufthun. Auch wenn die Räte mit dem Provinzial sprechen, so sind sie doch nicht so keck, ihre Klagen vorzubringen, denn die schleichenden Indianer geben gleich davon dem Pfarrer Bericht, den sie zu beleidigen sich sehr scheuen“, Bret 2, 497. Bürger eines Staates geworden empfand der einst freie Eingeborene die ganze Schwere, welche dieser Vorzug brachte; nach freiem Dünken einst lebend mußten die eisernen Schranken eines furchtbaren Absolutismus ihn zwiefach drücken. Die Wohlthat war zur Plage geworden, und der Wohlthäter zum unerbittlichen Richter und oft erbarmungslosen Herrn, die Zeit der „Lämmersanftmuth“ war vorüber.

Zur Charakteristik römischer Geschichtsschreibung vergleiche man nun einmal Hahn zu diesem Passus, der folgendes schreibt: „In den Reduktionen gab es eigentlich weder eine peinliche noch eine bürgerliche Gesetzgebung; die Religion vertrat die Stelle des Gesetzgebers und das Gewissen leitete das Richteramt; einige schlichte Vorschriften vertraten den Wulst von Satzungen, die in anderen civilisierten Staaten zur Notwendigkeit geworden sind .... Die Gerechtigkeit war mit der Barmherzigkeit derartig verschmolzen, daß der Schuldige meist zum Tugendhaften umgewandelt wurde!“ Widersprechenderes und mehr gegen die Wahrheit streitendes als dieses giebt es kaum, aber an Entstellung sind wir gewöhnt, Hahn 5, 153, Balussi 2, 242, Herrlichkeit der Kirche 54, Charl. 1, 239, Chateaubriand a. a. O. —

Noch ein Moment ist es unseres Erachtens, welches neben den schon aufgeführten zur völligen Konstruktion des Staatsleibes gehörte, das **Militärwesen**. Wie die Rechtspflege nach innen sich auswirkt, zeigt sich die Macht des Staates nach außen in dieser Gestalt. Seltsames genug ist uns begegnet in diesem Gottesstaate, so daß wir uns nicht verwundern dürfen über diese Ausgeburt jesuitischen Missionswesens. Ja, in gewisser Weise möchte gerade diese Seite des dort sich entwickelnden Lebens entschuldbar sein, wenn wir uns jener Tage erinnern, in denen die raubenden Horden der Mamelukos die Missionen überfielen, und heidnische Stämme fort und fort den stillen Frieden störten. Wir haben damals den Gang der Bewaffnungsfrage eingehend verfolgt und betrachten hier so kurz wie möglich, wie die Angelegenheit sich weiter entwickelt, das Militärwesen zur Ausbildung gelangte und einen wesentlichen Teil staatlichen Lebens ausmachte.

Je nachdem der Wind bei Hofe wehete, war die schwer erlangte Erlaubnis der Bewaffnung der Christen behandelt worden; 1661 ward die 1642 gegebene Konzession aufgehoben, aber schon 1679 bestand dieselbe wieder zu Recht, ward dann 1716 wieder zurückgezogen, um endlich durch das Dekretum Philipp V. definitiv geregelt zu werden. Gestattet war die Verfertigung von allerlei Waffen und gefordert die Übung in denselben; um etwaigen Empörungen unter den Christen die Spitze abzubrechen, standen die Waffen unter besonderer Verwahrung, aber zu freier, uneingeschränkter Verfügung der Missionen im Depot zu Assumption, während nur das Pulver in den Reduktionen asserviert wurde. Genau solle der Provinzial bei seinen Visitationen diesem Zweige des Lebens seine Aufmerksamkeit zuwenden und demgemäß berichten. So die Bestimmung, Weltbott 5. Teil 28, 552, 24, 42 f., vgl. lettr. édif. XXI, 384 f., 421, Sammlung 2, 404 f., 517, Charl. 2, 185 f. Ob diese Verordnung stets gehalten, ist uns mehr als fraglich, zumal Assumption oft den Vätern fest verschlossen war; wie hätte man auch üben sollen ohne Gewehr? Vgl. Weltbott 5. Teil 29, 556, 11. So legte man denn von Jahr zu Jahr steigenden Wert auf Heranbildung tüchtiger Befehlshaber wie auf die kriegerische Ausbildung des Volkes, zumal die Krone in richtiger Erkenntnis der wachsenden Tüchtigkeit dieses Volksheeres gern auf diese geschulten Kräfte sich stützte. Zur Landesverteidigung waren alle Männer tauglich: jede Reduktion hatte ihre bestimmten Kompagnien Infanterie und Kavallerie, „Piquenirer, Musquetirer, Pfeilschützen und Schlingenwerfer oder Schleuderer", welche 5 Pfd. schwere Steinkugeln warfen, „Obristen, Hauptleute, Lieutenants

und Fähndriche" standen den einzelnen Haufen vor. Hier fanden die Kaziken, die alten Herzoge ihrer Stämme, wahrscheinlich geeignete Verwendung. Übungen im Scheibenschießen, im Lanzen- und Lassowerfen, sowie im Gebrauche des Säbels, Ausbildung guter Streitrosse wechselten ab mit öffentlichen Ringelrennen und Karussellspielen auf der Plaza nebst großartigen Paraden, um den Wetteifer zu erhalten. Klare, bestimmte Kriegsreglements setzten die Übungen fest, ordneten allerlei Feldübungen, Alarm u. s. w. an, schrieben sonntägliche Revuen und Musterung der Waffen, sowie die Zahl und Arten derselben genau vor. Wieder andere befahlen die Anfertigung von Waffen und Pulver und die Aufstellung bestimmter Detachements für dringende Kriegsfälle, sowie Einrichtung von Magazinen für Kriegs- und Mundbedürfnisse. Schon die von Moussy mitgeteilten, mit Namensunterschrift bekannter Väter versehenen Kriegsordres lassen uns Blicke in die sorgsame Ausgestaltung dieses Staatsdepartements thun, eingehender noch sind Kriegsbefehle des Visitators Andreas de Rada und des Provinzials Arteaga, welche Ibañez mitteilt. Es ist in denselbigen nichts vergessen, und alles so sorgfältig erwogen und praktisch bestimmt, daß diese Befehle einem Erlasse aus dem großen Generalstabe zu Berlin alle Ehre machen würden. Mit möglichster Dringlichkeit werden die Väter ermahnt, alles zur Ausführung zu bringen und von der höchsten Wichtigkeit dieser Vorkehrungen stets überzeugt zu sein! Und mit Recht in der That kann der streitbare Sohn der Tiroler Berge schreiben: „Wir können aus unseren Völkerschaften in kurzer Zeit eine Armee von 30000 Indianern zu Pferde stellen, welche die Musquete zu führen, den Säbel zu schwingen, offensive und defensive zu streiten wissen, so wohl als jeder Europäer, worin sie von unseren Patribus abgerichtet werden, ohne ihrer Pfeile und Bögen, Schlingeln und Drischeln zu gedenken, in denen sie annoch von ihrer Heidenschaft her Meister sind." Späterhin werden wir Raum finden, gelegentlich des Gebrauches aller dieser Mittel ein weniges zu erbringen sowohl über die Schlagfertigkeit dieses Heeres, als auch über die Furcht, welche vor ihm herging, zumal bei der Zerstörung der Reduktionen und in den furchtbaren Revolutionskriegen dieses Heer berufen war, eine traurige Rolle zu spielen, Sammlung 2, 414, Sepp 2, 23, Moussy 3, 673 ff., Bret 2, 426 ff., 525—529, Gothein 47 f., Page 560, Pauke 112 ff., lettr. édif. XXI, 371, Orbigny III, 1, 44, Hahn 5, 153, siehe oben Mauern und Wehre um die Reduktionen her.

Wir erwähnten schon, daß das Kriegsmaterial in den Reduktionen

hergestellt wurde; natürlich, denn die Väter waren Selbstproduzenten auch in dieser Branche. Kanonengießereien und Pulverfabriken, Werkstätten für andere Waffen waren hier und dort, wenn schon die Väter sich mit Stücken aus Holz und Rohr, mit Leder überzogen und mit Eisenringen gedichtet, zu behelfen wußten. Trotz gegenteiliger, echter Zeugnisse behauptet der uns schon bekannte Pater Rodero, Pulver sei nie in den Reduktionen angefertigt, man entbehre auch des dazu benötigten Materiales; vielmehr hätten die Spanier den Bedarf zu liefern. Allein wir wissen ja zur Genüge, was von dieser Behauptung zu halten ist, lettr. édif. XXI, 385, Joly 3, 306, Southey 3, 484, Ulloa 1, 545, Orbigny 1, 273, Burriel 249 f., Sepp 2, 23, Dobrizhoffer 3, 392, Moussy 3, 674, Bret 2, 431. — Da die mächtigen Wasserstraßen reichlich Gelegenheit boten, versäumten die Väter nicht, ihr Gebiet und ihre Handelsschiffe durch eine Kriegsmarine zu schützen. Schon in den ersten Zeiten zwang das Erscheinen der Räuber auf Piroguen zu diesem Schritte, wir erinnern an die gewaltige Flußschlacht auf dem Acaray und die militärisch-technischen Vorkehrungen auf den Missionsschiffen, und die häufig erwähnten Seeschlachten und Wassergefechte, welche einen Teil der Festbelustigungen ausmachten, sind sicherlich nicht zum Ergötzen nur ausgeführt, ebensowenig wie die Vorübungen zu dem Zwecke. Kriegsschiffe, Galeeren, zerlegbare Boote werden denn auch thatsächlich erwähnt, ein weiteres indes sagen die Quellen nicht, lettr. édif. XXI, 364, Sepp 1, 25, Church. Coll. IV, 652, vgl. Sepps Stromfahrt, Techo 235. —

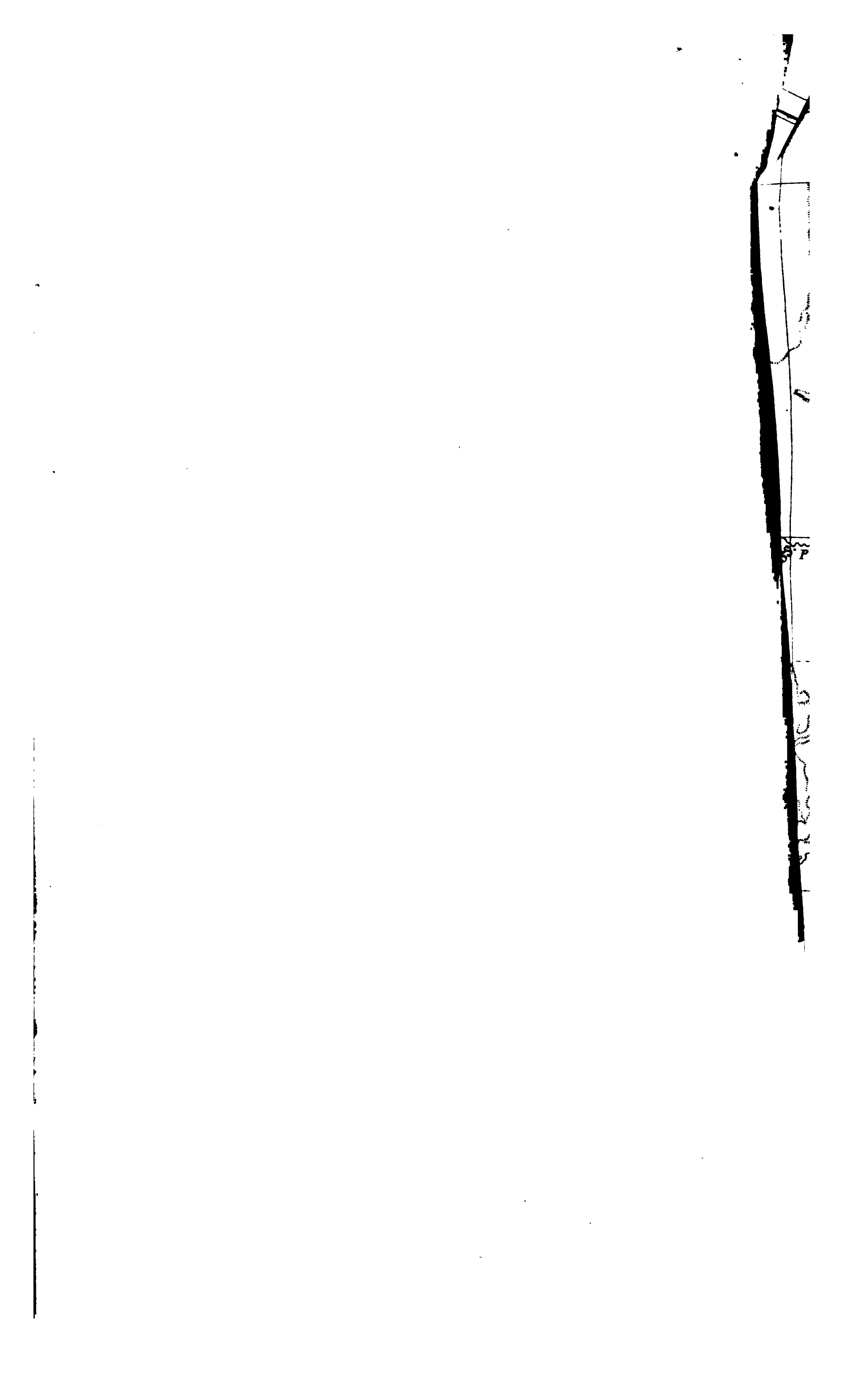
Wir stehen am Ende und blicken zurück! Kein Moment staatlicher Lebensäußerung fehlt; was die Väter im Mutterlande gesehen und erfahren, die Verhältnisse, in denen sie groß geworden waren, hierher übertrugen sie alles und bildeten das Gefüge social und religiös aus, welches nach seinem Äußeren, seinem Gerippe zu beschreiben Aufgabe dieses Bandes war. Es war stille Arbeit, Arbeit von Jahrzehnten, welche hierin niedergelegt war, der Sturm und Drang war aus, ob es eine gesegnete Arbeit, ist eine andere Frage. Aber alles, was die Väter hier schufen, fand Sanktion von seiten der Krone Spanien, königliche Privilegien allerlei Art, abgetrotzt und abgeschmeichelt von den Vätern, deckten ihr Thun vor den Machthabern des Tochterlandes. Und wenn auch manchmal, ward der Schleier gelüftet, die schützende und spendende Hand sich zurückzuziehen gezwungen sah, immer wieder verstanden es die leitenden Missionsväter, die alte Gunst zu erringen. Von jenem ersten Exposé der Väter Cataldino und Maceta bis zum berüchtigten Dekre-

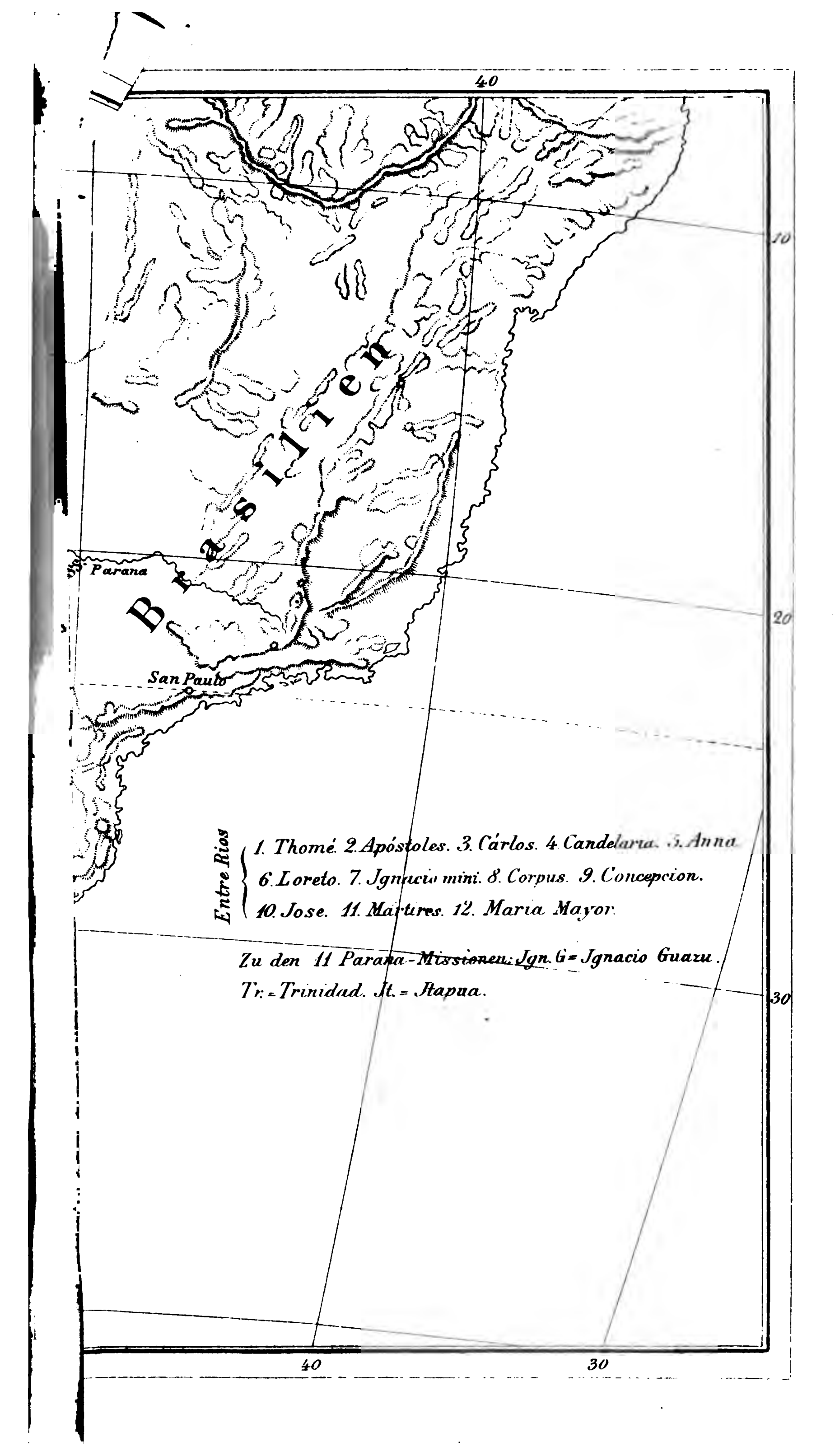
tum Philippi V. zieht sich eine Kette schützender Garantien um dieses Gemeinwesen wie ein mächtiger Wall, daß es werden konnte, was es ward. Trefflich in der That war alles gelungen, gerüstet nach außen hin stand der Missionsstaat da. Ein Stück war zu dem andern erwachsen, von innen nach außen geboren hat er ein festes Gefüge, an dem jahrzehntelang die Wogen des Ansturmes abprallten, bis endlich auch seine Stunde schlug.

In jenen Tagen geschah es, daß der Ausdruck „Jesuitisches Reich“ zum Schibboleth des Kampfes wurde durch jene merkwürdige Schrift: „Relação abbreviado da Republica de los Jesuitas“, welche aus des Marquis Pombal Kanzlei hervorgegangen, unzählige Male gedruckt der Welt das Geheimnis des Jesuitenstaates offenbarte und allen Potentaten Europas, vom Papste herab diese Männer denunzierte, welche auf solche Weise einen Staat ohne weltliche Auktorität aufgebaut und ihre wahre Gesinnung enthüllt hätten. Was im geheimen gearbeitet und mit kluger Vorsicht versehen war, was ein Campanella geträumt, was die Väter von vornherein mit großem Bedachte angelegt, was in dem Begriffe „Mönchsregierung“ verborgen lag, was Cataldino und Maceta forderten, hier war es Thatsache geworden im „Jesuitischen Reich“, von dessen Dasein nun die Welt wiederhallte. Es ist hier nicht der Ort, der unglaublich vielseitigen Litteratur zu gedenken, — wir nehmen vielmehr Abschied von dem seltsamen Staatengebäude vorigen Jahrhunderts, um im 3. und letzten Bande darzulegen, mit welchen seltsamen Mitteln die baukundigen Väter es aufgeführt und wie sie es erhalten. Auch dem werden wir nachzudenken haben, wie das geistige, das Innenleben der Bewohner gestaltet, wichtige Fragen zur Vervollständigung der uns gesetzten Aufgabe. Grundlegend zuerst sind wir zum Schlußstein gekommen, aber eingefügt in die Grundmauern und verwertet im Aufbau erkannten wir schon die Fehlsteine, welche noch ausstehende Antwort uns erleichtern.

Inhalt.

		Seite
	Einleitendes	3
	Die Entstehung des Gedankens der „Reduktion" und der „république chrétienne", ein letzter Beitrag zur „Lösung der Indianerfrage"	5
I.	Die Anlage der Reduktionen	31
	1. Das Missionsland	31
	2. Die Gotteshäuser der Missionen	34
	3. Das Haus der Väter, das Kolleg	52
	4. Der Friedhof, die Gärten der Väter, der Werkstättenhof, die Magazine	55
	5. Der Kirchplatz und die Schulen	59
	6. Das Quartier und Haus der Eingeborenen	62
	7. Gefängnis und Spinnhaus, Hospital und Apotheke	65
	8. Mauern und Wehre um die Reduktionen her	68
	9. Das Weichbild der Siedelung: die Ramada, Straßen und Wege fabrikartige Etablissements	71
	10. Die Feldmark der Siedelung	73
	11. Ein Rückblick	77
	12. Die Landfrage in den Reduktionen, ein Zwischenstück	78
	13. Die Weideflächen und Viehposten	93
II.	Das Leben der Väter in den Reduktionen und der äußere Lebenszuschnitt ihrer Christen	95
	1. Die leitenden Väter	95
	2. Der äußere Lebenszuschnitt der Christen	130
III.	Das gottesdienstliche Leben der Gemeinde	161
	1. Die gottesdienstliche Einrahmung des Werkeltages	162
	2. Die Feier des Sonntages	164
	3. Die Weihnachts-, Fasten- und Osterzeit	166
	4. Beichte und Kommunion	174
	5. Die Bruderschaften und die gottesdienstliche Gewöhnung	175
	6. „Das zarte Frohnleichnamsfest"	178
	7. Öffentliche Lustbarkeiten	180
	a) Allgemeines	180
	b) Das Fest des Schutzpatrons	181
	c) Die Pflege des öffentlichen Tanzes	187
	d) Die Musik und ihre Verwertung	189
IV.	Das wirtschaftliche Leben und der Ertrag der Arbeit	191
	1. Der wirtschaftliche Betrieb	191
	2. Der industrielle Betrieb	195
	3. Die Erträge dieses wirtschaftlichen Systems und des Handels	197
V.	Die staatliche Ordnung	207




40
10
20
30
40
30
Brasilien
Parana
San Paulo
Entre Rios
1. Thomé. 2. Apóstoles. 3. Cárlos. 4. Candelaria. 5. Anna.
6. Loreto. 7. Jgnacio mini. 8. Corpus. 9. Concepcion.
10. Jose. 11. Martires. 12. Maria Mayor.
Zu den 11 Parana-Missionen: Jgn. G = Jgnacio Guazu.
Tr. = Trinidad. Jt. = Jtapua.





